In der Karthause

Heinrich Hansjakob, Curt Liebich

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Class

Digitized by Google

Heinrich Hansjakob

In der Karthause.

Digitized by Google

In der Karthause.

Tagebuchblätter

von

Heinrich Hansjakob.

Mit Illustrationen von Curt Liebich.

Fünfte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1903.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

872
H249
i
MAIN

Herrn

Oberbürgermeiſter Dr. Winterer

in Freiburg

in dankbarer Geſinnung

gewidmet vom

Verfaſſer.

164639

Digitized by Google

Lucie Van Mon
ten in Amsterdam,
Holland, 1 Jan. 1870.
Married Dr. Jan Van Mon-
ten, Amsterdam, 1 Jan. 1895.

Her Scholastic Honors in Holland:
Graduated from the Gymnasium, Amsterdam, 1888.
Graduated from the Lyceum, Amsterdam, 1890.

Other scholastic Honors since she
has been in the United States:

Ritter Johannes trug den Beinamen der Gräſſer, d. i. der Übermütige.*)

Der Kirchenbann traf ſie mehr denn einmal ob ihrer Gewalttaten, die Ritter Schnewelin; denn mit der Geiſtlichkeit gingen ſie beſonders hart und ungerecht um.

Auf ihrer Burg Wißneck im Dreiſamtale hielten ſie zur Zeit, da wir den Ritter Johannes in ſeiner Amtsſtube treffen, den Abt von St. Märgen mit drei Mönchen gefangen.

Schon über hundert Jahre lang plagten ſie das dortige Stift, deſſen Schirmvogtei ſie an ſich gebracht hatten. Vertreibung der Mönche, Verwüſtung des Kloſters und Ermordung von Äbten ließen ſich dieſe Vögte wiederholt zu ſchulden kommen.

An all' dieſe Dinge und Freveltaten dachte der Bürgermeiſter Johannes, da er mit grimmiger Miene am Fenſter ſtund und hinüberſah auf den Kirchhof der Barfüßer, der ſamt Kloſter und Kirche unmittelbar vor ſeinen Blicken lag.

*) Von dem mittelhochdeutſchen Wort „grâzen", d. i. leidenſchaftlich erregt, übermütig ſein. Man ſagt heute noch im alemanniſchen Volksmunde: „Der laßt's grezen," d. h. er iſt ſtolz, übermütig.

Digitized by Google

Dort haben sie vor wenig Tagen zwei Mönche begraben, die einst Ritter und seine Freunde gewesen waren, einer vom Patriziergeschlecht der Turner und einer von dem der Geben. Beide hatten ihres Lebens Schuld als Barfüßer gesühnt.

Ihre frischen Grabhügel haben den Bürgermeister heute an seine und seiner Sippe Gewalttaten erinnert, erinnert auch an den eigenen baldigen Tod.

Er fühlt's, der alte Gräßer, daß der Mann mit der Sense nahe ist. Kaum kann er sich noch auf seinem Hengst halten, wenn er hinausreitet auf seine Burg — Birchiberg bei St. Ulrich am Schauinsland, — und seine Füße wollen ihn oft nicht mehr tragen, wenn er von seinem Herrensitz am Fischbrunnen zum Rathause schreitet.

„Es geht dem Ende zu auch mit dir," so sprach er, am Fenster stehend und auf die Grabhügel seiner Freunde hinabschauend, zu sich. „Aber in die Kutte schlupf' ich nicht, so lange ich lebe. Es ist genug, daß mein einziger Sohn droben bei den Augustinern eingetreten ist und mir die letzte Hoffnung geraubt hat."

Digitized by Google

„Doch Hab und Gut will ich der Kirche geben und noch ein neues Kloster stiften für Ordensleute, die frömmer sind und strenger leben als alle andern hier. Die Stadt soll den Platz schenken zum neuen Gotteshaus, und ich statte es aus. Dann mögen die Mönche für ewige Zeiten beten für meine und meines Hauses Schuld."

So sprach an jenem Tage Johannes, der Übermütige, und dann rief er dem Stadtschreiber nebenan und diktierte ihm ein Schreiben an den Prior der Karthause in Basel. Ein reitender Stadtknecht brachte es alsbald dahin.

Des Gräffers ritterliche Freunde in Basel hatten ihm, der früher oft dorthin geritten kam, erzählt von dem strengen Leben ihrer Karthäuser-Mönche, und darum wollte er diese nach Freiburg berufen als Sühnopfer für sich und sein Geschlecht.

Kaum war der Stadtknecht abgegangen, so ließ der Bürgermeister den Rat auf den Abend zusammenkommen, trug den Herren seinen Plan vor und bat um eine Stätte für das neue Kloster.

Noch nie hatte der gefürchtete Ritter und Bürgermeister einen Antrag gestellt, der nicht durch-

Digitized by Google

gegangen wäre; der heutige entsprach außerdem der Ratsherren frommem Sinn, und so ward beschlossen: Die Karthäuser sollen auf städtischem Grund und Boden eine Hofstatt suchen, die ihnen gefällt, und die Stadt wird sie ihnen schenken. —

Wenige Tage später schritt der Prior der Karthäuser in Basel mit einem seiner Mönche zum „Basler Tor" herein in die Dreisamstadt.

Demütig und barhäuptig wanderten die zwei Söhne des heiligen Bruno in ihrer weißen Kutte und mit der weißen „Kulle" als Überkleid durch die Gasse dem Rathause zu, angestaunt von allem Volke.

„Willkommen, ihr Brüder," rief ihnen der ritterliche Schultheiß aus seinem großen Lehnstuhl entgegen, als die zwei Mönche in die Amtsstube traten. „Es ist schon alles in Ordnung hier zu eurer Aufnahme. Ihr dürft nur den Platz wählen und zu bauen anfangen."

In geziemenden Worten dankte der Prior namens seines Ordens für das Wohlwollen des gnädigen Herrn und für seine gottgefällige Absicht, den Söhnen des heiligen Bruno ein Heim zu schaffen in der Nähe der schönen Zähringerstadt.

Er erklärte sich auch bereit, alsbald eine

Digitized by Google

Stätte zu suchen in der Waldeinsamkeit, wie sie Karthäusern gezieme; aber mit dem Bau könne erst begonnen werden, wenn der Oberprior in der großen Karthause bei Grenoble und das Generalkapitel ihre Zustimmung gegeben hätten.

„Einverstanden," sprach der Bürgermeister, „doch bis die Genehmigung eurer Obern eingeholt und der Bau fertig ist, hab' ich das Zeitliche gesegnet. Ich werd' euch aber im Testamente nicht vergessen. Am liebsten wär' ich bei euch begraben, doch ich erleb' die Vollendung eures Klosters nimmer; drum sollen die Nonnen von Günterstal meinen Leichnam haben."

„Ein Stadtknecht geleitet euch zwei nun in mein Haus, wo ein Imbiß euer wartet. Habt ihr den verzehrt, so nimmt der Waldmeister euch mit hinaus in Feld und Wald. Dort sucht ihr, bis euch eine Stätte gefällt, und die sollt ihr haben."

Schon am 28. Juni stellen „Johans Sneweli, ritter, bürgermeister vnd der rat gemeinlich zuo Friburg in Brisgöwe" eine Urkunde aus, worin sie bekannt geben, daß sie um ihres und ihrer Vorderen Seelenheiles willen „gegeben hant dem prior vnd den bruodern der karthuser vnd karthuser-

ordens ein hofstett in dem Müßpach (Moosbach), die sie genemet hant sant Johans des Touffersberg."

So ward der Grund gelegt zum Karthäuserkloster St. Johanns-Baptistenberg bei Freiburg.

Ein Jahr später, am 9. Oktober 1347, machte der Gräffer sein Testament und bedachte darin all' die zahlreichen Kirchen und Klöster in und um die Stadt, selbst alle Einsiedlerklausen auf eine Meile im Umkreis.

Besonderer Zuwendungen aber erfreuten sich die „Karituser", deren Klosterstätte auf St. Johanns-Baptistenberg eben dem Wald abgerungen worden war. Sie bekamen all sein „varend guot, alles, was nüt nagel oder niete het" in seinem Hause zu Freiburg. Nur die „armbrust vnd spieße" sollten in seine Burg Birchiberg kommen.

Alles andere soll den Karitusern sein, „darzuo min pferit, min karre vnd ouch das karrenpferit vnd der mul*), die reben an der wünnehalden, die matten zu Vischbach, der garten in der wertgassen."

Aber der fromme Ritter gab den Karitusern noch mehr. Am Schauinsland besaßen die Schnewelin reiche Silbergruben, aus denen ein großer

*) Der Maulesel.

Digitized by Google

Teil ihres Reichtums stammte. Der Gräffer schenkte nun den Mönchen auch einen Teil des „Schouwesland“ zum Bau ihres Klosters, „vnd soll man damit vmbmuren vnd Zellen machen, also, daß ir fünfe da innen vermuret sien vnd beliben vnd nuwent (niemand) denn der prior vsgange.“

So begabte Ritter Schnewelin, der bald nach diesem Testament, am 10. November 1347, aus dem Leben schied, das Kloster zunächst für fünf eingemauerte Mönche und einen Prior, der allein die Klause sollte verlassen dürfen.

Aus der Karthause zu Tückelhausen bei Würzburg sandte das Generalkapitel die ersten Mönche in die neu gegründete Einsiedelei St. Johanns-Baptistenberg bei Freiburg.

Die eingemauerten Mönche mit ihrer harten Lebensweise, die ihnen zur Lebsucht nur Wasser, Brot und Hülsenfrüchte gestattete und beständige „Einzelhaft“ mit Stillschweigen auferlegte, fanden gar bald Freunde und Gönner.

Reichlich flossen ihnen bei dem frommen Zeitgeist jener Tage Gaben und Stiftungen zu; Felder und Wälder, Gold und Silber, Bücher und Paramente bekamen sie von allen Seiten.

Digitized by Google

Zu Bibliothek, Kunst und Schrift, Buch und Buchdruck, Buchhandel und Antiquariat, Buchbinder und Buchbinderei, Leder und Leinen, Papier und Papierherstellung, Wasserzeichen, Schrift, Schriftarten, Schriftgießerei, Schriftmuster, Schriftproben, Schriftsatz, Setzkasten, Setzmaschine, Satz, Druck, Druckerei, Druckmaschine, Druckpresse, Druckverfahren, Druckwerk, Druckwesen, Druckerzeugnisse, Druckschrift, Druckstock

bot der Hügel eine Waldeinsamkeit, wie sie wonniglicher nicht gedacht werden konnte.

Auch von dem schönen Wald, der die Karthause umschloß, schenkte die Stadt den Brüdern anno 1381 zehn Morgen mit der einzigen Bedingung, daß die Bäcker der Stadt in demselben noch, wie seither, das Recht haben sollten, den Leimen (Lehm) zu holen, um damit ihre Backöfen zu machen.

Mit der Gründung der Universität im folgenden Jahrhundert mehrte sich das Ansehen der Karthäuser durch Männer der Wissenschaft, die teils bei ihnen als Mönche eintraten, teils als ihre Freunde und Wohltäter im Kloster ein- und ausgingen.*)

Unter den ersten war der Magister der Philosophie, Hermann Wicker von Butzbach; er verließ 1470 die Universität, wurde Karthäuser und starb als Prior.

Sein Freund, der Magister Johann Hensler von Fürstenberg, der 1506 auf einer Pilgerreise

*) Einer der ersten Lehrer an der neu errichteten Hochschule, Meister Arnold von Schorndorf (er las über Aristoteles), stiftete in der Stadt ein Kollegium für sechs neue Magister der freien Künste und stellte dasselbe unter die Aufsicht der Karthäuser. Arnold, der wiederholt Rektor der Universität war, starb 1485 als Kustos des Kollegiatstiftes zu Waldkirch.

nach St. Jakob di Compostela starb, schenkte dem Kloster Handschriften, seltene Drucke, Geld und Leinwand und ließ gemalte Fenster in das Kapitelhaus machen.

Bald nach Wicker trat der Dekan der Artistenfakultät, Johann Keßlin von Leonberg, bei den Karthäusern ein und wurde auch sein Nachfolger als Prior.

Keßlin wurde vom Ordenskapitel später nach der reichen Karthause Gaming in Niederösterreich versetzt. Nach einigen Jahren kehrte er aber wieder in seine liebe Zelle auf St. Johanns-Baptistenberg zurück und starb hier am Stefanstag 1502.

Während seines Priorats war der berühmteste Mann, den die Freiburger Karthause barg, in dieselbe eingetreten: Gregorius Reisch von Balingen im heutigen Württemberg, der Sohn blutarmer Eltern. Er wurde 1487 an der Universität Freiburg immatrikuliert, im folgenden Jahre Baccalaureus und 1489 Magister der Philosophie. Er war so dürftig, daß er die geringen Taxen bei diesen Beförderungen nicht zu bezahlen vermochte und einen Revers ausstellen mußte, sie, sobald er in bessere Verhältnisse käme, nachzuzahlen.

Digitized by Google

Einer seiner Lehrer soll der berühmte Reuchlin gewesen sein, was voraussetzt, daß Reisch auch in Heidelberg studierte.

In Freiburg scheint er seinen Unterhalt in der „Stiftung Zollern" gefunden zu haben. Zu Anfang der neunziger Jahre ist er als Hauslehrer bei dem Bischof Friedrich von Zollern, dem Freunde Geilers von Kaisersberg, zu Augsburg, wo er des Bischofs Neffen, die Söhne des Grafen Eitel-Friedrich II. von Zollern, unterrichten mußte.

1496 ist Reisch wieder als Lehrer an der Universität in Freiburg, scheint aber bald darnach bei den Karthäusern eingetreten zu sein, wohl auch um seinen Studien in dieser Einsamkeit besser obliegen zu können.

Reisch ist zweifellos der bedeutendste Mann, der in der Freiburger Karthause gelebt hat, und er wird auch eine der größten Zierden der Universität für alle Zeiten ihres Bestandes bleiben.

Er war ein Universalgenie und beherrschte alle Gebiete des damaligen Wissens. Ein glänzendes Zeugnis davon gibt sein Werk „Margarita philosophica" (Perle der Weisheit), in welchem er der Gelehrten-Welt die erste Encyclopädie des ge-

Digitized by Google

samten Wissens darbot, und das 1503 zum erstenmal erschien, ein Werk, dem in unseren Tagen noch ein Alexander von Humboldt das größte Lob spendete.

Der mit dem Lob seiner Zeitgenossen gewiß nicht freigebige, berühmteste Gelehrte jener Tage, Erasmus von Rotterdam, pries den bescheidenen Karthäuser als „das Orakel Deutschlands“ und unterbreitete ihm seine eigene Übersetzung des Neuen Testaments vor dem Drucke zur Prüfung.

Reisch war nicht bloß ein durch und durch gelehrter, er war auch ein sehr frommer, ja ein heiligmäßiger Mönch.

Ein jüngerer Zeitgenosse von ihm, Pappenheim, nennt ihn in seiner Chronik der Truchsesse von Waldburg geradezu einen „hayligen Mann.“

Seine Frömmigkeit hatte ihn auch dem strengen Orden der Karthäuser zugetrieben, und diese wußten, was sie an ihm hatten. Nach dem Tode Keßlins wählten sie ihn alsbald zu ihrem Prior. Als solcher zeigte er auch den praktischen Mann.

Er errichtete unten im Tal eine Mühle, erweiterte das Kloster durch fünf neue Zellenhäuschen und restaurierte Küche und Speisesaal.

Digitized by Google

Das Geld, welches ihm sein obengenanntes Werk eintrug, und die Summen, welche sein mächtigster Gönner, der Kaiser Max, ihm schenkte, verwandte er hiezu.

Bei diesem Kaiser galt der fromme und gelehrte Karthäuser so viel, daß Maximilian, da er zu Wels in Oberösterreich am Sterben lag, den heiligmäßigen Mann von Freiburg rufen ließ.

Als Reisch, der bescheidene Karthäuser, in das Krankenzimmer trat, rief der Kaiser ihm zu: „Ihr kommt zur rechten Zeit, Pater, und werdet mir beistehen, auf daß ich in den Himmel komme!"

Tag und Nacht blieb der Mönch an des Kaisers Sterbelager, bis dieser in der Nacht des zwölften Jänners 1519 verschied.

Reisch kehrte in seine Karthause zurück, aus der ihn 1525 der Ansturm der revolutionären Bauern vertrieb. Er flüchtete in die Stadt, wo er alsbald, noch nicht sechzig Jahre alt, starb, aber in der Karthause begraben wurde.

Dieser wirklich große Mann und Karthäuser verdiente heute noch von der Stadt Freiburg oder von ihrer Universität ein ehrendes Denkmal in Stein oder Erz.

Digitized by Google

Unter ihm war die Karthause ein Versammlungsort aller bekannten und berühmten Humanisten jener Zeit geworden. Erasmus von Rotterdam, Ulrich Zasius, Johannes Eck, Reischs Schüler, der Dichter und Philologe Locher, genannt Philomusus, aus Ehingen, die beiden Baldung, Kaspar und Hieronymus, aus Gmünd, der Poet Philippus Engelbrecht von Engen, Lonitzer, ein Landsmann und Schüler Luthers, Dozent der hebräischen Sprache an der Universität, Georg Northofer, der vieljährige Rektor und erste Professor der Theologie, gingen in der Karthause ein und aus.

So wie die heutigen Freiburger Universitätsprofessoren ins Museum wandern, machten ihre Kollegen im 15. und 16. Jahrhundert ihre Spaziergänge in die Karthause, wo sie immer Anregung und Unterhaltung fanden.

Besonders genau muß der Dichter Locher die Gegend bei der Karthause gekannt haben.

Locher hatte ein böses Maul und eine spitzige Feder, war das Urbild eines hochmütigen Gelehrten und meinte, außer den Schwaben gebe es keine Gelehrten.

Ein junger Straßburger Poet, Mathias

Digitized by Google

Ringmann, schrieb gegen ihn ein paar witzige Verse.

Locher wurde darüber so aufgebracht, daß er dem Jüngling, als er 1505 von Freiburg aus über den Schwarzwald zog, mit acht Bewaffneten bei der Karthause aufpaßte, ihn niederwarf, entkleiden ließ und mit einer Rute züchtigte. —

Die Reformation, deren Anfänge in Reischs Priorat fielen, hatte, wie überall, so auch in der Karthause bei Freiburg ihre Freunde.

Zwei junge Karthäuser schlossen sich Luther gleich zu Anfang entschieden an. Der eine war Jakob Other von Lauterburg in der Pfalz, ein Schüler Wimphelings.

Er hatte 1510 die Predigten Geilers von Kaisersberg ins Lateinische übersetzt, sie Reisch, dem „Vater der großen Karthause bei Freiburg", gewidmet und von 1515—17 theologische Vorlesungen an der Universität gehalten.

Er scheint als Anhänger Luthers frühzeitig das Kloster verlassen zu haben. Der Abt von St. Ulrich gab ihm trotzdem die damals noch katholische Pfarrei Wolfenweiler bei Freiburg. Hier besuchte ihn oft von der Stadt aus der große Jurist Zasius.

Dieſer ſchrieb 1520 an Zwingli, unter den Geiſtlichen im Breisgau ſeien viele Anhänger Luthers, beſonders ein gelehrter Landpfarrer Jacobus Other, ein Mann ſo rechtſchaffen und ſo aufrichtig als irgend jemand. „Ich ſtreite," ſo ſchließt Zaſius, „oft mit ihm, wenn er allzu ſtark lutheriſiert."

1522 wurde Other als Prädikant nach dem unfernen Kenzingen berufen. Von dem Erzherzog Ferdinand hier vertrieben, flüchtete er nach Straßburg und ſtarb als proteſtantiſcher Pfarrer zu Neckarſteinach.

Der zweite Karthäuſer, welcher der Reformation ſich anſchloß, war Ludwig Oeler, ein Freund des Dichters Engelbrecht. Er mußte wegen ſeines offenen Auftretens für Luther von Freiburg flüchten, wurde Bürger in Straßburg und Geiſtlicher an St. Thomas daſelbſt. —

Ein anderer Schüler des berühmten Wimpheling, der gelehrte Ottmar Nachtigall, Luscinius, Edler von Sasbach (bei Achern), ein Patrizierſohn von Straßburg, hielt ſich ebenfalls viel in der Freiburger Karthauſe auf.

Nachtigall hatte alle berühmten Univerſitäten

Digitized by Google

der Welt besucht, ganz Europa und einen Teil Asiens durchwandert und war besonders ein großer Kenner der griechischen Sprache. Er gab die erste deutsche Evangelien-Harmonie heraus.

Er war später Kaplan und Prediger am Freiburger Münster, fast täglicher Gast bei den Karthäusern, denen er sein ganzes Vermögen hinterließ und bei denen er begraben sein wollte.

Im folgenden Jahrhundert trat noch der langjährige Professor der Theologie, Jodokus Lurkaes (Lorichius) aus Trarbach an der Mosel, bei den Karthäusern als Mönch ein. Ein Bruder von ihm hatte in der Freiburger Karthause als Mönch gelebt und war 1606 gestorben. Wenige Jahre nach dessen Tod nahm der alte Professor selbst das Karthäusergewand und beschloß sein Leben auf dem Baptistenberg.

Lorichius ist in der Geschichte der Freiburger Universität bekannt durch seinen Mut, mit dem er der Berufung der Jesuiten an die Hochschule entgegentrat.

So lange er Professor war, mußten auch wirklich die Väter der Gesellschaft Jesu von der Universität fern bleiben. —

Digitized by Google

So gut die Karthäuser mit den Professoren der Hochschule stunden, ebenso schlecht hatte sich im Laufe der Zeit ihr Verhältnis zur Stadt gestaltet.

Die Bürger und die Ratsherren hatten allerlei zu klagen über die Mönche, besonders über die Prioren und Schaffner, welche amtlich mit der Welt verkehrten und manches taten, was die Bürger schädigte und dem Geiste des Ordens widersprach.

Schon 1468 hatte die Stadt den Karthäusern den Platz vor dem Kloster geschenkt bis hinab an die Landstraße, die auf den Schwarzwald führt, doch mit der Bedingung, kein Wirtshaus an die Straße zu bauen.

Die Mönche hatten es trotzdem getan, sich von der Regierung auch, um billigen Wein zu haben, das Ohmgeld für ewige Zeiten schenken lassen, und so die Wirte in der Stadt geschädigt.

Allzeit, solange das Kloster bestund, klagte die Stadt, daß dieses Karthäuser-Wirtshaus eine „Lumpenwirtschaft“ sei und „allerlei liederlichem Gesindel Unterschlupf“ gebe.

Auch die Mühle und eine Säge hatte die Stadt zu bauen erlaubt, doch nur für den Haus-

Digitized by Google

gebrauch der Karthäuser. Kaum waren beide aber erstellt, so mahlten die Karthäuser auch für andere Leute, zum Verdruß der Müller in der Stadt.

Auch darüber klagen die städtischen Akten, daß die Mönche von ihrem Korn und Wein in Kriegszeiten wucherische Preise nähmen.

Doch sind auch bessere Züge erzählt. Im dreißigjährigen Krieg lieh das Kloster der Stadt wiederholt Geld und Wein, um damit Kontributionen bestreiten zu können.

An Geld und Gut fehlte es in den frühern Zeiten den Karthäusern nicht. Überall her bekamen sie Stiftungen, und reichlich wurde ihr Gebet vergütet von vielen, die an demselben teilhaben wollten.

Andere reiche oder adelige Leute beschlossen ihre letzten Tage in der Karthause oder wollten bei den Karthäusern begraben sein.

So trat noch 1548 ein Graf von Zweibrücken bei ihnen ein, und 1651 stifteten ein Graf Georg zu Königsegg und Rotenfels, österreichischer Landvogt in Schwaben, und seine Gemahlin Eleonore, Gräfin von Hohenems, „demnach sie beide mit sonderlichem Nachgedenken sich zu Herzen und Ge-

Digitized by Google

müte geführt, was geſtalten die Seel des Menſchen das höchſte Kleinodt und wie gar nichts alles menſchliche Leben ſei", zum Troſt und Heil ihrer Seelen verſchiedene Gefälle für „ewige Zeiten" in die Karthauſe zu einem Seelenamt.

Hundert Jahre ſpäter aber kam ein Rieſen-legat. In Lüttich war 1751 der Landſchreiber Cloſet geſtorben. In ſeinem Teſtament hatte er die Karthauſe bei Freiburg, in welcher er begraben ſein wollte, zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt. Sein Vermögen betrug nicht weniger als 260 000 Gulden.

Seiner Witwe ſollte für Lebenszeit die Nutz-nießung verbleiben und die Karthäuſer ihr deshalb fünf Prozent vom Kapital geben.

Dieſes Erbe war ein Unglück für die Mönche auf St. Johanns-Baptiſtenberg und brachte ſie, noch ehe die Aufhebung der Klöſter durch Joſef II. kam, ganz nahe an den Rand des Ab-grunds.

Das viele Geld und die ſonſtigen reichlichen Einkünfte brachen den echten, entſagenden Kart-häuſer-Geiſt.

Es zog Wohlleben in der Karthauſe ein, und

Digitized by Google

Meerfische und Burgunder-Wein waren keine Seltenheit in den Zellen, wie an den Tafeln der vielen Gäste des Klosters.

Kein Wunder, wenn bei diesem Geist der damalige Prior Kolb daran dachte, in den Prälatenstand des Reiches erhoben zu werden.

Von diesem Sinnen und Trachten getrieben, fing er um das Jahr 1754 an, das prächtige Gebäude aufführen zu lassen, das heute die Karthause bildet und ganz im Stile eines reichen Benediktinerstiftes erbaut ist.

Er setzte dieses Prälatenhaus unmittelbar vor die seitherige Karthause, deren Kirche, Bibliothek, Refektorium und Klostergarten durch dasselbe völlig verdeckt wurden.

Die Mönche protestierten zwar gegen das Vorgehen ihres Priors, der außerdem durch vieles Reisen und kostspielige Gastereien ihr Mißfalle erregt hatte; aber vergeblich.

Jahrelanger Unfriede zog in die stille Karthause ein, und er endigte erst mit der gänzlichen Aufhebung derselben.

Der Prior verlor sein Ansehen nach außen auch durch seine langjährigen Prozesse mit der

Digitized by Google

Witwe Closets, welcher er die Nutznießung des Vermögens bestritt.

Zwanzig Jahre lang hauste so der Prior Kolb, und niemand wollte den Mönchen gegen ihn helfen. Da riefen diese — es waren noch fünf Patres und zehn Brüder — die weltliche Gewalt, d. i. die österreichische Regierung gegen ihn an.

Diese untersuchte die Sache, fand bei einer Vermögensaufnahme nur noch 150 000 Gulden Vermögen und über 60 000 Gulden Schulden und beantragte die Aufhebung des Klosters wegen mißlichen Vermögensstandes und wegen der ewigen Streitigkeiten in der Klosterfamilie.

Der Bischof von Konstanz, Maximilian von Rodt, ist aber für die Erhaltung des Klosters, ebenso die Regentin der Vorlande, die Kaiserin Maria Theresia.

Die Ordensobern schreiten endlich ein. Prior Kolb muß 1776 resignieren und wird in das Kloster Roermond versetzt. Von dort kommt als Prior ein Dr. Hugo von Poyk, ein Ordensmann, wie er sein soll.

Aber da er ihnen aufoktroyiert wird und strenge Karthäuser-Disziplin einführen will, behagt

Digitized by Google

auch er den Mönchen nicht. Die Unzufriedenheit geht aufs neue los, und steigert sich so, daß im Jahre 1780 vier Patres die Flucht ergreifen, an der Spitze der Schaffner Pater Bruno Steiert, ein Philippsburger.

In der Nacht vom vierten auf den fünften Jänner wurde die Flucht ausgeführt. Behilflich war noch der Wirt des nahen Dörfchens Ebnet, dessen Weib eine Schwester eines der Flüchtlinge war, des Paters Athanasius Billmann.

Die Flucht gelang. Mit der Klosterchaise fuhren die Ausgebrochenen in die freie Schweiz, machten Halt in dem Städtchen Dießenhofen im Kanton Schaffhausen und stellten sich unter den Schutz der Eidgenossenschaft.

Von diesem Asyl aus gaben sie der österreichischen Regierung in Freiburg Nachricht, daß sie geflohen seien, weil sie den Boyk nicht als ihren Prior anerkennen wollten und weil ihre Bitte, Weltpriester zu werden, abgeschlagen worden sei.

Die Regierung verlangte ihre Rückkehr, sicherte ihnen Schutz zu und forderte die Behörde zu Dießenhofen auf, die Geflohenen, wenn sie nicht willig gingen, auszuliefern.

Digitized by Google

Das taten die Schweizer nicht, wohl aber lieferten sie die Klosterchaise und das Klostersiegel, so die Flüchtlinge mitgenommen, aus. Silberne Löffel und andere Geräte, welche die Flucht auch mitgemacht, hatten die Mönche schon in Geld umgesetzt.

Ein Jahr lang hielten sich diese Freiburger Karthäuser in der Schweiz auf, und dann kehrten sie wieder ins Kloster zurück. Einer von ihnen, Pater Bernhard Bürgi, ein Freiburger, war indes gestorben. —

Wenige Tage nach ihrer Flucht, in der Nacht des zwölften Januar, war ein Brand im Kloster ausgebrochen. Einer der wenigen Mönche, die noch da waren, Josef Bader, ein Freiburger Kind, hatte ein Kohlenfeuer neben die Kirchenuhr gestellt, damit diese bei der großen Kälte nicht stehen bleibe, und so den Brand verursacht.

Bürger und österreichische Soldaten aus der Stadt kamen, den Brand zu löschen. Der Generalfeldwachtmeister von Ernst und Regierungsrat Graf von Brandis leiteten die Löscharbeiten. Aber es war nicht viel auszurichten wegen der allzugroßen Kälte. Die Kirche verbrannte bis auf

Digitized by Google

den Chor, ebenso die Bibliothek mit den vielen wertvollen Handschriften, die Professor Lorichius einst gebracht.

Der Neubau Kolbs blieb, noch unvollendet, vom Brande verschont.

Innen Unfrieden, außen Zerstörung, das war das Bild der Karthause, als sie, wie so viele Gotteshäuser in der österreichischen Monarchie, bald nach dem Brandunglück die gänzliche Aufhebung traf.

Am 5. Februar 1782 hat der Regierungsrat von Greiffenegg den Karthäusern auf St. Johanns-Baptistenberg ihre Aufhebung kundgetan.

Es waren ohne den Prior noch acht Patres und drei Brüder. Die meisten von ihnen hat die angekündigte Aufhebung sicherlich nicht schmerzlich berührt.

Unter denen, so es wehe tat, daß das altehrwürdige Stift unterging, war vorab der wackere Prior, der sicher alles wieder in Ordnung gebracht hätte, so man ihm Zeit gelassen. Er begab sich in eine Karthause in Franken, wahrscheinlich Tückelhausen, woher die ersten Freiburger Karthäuser gekommen waren.

Ungern scheidet auch der Bruder Simon, der

Digitized by Google

Klosterkoch, „ein guter, frommer, alter Bruder," der nahezu fünfzig Jahre in der Karthause zugebracht hatte. Er zieht sich alsbald ins Kloster St. Blasien zurück.

Auch der Pater Nicolaus Färger bleibt dem Ordensstand getreu und wandert nach der Karthause Buxheim in Schwaben aus.

Alle andern Patres traten in den Weltpriesterstand, und der Bischof von Konstanz entband sie von ihren Gelübden.

Als Pension erhielten sie täglich vierzig Kreuzer, der Prior einen Gulden und jeder, der Weltpriester wird, noch hundert Gulden und ein Bett zur Ausstattung.

Auf den Wald, den sie einst geschenkt, macht die Stadt Anspruch, will aber davon abstehen, wenn eine Fabrik in die Karthause kommt.

Erst im Jahre 1783 schritt man zur Versteigerung des Klosters und seiner Habe, nachdem Josef II. entschieden hatte, daß der allgemeine Religionsfonds der alleinige Erbe der Karthäuser sein sollte.

Käufer war der Freiherr Anton von Baden, dem der ganze Besitz: Gülten, Gebäude, Wald und Feld, zugeschlagen wurde für 113000 Gulden.

Digitized by Google

Jetzt wurde die Karthause ein Herrensitz. Die alten Klostergebäude wurden abgebrochen, und nur der Prior Kolb'sche Prälatenbau blieb stehen.

Vom Freiherrn von Baden erbte 1830 ein Baron von Türckheim die Karthause. Sie blieb bei dieser Familie bis 1879, wo ein durch Viehhandel reich gewordener Holländer sie erwarb und darin seinen Wohnsitz aufschlug.

Schon zu seinen Lebzeiten hätte die Stadt Freiburg die Karthause, deren Waldungen mitten im städtischen Besitz lagen, gerne an sich gebracht. Doch der alte Junggeselle wollte nicht. Erst als er 1894 starb, verkauften lachende Erben das schöne Besitztum an die Stadt, beziehungsweise an das städtische Heilig-Geist-Spital. Fast eine halbe Million Mark war der Kaufpreis. Das ehemalige Klostergebäude sollte nun ein zweites Heim werden für die Armen der Stadt. —

In meiner Studienzeit sah ich, öfters unten auf der Straße hinziehend, bisweilen zu der alten Karthause auf wie zu einem „verwunschenen" Waldschloß. In seine unmittelbare Nähe war ich jedoch nie gekommen.

Nun lud mich mehr denn dreißig Jahre später,

Digitized by Google

im Sommer 1895, mein Nachbar, der Oberbürgermeiſter Winterer, eines Tages ein, mit ihm die neueſte Erwerbung der Stadt zu beſehen.

Noch waren die Räume im alten, verwahrloſten Zuſtand, da ich ſie an jenem heißen Sommernachmittag betrat, aber ihre lichte Höhe und ihre Lage mitten im Wald ergriffen mich mit Macht.

Als ich gar die Zimmer im öſtlichen Flügel betrat, die der Prior Kolb für ſich und ſeine Nachfolger beſtimmt hatte, und zu den Fenſtern hinaus das Dreiſamtal mit ſeinen herrlichen Waldbergen bis hinauf zum „Feldberg“ ſah, da bat ich, entzückt, meinen Begleiter, mir doch die Räume abzutreten.

Ich ſei, ſo ſprach ich weiter, ein alter, kranker Mann, unfähig zu Spaziergängen, und ſollte Ruhe, Einſamkeit, ſchöne Natur und gute Luft haben. Das alles aber fände ich da. Ich wollte mir darum hier ein Aſyl ſchaffen, in das ich aus der Stadt flüchten könnte, ſo oft mein Pfarrdienſt es erlaubte, flüchten für Stunden und für Tage, flüchten vor Hundegebell, Kinderlärm und Wagengeraſſel.

Der Oberbürgermeiſter ſagte mir ſeine all-

Digitized by Google

mächtige Fürsprache beim städtischen Stiftungsrat, dessen Vorsitzender er ist, zu, und ich freute mich wie ein entthronter König, dem ein neues Reich versprochen und verheißen wird.

Aber ich mußte noch lange warten, bis die Verheißung sich erfüllte, und warten ist ein Zeitwort, das alte Leute, die nur noch kurze Tage hienieden haben, nicht lieben.

Die Karthause mußte erst ausgebaut und durchaus restauriert werden, eine Arbeit, die fast zwei Jahre in Anspruch nahm, während welcher ich von Zeit zu Zeit hinausfuhr, um ungeduldig zu schauen, ob mein Altersheim nicht bald fertig wäre.

Endlich am 1. Juni 1897 nahm der Mietvertrag, den der Stiftungsrat mit mir abgeschlossen hatte, seinen Anfang. Ich war an diesem Tage noch im Paradies Hofstetten, kehrte am 4. Juni zurück und am 6. Juni, am heiligen Pfingsttag, bezog ich das erstemal das Priorat der Karthause St. Johanns-Baptistenberg.

Ich bezahle für die drei fürstlichen Räume fünfhundert Mark Miete und habe sie mit einfachen, tannenen Möbeln im Stil der „Tyroler Bauerngotik“ ausstatten lassen.

Digitized by Google

FIG. 31. DR. MOTT, ELECTRICIAN, NEW YORK. Dr. Mott is a graduate of Yale College, and has been a practical electrician for many years.

Electricity may be communicated to the human body in various ways, and for various purposes. Sometimes it is applied externally, sometimes internally, and sometimes both externally and internally at the same time.

Höchstens paßt meine lange Gestalt in diese gewaltigen Räume, sicher aber nicht meine demokratischen Ideen, meine Armut und mein bäuerisches Wesen, Denken und Dichten.

Doch es darf auch ein armer Teufel und ein Demokrat einmal gut wohnen in seinen alten Tagen, zumal wenn er ein kranker, von allerlei Bresten geplagter Mann ist. —

So kam ich in die Karthause bei Freiburg, und so wurde ich ein Karthäuser. Was ich als solcher im ersten Sommer und im ersten Herbst meines Aufenthalts auf dem Baptistenberg erlebte, dachte, las und schrieb, das sollen die folgenden Tagebuchblätter erzählen.

Selbstverständlich kann ich nicht von jedem Tag und von jeder Stunde, die ich hier verlebte, berichten. Es gäbe sonst ein zu dickes und zu teures Tagebuch. Und daß meine Bücher zu teuer seien, muß ich ohnedies oft genug hören. Außerdem habe ich auch nicht jedesmal, da ich hier oben war, etwas gedacht oder erlebt, was des Erzählens wert wäre.

Ein echter Karthäuser handelt zwar nach den Worten des Propheten Jeremias: „Der Gerechte

Digitized by Google

wird einſam ſitzen und ſchweigen.“ Ich bin aber weder ein echter Karthäuſer noch ein Gerechter, drum wird man es mir auch nicht verübeln, wenn ich als einſam Sitzender nicht ſchweige, ſondern rede und erzähle.

Digitized by Google

Pfingſtſonntag, den 6. Juni 1897.

Das war eine Pfingſtfreude, wenn auch keine echte, chriſtliche, als ich heute nachmittag zum erſtenmal meine vollſtändig eingerichteten Zimmer in der Karthauſe betrat!

Wie Gold glänzten die mit Oel getränkten und gefirnißten Tannenmöbel alten Stiles in den ſonnigen Räumen. Meine Lieblings-Madonnenbilder, die Sixtina, die Granduca und die Maria von Saſſoferrato ſchauten von den hohen Wänden herab, als ob ſie in einem Heiligtum hingen.

Das alte, vergoldete Kruzifix, welches mir der greiſe Nachbar aus meiner Knabenzeit, der Bildhauer Glücker von Hasle, zu meiner Primizfeier gemacht und geſchenkt, ſtund auf meinem tannenen Schreibtiſch, ſo feierlich und ſo ſtrahlend, als wollt'

Fig. 107. Fig. 108.

Fig. 107. Fig. 108.—Diagrams illustrating Mr. Hall's Method of Measuring Refractive Index. (Proc. Phil. Soc. Vol. VIII. pp. 83, 84.)

im Schwabenland, alles aufs schönste plaziert und arrangiert.

Doch die Freude war, wie es bei einem Melancholiker Regel ist, kurz.

Wahrlich, so sagte ich mir laut, allein in dem großen „Salon", in dem sonnigen Studier=zimmer und in der behaglichen Schlafstube umher=gehend und alles betrachtend, das alles ist zu groß und zu schön für dich Proletarier und Griesgram, zu lebensfroh und zu heiter für einen, dem das Leben entleidet und dem die Welt längst vergällt ist.

Wozu so sonnig und so vornehm wohnen, wenn man in einem Alter ist, in welchem die Finsternisse des Todes schon vor der Türe stehen und in dem alle Lebenslust und jeder Lebens=genuß so wenig Wert mehr haben als die Süßig=keiten, mit denen man die letzten Stunden eines zum Sterben verurteilten Verbrechers überzuckert!

Bei diesen Worten trat eine Träne der Weh=mut aus meinem Auge.

Ich trat an das Fenster meiner Studierstube. Da lachte zu meinen Füßen und vor meinen Augen die ganze Natur im Lichte der Pfingstsonne.

Ein Meer von Blumen leuchtete von der

Digitized by Google

Abb. 1. Ansicht von Südosten. Im Hintergrund der Schwarze See, rechts Schloß Kamieniec, links Schloß Ryn, vorn Schloßinsel mit Schloßgarten.

Von vor neunhundert Jahr steht man noch Spuren einer Burg auf der Insel, die Ende des 14. Jahrhunderts durch Ulrich von Jungingen, Hochmeister des Deutschen Ordens, zu einem Schloß ausgebaut wurde. Dieses Schloß, das Herzog Albrecht in seiner Blütezeit mit Vorliebe bewohnte, ist heute eine Ruine.

und kommen und gehen wie die Eintagsfliegen auf Nimmerwiederſehen.“

Es litt mich nicht am Fenſter und auch nicht in den herrlichen Räumen. Es war mir alles zu ſchön und zu gut für einen alten, welken Mann.

Ich kam mir vor wie ein todkrankes Kind zur Weihnachtszeit. Sein Ende ſteht bevor, man will ihm aber noch eine Freude machen auf dieſer Erde, die demnächſt ſein Grab wird, und ſtellt einen lichterfunkelnden Chriſtbaum an ſein Krankenlager und legt Geſchenke aller Art auf ſein Bettchen.

Aber das Kindlein freut ſich nicht; es ſchaut aus hohlen Äuglein wehmütig auf den ſtrahlenden Baum und berührt freudelos mit welken Händchen die ſchönen Sachen, die ihm zu nichts mehr dienen können. —

Ich ging hinaus und in den Garten hinter dem Hauſe, der einſt die Karthäuſer-Zellen trug und den Kirchhof der Mönche bildete.

Er iſt von einer hohen Mauer rings umſchloſſen, und niemand ſchaut in ſein Inneres als der Wald, der ihn gleichſam in ſeinen Armen hält.

Hier fand ich wieder den Frieden, den mein ſchwarzgalliger Geiſt mir eben genommen hatte. Und

Digitized by Google

dieſen Frieden ſenkte die wunderbare Stille in der Natur in meine von Weltſchmerz aufgeregte Seele.

Eine lautloſe, ſonnenhelle Einſamkeit umgab mich, ein alter Lärchenbaum ſpendete mir ſeinen Schatten, die Vögelein ſchwiegen im Walde, kein Zweiglein rührte ſich in den mächtigen Buchen und Föhren, und die Sonne beleuchtete in ſtiller Majeſtät die wunderbare Todesruhe der Natur, wie wenn ſie, in Andacht verſunken, dieſelbe auch genießen und aus ihr und in ihr Frieden trinken wollte wie meine Seele.

Als ob der Pfingſtgeiſt des dreieinigen Gottes leiſe über dieſem einſamen Erdenwinkel ſchwebte und ihm einen Hauch ewiger Verklärung verleihen wollte, ſo mutete es mich an, und es ward ſtille und friedlich in meinem Innern.

Lange, lange ſaß ich ſo da und ließ den Frieden der Natur auf mich niedergehen wie Himmelstau.

Ich ſaß noch da, als die Sonne ſich ſchon geneigt hatte und nur noch die höchſten Wipfel des Waldes beleuchtete. Jetzt wurden die Vögelein, die während der heißen Stunden des Nachmittags geruht hatten, wieder lebendig. Da und dort fing eine Droſſel ihren jubelnden Geſang an.

Digitized by Google

Ganz oben im Walde hörte ich Stimmen heimkehrender Spaziergänger, und unten im Garten sah ich einen älteren Mann aus dem Hause kommen.

Ich bin nämlich fast allein in der Karthause, da diese noch nicht so weit hergerichtet ist, um schon die Bewohner des Heilig-Geist-Spitals aufnehmen zu können.

Nur zwei „Spitäler" sind bis jetzt in dem westlichen Flügel untergebracht als Wächter. Einer derselben kam nun in den Garten. Ich schritt hinab zu ihm.

Er sah aus wie ein Mann in meinem Alter und grüßte mich wie einer, der Art hat. Da ich gerne Leute aus dem Volke kennen lerne, setzte ich mich auf den Randstein des alten Ziehbrunnens und ließ mich mit dem Wächter ins Gespräch ein.

Ich merkte in kurzer Zeit, daß mein Partner in der Waldeinsamkeit der Karthause ein Original sei.

Er ist seines Gewerbes Zimmermann und in Wasenweiler am Kaiserstuhl daheim. Seit vielen Jahren arbeitete er in Freiburg; krank geworden, fand er Aufnahme im Heilig-Geist-Spital.

Digitized by Google

Wir redeten einige Zeit, d. h. ich fragte ihn aus, und er gab mir Antwort. Auf einmal nahm er selbst das Wort und begann zu sprechen von der „Vorwelt“ und von der „Nachwelt“. Die letztere ist ihm unsere Zeit. Die Vorwelt, meint er, war „im Bauwesen viel heller als die Nachwelt.“ Ein Hauptbeweis dafür ist ihm der Wunderbau des Münsters. Auch die Karthause hat er bereits gründlich in der Hinsicht studiert, und auch sie gilt ihm als ein Beweis dafür, daß die Vorwelt mehr „Bausinn“ hatte als unsere Zeit, die „einen großen Weltsinn, aber keinen Bausinn“ habe.

Der Mann gefiel mir, und ich wollte ihn noch öfters genießen.

Er hatte mir erzählt, daß er ehedem Soldat, Artillerist und Offiziersbursche gewesen; drum engagierte ich ihn als meinen Kammerdiener für die Zeit des Alleinseins im östlichen Klosterflügel.

Als ich ihm sagte, ich würde womöglich jeden Tag kommen, um die Ruhe hier zu genießen, da sprach er das köstliche Wort: „Herr Pfarrer, nur wo der Mensch Ruhe hat, kann er seinen Geist spielen lassen.“

Dieser so zutreffende Ausspruch aus dem

Digitized by Google

Munde eines Zimmermanns zeigt, daß derselbe kein gewöhnlicher Handwerker ist.

Wie reizend ist der Ausdruck „spielen lassen“, und wie gut paßt er auf mich, der ich in den in der Einsamkeit geschriebenen Tagebüchern meinen Geist spielen lasse wie ein alter Vater seinen jungen Sohn, der dann allerlei Mutwillen treibt und bisweilen andern Leuten die Fenster einwirft. —

Es wurde mir zu kühl auf dem Stein im Klostergarten, und ich erhob mich.

Der Zimmermann schlug mir vor, noch einen kleinen Spaziergang in den Wald zu machen. Er wolle mir die alten Brunnenstuben der Karthäuser zeigen.

Wir schritten zum östlichen Tore der hohen Gartenmauer hinaus und über Wiesengrund in ein Miniatur-Waldtälchen.

Ringsum sangen die Vögelein, und hoch oben im Walde jubelten immer noch heimkehrende Spaziergänger.

„Da droben,“ so sprach mein Begleiter, „schreit der Zeitgeist in den Pfingstgeist hinein.“

Und den Stein hebend, der über der Brunnenstube lag, meinte er: „Dieses Wasser kommt von

Digitized by Google

keiner Moralquelle, denn es wird trüb, sobald es regnet."

Auf dem Rückweg zeigte er mir noch eine kleine Quelle im Wiesengrund. Die habe das beste Wasser; es sei eine Moralquelle, weil sie unmittelbar vom Brunnengeist im Innern der Erde ausgehe und stets helles Wasser liefere.

Wie originell teilte hier der Naturmensch die Quellen ein in moralische und in unmoralische, je nachdem sie reines oder unreines Wasser liefern.

Ich bat den Quellenkenner, mir eine Flasche von dieser Moralquelle auf mein Zimmer zu bringen, und kehrte in meine Königsräume zurück.

Der Friede war in mir eingekehrt unter dem Lärchenbaum, und er war für heute geblieben.

Mit stillem Behagen sah ich jetzt die für mich zu schönen Räume an, und ich sagte mir: „Ein armer Sperling, der sich durch glücklichen Zufall ein Schwalbennest erobert hat, freut sich seines vornehmen Heims und pfeift, wenn er auch keinen Augenblick sicher ist, daß er herausgestupft und getötet wird. So mach' es auch du, armer, alter Beckephilipple von Hasle. Freue dich, so gut du kannst, in deinen alten Tagen des schönen Asyls.

Digitized by Google

auch wenn dich der Herr des Lebens bald aus demſelben herausnimmt und zwiſchen vier Brettern in die kalte, enge Erde bettet.“

Ich ſetzte mich ans offene Fenſter, ſchaute hinein in den ſommerlichen Abend und pfiff ein Lied, bis mein neuer Kammerdiener kam und meldete, der Kutſcher ſei unten am Berg.

Es war halb 9 Uhr. Ich fuhr in die Stadt zurück durch Scharen heiterer Pfingſtausflügler, die ich nicht beneidete und von denen ich mit keinem mein Vergnügen im einſamen Kloſtergarten vertauſcht hätte mit dem ſeinigen am heutigen Pfingſttage.

Am 7. Juni.

Ich wäre bei der Schwäche meiner Bewegungsnerven nicht imſtande, den halbſtündigen Weg nach der Karthauſe zu Fuß zurückzulegen. Und doch habe ich ihn die erſten neun Jahre meines Freiburger Aufenthalts täglich zurückgelegt, nachdem ich ſchon ein und eine halbe Stunde von Südweſten her bis zur Karthäuſer-Brücke durchmeſſen hatte.

Heute nachmittag war nun lange keine Droſchke

Digitized by Google

aufzutreiben, so daß ich schon glaubte, auf die Karthause verzichten zu müssen, als endlich ein leerer Wagen vom Bahnhof her an meinem Pfarrhause vorbeifuhr und mich mitnahm.

Vor Jahren, da ich noch ein rüstiger Fußgänger war, wäre ich um keinen Preis spazieren gefahren, und täglich ging ich an den Droschkenkutschern auf der Kaiserstraße vorüber als an Leuten, die für mich nicht existierten. Aber heute wartete ich sehnlicher als der Wächter auf den Morgen auf einen Droschkenmann.

So ist man in alten und kranken Tagen froh über viele Dinge und Personen, die man in gesunden für unnütz und für bedeutungslos hält.

Ich lasse mich jeweils bis an den Fuß des Johannisbergs fahren und gehe dann den kurzen Weg hinauf zur Karthause.

Kaum hatte ich heute einige Schritte gemacht, als mir, aus dem Walde vom Schloßberg her kommend, der Münsterpfarrer Schober begegnete. Ich nahm ihn, der mich hier oben nicht vermutete, mit und zeigte ihm meine Klause.

Schober, der in Konstanz Benefiziat war zur Zeit, da ich in Hagnau als Pfarrer amtete, und

Digitized by Google

der in jenen Tagen oft über den See fuhr, um mir auszuhelfen, ist für mich ein beneidenswerter Mann. Er ist mir dies, nicht weil er Münsterpfarrer in Freiburg ist, was ich um keinen Preis sein möchte, sondern weil er keinen einzigen der vielen Fehler besitzt, die ich habe. Er ist schweigsam, ungemein höflich, allen Menschen gefällig, fromm, klug und von einer staunenswerten Demut und Geduld — lauter Eigenschaften, von denen ich leider keine einzige besitze und deshalb mit Fug und Recht auch weder Ritter des Zähringer Löwen-ordens und noch viel weniger erzbischöflicher geistlicher Rat bin wie er.

Doch, um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich gleich sagen, daß ich ihn um seinen Orden und um seinen Ratstitel so wenig beneide als um seine Pfarrei.

Solchen Errungenschaften gegenüber bin ich immer froh um meine Fehler, aber sonst im Leben und als Christ sollte man die Tugenden meines Freundes besitzen.

Übrigens macht ihn seine Allerweltsgefälligkeit zum Märtyrer. Er beugt Last auf Last und seufzt oft unter der Bürde. Ich habe Martyrium ge-

Digitized by Google

nug am eigenen Leibe und könnte nicht noch Gefälligkeitslaſten tragen.

Aber in allweg iſt drum der kleine, feine Münſterpfarrer ein viel beſſerer Menſch als ſein langer, grober Nachbar an St. Martin. —

Als ich wieder allein war, öffnete ich das Fenſter, ſetzte mich an den Schreibtiſch und wollte am „ſteinernen Mann von Hasle“ ſchreiben.

Aber es ging mir wie dem Dichter Uhland, wenn er einmal ſingt:

Süßer, gold'ner Frühlingstag,
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt,
Laßt mich ruh'n und beten!

Zum Fenſter herein drangen linde Frühlingslüfte; vom „Waldſee“ her, der mir gegenüber an der andern Talſeite im „Sternenwald“ liegt, klangen Muſiktöne, und der würzige Duft und der ſüße Klang und die hellen Frühlingswolken am

Digitized by Google

Himmel hin trieben mich ins Freie zum Ruhen und zum Beten; denn es ist immer noch Pfingsten heute, und Pfingsten ist ein hohes Fest.

Ich setze mich wieder unter den alten Lärchenbaum am Wald und sinne vor mich hin.

Zu meinen Füßen ist überall Leben und Blühen. Aus den alten Mauerritzen der einstigen Klosterzellen lachen Blümlein, und Insekten aller Art lockt die Pfingstsonne zum Wandern im warmen Licht.

Der Frühling feiert ja in diesen Tagen sein Hochfest und die christliche Kirche in der gleichen Zeit wunderbar harmonisch das Andenken an die Herabkunft Gottes, des heiligen Geistes.

Ja, der Geist Gottes ist ausgegossen in diesen Frühlingstagen auch in der gesamten Natur. Er spricht laut zu uns aus jeder Blume, die der Frühling bringt, und aus jedem Vögelein, das im Frühling singt. Denn der Geist des Allmächtigen ist es, der den Frühling ins Leben ruft, und mit ihm und in ihm alles sprossen, leben, grünen, blühen, singen und jubeln läßt.

Und die Kirche des Weltheilandes predigt in diesen Tagen die Großtaten des Geistes Gottes, der alles, was an Leben und Dasein, an Gnade

OF CALIFORNIA
Digitized by Google

und Vergebung, an Glauben, Hoffen und Lieben in der Welt ist, in diese gebracht hat.

Und doch, wie wenig denken die meisten Menschen in der Pfingstzeit an Gott, den heiligen Geist, dessen Macht und Majestät die ganze Natur verkündigt, und an den die Pfingstglocken mahnen von zahllosen Gotteshäusern herab.

Aber allzeit, jahraus und jahrein, abgesehen von der Pfingstzeit, ist uns Menschen der heilige Geist ein fast unbekannter und ungenannter Gott. Wir reden von Gott, dem Vater, und von Gott, dem Sohn, und ehren und verherrlichen sie auf alle Art; Gott, den heiligen Geist aber vergessen wir. Und doch traten und treten Vater und Sohn nur durch ihn mit der Menschheit in Berührung, und Gottes Geist erscheint uns in der ganzen Natur.

Ja, der Geist Gottes, er, der in der Frühlingszeit am lautesten spricht zu unseren Herzen und zu unserem Geiste, er hat keinen Kult; gar keinen bei den Naturmenschen, denen er sich so machtvoll offenbart, und keinen bei den Christenmenschen, die doch nur durch ihn Christen sind; „denn," wie der Apostel schreibt, „es kann niemand sagen Herr Jesus Christus außer im heiligen Geiste."

Digitized by Google

Fig. 1. Tronc d'arbre.

Bois. Tronc (fig. 1). Le Bouleau (*Betula alba*) (fig. 2). Le Hêtre (*Fagus sylvatica*) (fig. 3). Le Chêne (*Quercus pedunculata*) (fig. 4). Le Pin (*Pinus sylvestris*) (fig. 5). Le Sapin (*Abies pectinata*) (fig. 6). Le Mélèze (*Larix europaea*) (fig. 7). Le Peuplier (*Populus nigra*) (fig. 8). Le Saule (*Salix alba*) (fig. 9). Le Tilleul (*Tilia europaea*) (fig. 10). Le Marronnier d'Inde (*Aesculus hippocastanum*) (fig. 11). Le Platane (*Platanus occidentalis*) (fig. 12). Le Noyer (*Juglans regia*) (fig. 13). Le Cerisier (*Cerasus avium*) (fig. 14). Le Pommier (*Pyrus malus*) (fig. 15). Le Poirier (*Pyrus communis*) (fig. 16). Le Prunier (*Prunus domestica*) (fig. 17). Le Noisetier (*Corylus avellana*) (fig. 18). Le Houx (*Ilex aquifolium*) (fig. 19). Le Buis (*Buxus sempervirens*) (fig. 20). Le Lierre (*Hedera helix*) (fig. 21). Le Sureau (*Sambucus nigra*) (fig. 22). Le Genêt (*Sarothamnus scoparius*) (fig. 23). Le Rosier (*Rosa canina*) (fig. 24). Le Ronce (*Rubus fruticosus*) (fig. 25). Le Framboisier (*Rubus idaeus*) (fig. 26). Le Groseillier (*Ribes rubrum*) (fig. 27). Le Cassis (*Ribes nigrum*) (fig. 28). Le Groseillier épineux (*Ribes grossularia*) (fig. 29). Le Chèvrefeuille (*Lonicera periclymenum*) (fig. 30). Le Fusain (*Evonymus europaeus*) (fig. 31). Le Nerprun (*Rhamnus frangula*) (fig. 32). Le Troène (*Ligustrum vulgare*) (fig. 33). Le Viorne (*Viburnum opulus*) (fig. 34). Le Cornouiller (*Cornus sanguinea*) (fig. 35). Le Lilas (*Syringa vulgaris*) (fig. 36). Le Jasmin (*Jasminum officinale*) (fig. 37). Le Seringat (*Philadelphus coronarius*) (fig. 38). Le Weigelia (*Weigelia rosea*) (fig. 39). Le Deutzia (*Deutzia scabra*) (fig. 40). Le Forsythia (*Forsythia viridissima*) (fig. 41). Le Spirée (*Spiraea salicifolia*) (fig. 42). Le Kerria (*Kerria japonica*) (fig. 43). Le Cytise (*Cytisus laburnum*) (fig. 44). Le Robinier (*Robinia pseudacacia*) (fig. 45). Le Caragana (*Caragana arborescens*) (fig. 46). Le Ginkgo (*Ginkgo biloba*) (fig. 47). Le Cèdre (*Cedrus libani*) (fig. 48). Le Thuya (*Thuya occidentalis*) (fig. 49). Le Cyprès (*Cupressus sempervirens*) (fig. 50). Le Genévrier (*Juniperus communis*) (fig. 51). Le Tsuga (*Tsuga canadensis*) (fig. 52). Le Sapin de Douglas (*Pseudotsuga douglasii*) (fig. 53). Le Sapin de Nordmann (*Abies nordmanniana*) (fig. 54). Le Sapin de Nobles (*Abies nobilis*) (fig. 55). Le Sapin de Veitch (*Abies veitchii*) (fig. 56). Le Sapin de Cilicie (*Abies cilicica*) (fig. 57). Le Sapin de Cephalonie (*Abies cephalonica*) (fig. 58). Le Sapin de Numidie (*Abies numidica*) (fig. 59). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 60). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 61). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 62). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 63). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 64). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 65). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 66). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 67). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 68). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 69). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 70). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 71). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 72). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 73). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 74). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 75). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 76). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 77). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 78). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 79). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 80). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 81). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 82). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 83). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 84). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 85). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 86). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 87). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 88). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 89). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 90). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 91). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 92). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 93). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 94). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 95). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 96). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 97). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 98). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 99). Le Sapin de Pinsapo (*Abies pinsapo*) (fig. 100).

und ich gelobte in dieser Stunde, wenn Gott mir Leben und Gesundheit gibt, einmal Predigten zu halten über den unbekannten Gott, den heiligen Geist.*) Das war mein Pfingstgebet. —

Abermals erschien unten im Garten der Zimmermann von gestern, und abermals ging ich hinunter zu ihm. Wir setzten uns wiederum auf den Rand des alten Klosterbrunnens, und er nahm das Wort. Er erzählte von dem Karthäuser-Mönch, der in unserem Kloster geistern soll. Oft schon sei er drunten am Bach, der aus dem Ottilienwald herabkommt, nächtlicher Weile gesehen worden.

Der Mönch habe einen Schatz vergraben und seine Seele fände keine Ruhe, bis dieser gehoben wäre. Der Schatz sei im Klosterkeller und er, der Zimmermann und ehemalige Artillerist, sei die vergangene Nacht bis ein Uhr auf der Kellerstiege gesessen und habe in der Geisterstunde auf den Geist gewartet.

Es ist merkwürdig, wie der Volksmund von jeher das Erscheinen von Geistern mit Vorliebe in Verbindung brachte mit ungehobenen Schätzen; wohl deshalb, weil das Volk glaubt, die Geizigen trennten sich nur ungern von ihrem Mammon und

*) Diese Predigten sind im Jahre 1900 erschienen.

Digitized by Google

hätten keine Ruhe, bis er wieder in andern Händen wäre.

Ich glaube aber, dieſe Mammonswache wäre für die Seelen der ungerechten Geldleute eine zu gelinde Strafe, und ſie würden wohl lieber hienieden geiſtern, als im Jenſeits das dulden, was den Wucherern und den Geizigen nach der heiligen Schrift verheißen iſt.

Wenn aber alle, die in unſerem Jahrhundert ungerechte Millionen ſich verſchafft, dereinſt „umgehen“ müſſen, bis ihr Geld wieder richtig verteilt iſt, dann „erzeigen“ ſich im kommenden Jahrhundert mehr Geiſter als Maikäfer. —

Man ſpottet in gebildeten Kreiſen unſerer Tage über den ſicher nicht grundloſen Geiſterglauben des Volkes, unterhält aber zu gleicher Zeit einen viel gefährlicheren Verkehr mit Geiſtern.

Ich nenne hier den „Spiritismus“, der, ſoweit er außernatürliche Erſcheinungen nachweiſt, ſicher weder mit dem heiligen Geiſt, noch mit abgeſtorbenen Menſchengeiſtern im Verkehr ſteht.

Was die Geiſter des Spiritismus lehren, widerſpricht ſo ſehr dem heiligen Geiſte und den

Wahrheiten des Christentums, daß man nur an teuflische Einflüsse denken kann.

Aber mit dem Teufel kommt man bei den Gebildeten unserer Zeit recht an. Wer noch an ihn glaubt, der wird mit Hohn und Spott übergossen.

Und doch hat der Teufelsgläubige die Religionen aller Völker für sich, auch die erhabenste, die christliche. Er hat für sich die Geschichte der Menschheit und die tägliche Erfahrung in seinem eigenen Innern.

Zwei Geister, ein guter und ein böser, kämpfen seit Anbeginn unseres Geschlechtes im einzelnen Menschen und in der gesamten Menschheit um die Herrschaft, und die Weltgeschichte ist eigentlich nur die Geschichte dieses Kampfes.

Der Teufel macht aber nie bessere Geschäfte, als in Zeiten, in denen man nicht an ihn glaubt. In solchen gilt das Goethesche Wort:

Den Teufel spürt das Völkchen nicht,
Selbst wenn er's schon am Kragen hätte.

Nicht an ihn und an seinen Einfluß glauben und alle Karten nur auf diese Welt setzen, genügt

Digitized by Google

dem Teufel vollständig zu seinem Zwecke. Beides aber besorgt unsere Zeit vortrefflich. —

Mein Partner am Brunnenrand munterte mich heute abend noch besonders auf, doch einmal über Nacht hier zu bleiben nicht wegen des geisternden Karthäusers, sondern um die Nachtigallen schlagen zu hören.

Schon vor Jahren hatte ich gehört, daß in der Umgebung der Karthause die einzigen Nachtigallen in der Nähe von Freiburg sich aufhielten. Ich sagte deshalb dem Zimmermann gerne zu.

Der Wald östlich der Karthause hat den Namen „Vogelsang". Ob dieser Name nicht daher kommt, daß die Stadtherren bei Gründung des Klosters den Vogelfang in dessen Nähe verboten und so die gefiederten Sänger, hier der Ruhe sich erfreuend, sich mehr und mehr in das Gebiet des Klosters begaben.

Auch die Vögel haben sicher ihre Überlieferungen, und so lebte von Geschlecht zu Geschlecht unter ihnen das Bewußtsein, im Bereiche der Karthäuser Sicherheit zu finden.

Drum zog auch die Königin des Gesangs, die Nachtigall, hierher und kommt jedes Jahr wieder. —

Mein Gesellschafter erzählte mir noch, daß er auf seinen mitternächtlichen Rundgängen ums Kloster die „ersten goldenen Seufzer der Nachtigall" vernehme.

Und als ich ihn fragte, was er für eine Waffe trage, nannte er als solche „einen Stecken".

Ich versprach ihm ein Gewehr samt Bajonett, das ich besitze, mitzubringen, worüber er sehr erfreut war.

Für heute gab ich ihm Geld zu Bier für sich und zu Milch für mich — und sandte ihn hinab zum Karthäuser-Wirt, auf daß er sich erlabe und mir dann ein Glas Milch bringe.

Neben dieses setzte ich mich an meinen Studiertisch und „dichtete" am steinernen Mann, bis der Abend kam.

Zwischen hinein lauschte ich, am Fenster stehend, dem monotonen Nachtlied einer Amsel, die in den alten Efeuranken unter meiner Wohnung ihr Nest hat.

Drüben, vom Wald her, schmetterte eine Drossel ihr Allegro in die elegischen Flötentöne der Amsel hinein.

Wenn der Gesang die Sprache der Vögel

Digitized by Google

und die letztere den Geist derselben verrät, so sind die Amseln die Phlegmatiker und die billigen Denker unter dem Drosselngeschlecht, die Drosseln aber die Sanguiniker und Numero-Eins-Leute.

Als mein Kammerdiener kam, um mir die Ankunft des Kutschers zu melden, sprach ich ihm von dem Unterschied im Gesang beider Vögel, und er meinte: „Die Amsel singt mehr moralisch und die Drossel mehr im Weltgeist."

Sprach's, und Beifall gab ich ihm im Scheiden. —

Am 10. Juni.

In meinem vor kurzem erschienenen Büchlein „Im Paradies" habe ich in ein Wespennest „gestupft", weil ich einem Bauersmann recht gab, der da meinte: „Die Wibervölker seien alle gleich und eine wie die andere."

Verschiedene Briefe, in denen gegen diese Bauernweisheit Front gemacht wurde und die alle die anonyme Unterschrift trugen: „Eine wie die andere", kamen mir zu.

Was mir an diesen Briefen mißfiel, war ihre

Digitized by Google

Anonymität. Aber das ist ja echt weiblich. Unter hundert anonymen Schreiben, die in die Welt gehen, sind sicher neunzig von Wibervölkern.

Nur eine einzige der mir wegen obigen Majestätsverbrechens schreibenden Damen setzte ihren Namen unter den Brief. Und wer war dies? — ein Dienstmädchen aus Crefeld und — Wahrheit, Weisheit und Tugend kommen ja stets von unten — dieses Mädchen stimmte mir bei.

Es schrieb: „Euer Hochwürden haben ganz recht, daß Sie sich mitunter mal über uns ‚Wibervölker' loslassen. Wir haben alle die Fehler der bösen, alten Erzmutter Eva."

Dieses Naturkind schreibt außerdem noch gar sinnig: „Ich bin ein Mädchen vom Lande, und wenn ich in meiner Heimat bin, ist es meine Freude, durch Wiese und Wald zu wandern; dann möcht' ich mit den Vögelein lustig singen. Das Wandern ist so meine Lust, weil ich eine Müllerstochter bin, denn das Wandern ist des Müllers Lust, so heißt es im Liede." —

Die Müllerstochter kam zu meinen Schriften durch den Herrn, bei dem sie dient.

Dieser, der als armer Weber seine Laufbahn

begann und heute eine angesehene Stellung in einer Großfabrik bekleidet, ist ein eifriger Leser meiner Schriften, die er jeweils auch in der Crefelder Volkszeitung eigenhändig kritisiert.

Derselbe hat mir aber auch verraten, daß seine Magd Dichterin sei, die während des Spülens am Werktag fromme Verse ausdenkt, am Sonntag niederschreibt und dann einem Blatt zum Drucke übergibt.

Das laß ich mir gefallen! Kochen, spülen, waschen und daneben zum Zeitvertreib Verse machen! Andere weibliche Dichterinnen versäumen die Hauptsache, das Kochen und den Waschzuber, und leben nur ihren Dichtungen, die zweifellos kaum so viel wert sind als die der Dienstmagd in der Dionysiusstraße zu Crefeld. —

Heute war eine mir bekannte, couragierte Dame bei mir in meiner Stadtwohnung und beschwerte sich bitter und aus tief empörtem Herzen in Betreff des obigen Bauern-Ausspruchs. Sie tat dies so redegewaltig, daß ich beinahe mein „Unrecht“ eingesehen und wenigstens die Rednerin von den andern ausgenommen hätte. Doch kam es mir vor, als ob aus der ungewöhnlichen Aufregung

Digitized by Google

das „ſchlechte Gewiſſen des weiblichen Geſchlechts“ ſpräche, das ſich getroffen fühlt.

Neben der Sprecherin ſaß während dieſer Gerichtsſcene das reizende Töchterlein derſelben, lächelte und richtete ſeine blauen Augen ſo ermutigend auf mich, als ob es ſagen wollte: „Laß dich nicht einſchüchtern: denn du biſt im Recht!“ —

Ich bin ein alter Mann, und der Tod kann zu mir kommen, wann er will. Ich möchte aber mit dem „ſchönen Geſchlecht“, das die Reize ſeiner Jugendzeit mit der langen und frühzeitigen Häßlichkeit der ſpäteren Lebenszeit ſo teuer bezahlen muß, im Frieden ſterben und ein möglichſt gutes Andenken bei ihm hinterlaſſen.

Drum will ich mich gegen die ſchriftlichen und mündlichen Angriffe nicht ſo verteidigen, wie ich es könnte. Es wäre mir leicht, für meine Übereinſtimmung mit dem Schwarzwälder Bauer klaſſiſche Zeugen zu bringen.

Zunächſt die heilige Schrift ſelbſt, die an vielen Stellen für mich ſpricht. Ich will nur drei derſelben von Jeſus Sirach anführen zum Beweis, was ich für Waffen hätte. Das eine Mal ſagt er: „Jede Bosheit iſt klein der Bosheit des Weibes

Digitized by Google

gegenüber.“ Und an einer andern Stelle: „Die Ungerechtigkeit des Mannes ist noch besser als die Wohltat eines Weibes.“

Und ein drittes Mal: „Alle Bosheit ist Bosheit des Weibes.“

Ich könnte auch von den Heiden reden zu meinen Gunsten; von dem großen, weltentsagenden Philosophen Pythagoras, der, wie er selbst sagte, um sich an seinem größten Feinde zu rächen, diesem seine Tochter zum Weib gab — von dem römischen Dichter Plautus, der da meint, eine ganz gute Frau gebe es gar nicht, weil eine schlimmer sei als die andere — von dem griechischen Spaßvogel Demokrit, der deshalb eine ganz kleine Person zum Weibe nahm, weil er von zwei Übeln das kleinere vorzöge — von dem lateinischen Schriftsteller Aphrodisius, der ein Büchlein schrieb „über die sieben Eigentümlichkeiten der Frau“. Sechs davon will ich anführen. Er weist nach, daß die Frauen fromm seien in der Kirche, Engel auf der Straße, Teufelinnen im Hause, Nachteulen unter dem Fenster, Kibitzen im Garten und Elstern unter der Haustüre.

Ich könnte ferner den heiligen Kirchenlehrer

Digitized by Google

Hieronymus zitieren, der da einmal ſchreibt, das lateiniſche Wort Femina (Frau) bedeute ſoviel als Inbegriff aller Sünde.

Auch auf zwei andere Heilige könnte ich mich ſtützen, auf den heiligen Remigius und auf den heiligen Alphonſus. Dieſe beiden Gottesmänner haben etwas nachgerechnet, und ſie wollen gefunden haben, daß von hundert Männern, die für die ewige Seligkeit verloren gehen, neunundneunzig der Frauen wegen verloren gehen.

Ich könnte auch an das bekannte franzöſiſche Sprichwort erinnern: „Cherchez la femme“, das beſagen will, daß wenn irgendwo ein Mannsbild, welchen Alters und Standes es iſt, oder wenn ein Volk oder ein Land Unglück hat, ſolle man nachforſchen, ob nicht ein Weib dahinterſtecke.

Auch der große Gelehrte und Märtyrer ſeiner katholiſchen Standhaftigkeit, der Engländer Thomas Morus, der das Feuer, das Meer und das Weib die drei Hauptübel nannte und meinte, eine Frau ſei immer bösartig, am bösartigſten aber, wenn man ſie gut behandle, — würde für mich zeugen.

Und aus dem vorigen Jahrhundert könnte ich

Digitized by Google

einen Mann nennen, der die Frauen gar wohl kannte, über den ja jüngst ein eigenes Buch erschien, „Napoleon und die Frauen“, und der noch auf St. Helena zur Frau seines Adjutanten Bertrand sprach: „In gewissen Dingen ist eine Frau wie die andere. Sie sind immer auf dem Theater.“

Auch den berühmten Philosophen und Denker Schopenhauer, der dem weiblichen Geschlecht in Bausch und Bogen List, Falschheit, Verstellungskunst, Verrat, Undank und ähnliche Dinge vorwirft, will ich aus dem Spiel lassen.

Ich könnte mich zu meiner Verteidigung endlich auf einen frommen Jesuitenpater unserer Tage berufen, der das Folgende schreibt: „Ein Weib war es, das den ersten Mann, der auf dieser Welt erschienen war, um das Paradies brachte. Um eines Weibes willen mußte das Haupt eines Johannes des Täufers fallen. Und wer zählt die Männer alle, junge und bejahrte, ledige und verlobte, vermählte und verwitwete, arme und reiche, wer die Männer aller Stände, jeden Berufes, jeden Ranges, jeder Bildungsstufe, einen weisen, sechzigjährigen Salomon nicht ausgenommen, welchen Weiber den Kopf verrückt, welche

Digitized by Google

durch Weiber den Kopf verloren haben? Und wer zählt die Männer alle, die durch Weiber nicht nur um ihren Verstand kamen, sondern auch um ihre Ehre, um ihren Glauben und schließlich nicht nur um alle niederen und höheren Güter dieser Welt, sondern auch um das höchste, ewige Gut, um das Paradies der Seligkeit?"

Ich will aber, wie gesagt, in meinen alten Tagen Frieden machen mit der „Damenwelt" und nicht, wie die eben angeführten Männer, von ihren Fehlern, sondern — von ihren gemeinsamen Tugenden reden.

Eine der ersten weiblichen Tugenden ist die Barmherzigkeit, das Mitleid mit den Schwachen, Armen und Gedrückten. Es liegt in der Seele des Weibes noch eine Ahnung von der Knechtschaft und von den Leiden, die es zu erdulden hatte im alten Heidentum; deshalb nimmt es sich gerne der Unterdrückten und der Elenden an.

Mit Recht schreibt schon die heilige Schrift des Alten Testamentes: „Wo kein Weib ist, da seufzt der Bedürftige."

Aus der gleichen Quelle seiner einstigen trostlosen Vergangenheit stammt auch die weitere

Digitized by Google

Tugend, in der das Weib den Mann übertrifft, die Geduld und Ausdauer in Leiden und Schmerzen. In dem Punkt sind, wie ich schon oft gesagt habe, die Wibervölker das starke Geschlecht und die Mannsleute das schwache.

Bekannt ist, daß bei dem schrecklichen Rückzug der napoleonischen Armee aus Rußland die Weiber viel mehr Widerstandskraft gegen Hunger und Kälte zeigten als die Soldaten.

Endlich — denn alle guten Dinge sind drei — ist an den Frauen zu loben die Eigenschaft des guten Rates. Wer einen guten Rat sucht in schlimmer Lage, wird ihn viel eher bei einer Frau finden als bei einem Mann.

Drum sind die Ehemänner, welche alle ihre Unternehmungen und Pläne mit ihren Frauen beraten, keine Pantoffelhelden, sondern vernünftige Leute.

Es ist diese Tugend des guten Rates aber bei den weiblichen Ebenbildern Gottes nicht eine Eigenschaft ihres Verstandes, der in der Regel klein beisammen ist, sondern des Instinktes. Ich möchte sagen, die Frauen riechen und fühlen das Richtige. Ich meine, es ist Cervantes, der einmal sagt:

Digitized by Google

Der Weiber Rat ist nicht viel wert,
Doch ist ein Narr, wer nicht drauf hört.

Da fällt mir aber gerade noch eine weibliche Tugend und zwar die wichtigste ein, die ich als Pfarrer nicht übergehen will — es ist dies die Frömmigkeit der Frauen.

In Glaube, Gebet und Gottesdienst übertreffen sie die Männer ganz gewaltig. Sie sind in ihren Familien die dankbaren Apostelinnen des Christentums; dankbar, denn sie wissen oder fühlen es wenigstens, was diese Religion durch die Erhebung des Weibes zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes und durch die Bekämpfung und Bezähmung seiner rohen Leidenschaften für sie getan hat.

Ich meine aber mit diesem letzten Lob nur die echt christlichen Frauen, nicht die vielen Betschwestern unter ihnen, die mit ihren religiösen Übungen und ihren frommen Redensarten nur den geistigen Hochmut nähren und nebenbei alle Roßmängel haben. Diese Leute bringen die Religion in Mißkredit.

Mein Lob gilt natürlich noch viel weniger jener Spezies von Wibervölkern, die, ein trauriges Zeichen unserer Tage, gar keine Religion haben

Digitized by Google

und meinen, sie seien nur auf der Welt, um Romane zu lesen, Klavier zu spielen, ins Theater und auf die Bälle zu gehen, Rad zu fahren, Schlittschuhe zu laufen und Männertaten zu verrichten.

Es ist, wie gesagt, ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß sie mehr derartige Weibsbilder produziert als selbst die Zeit der französischen Revolution.

Diese modernen „Damen" sind aber die ärgsten Feinde ihres eigenen Geschlechts. Denn je mehr durch ihren Einfluß die christliche Religion in der Familie und in der Gesellschaft abnimmt, um so eher wird diese zurücksinken ins Heidentum mit all seiner Schmach des Weibes und mit all der Erniedrigung seiner Menschenwürde.

Das größte Verbrechen an der Zukunft des menschlichen Geschlechts ist eine religionslose Erziehung der weiblichen Jugend.

Warum? Weil das Weib früher oder später Einfluß bekommt auf die Familie und sich und andern zum Fluch oder zum Segen wird, je nachdem sie Religion hat oder nicht.

Gott bewahre uns daher vor religionslosen Müttern und Frauen! Von den vielen Übeln, an denen wir kranken, wäre es das schlimmste. —

Digitized by Google

Ich ſetze mich nach dieſem Friedensſchluß mit der Damenwelt, die mir diesmal Lob zollen und ſagen wird: „Ende gut, alles gut“ — ans Fenſter und leſe eine Abhandlung, die mein „im Paradies“ ſchon erwähnter Freund, der evangeliſche Theologe und Profeſſor Freybe in Parchim in Mecklenburg, über die Goetheſche Fauſttragödie geſchrieben und mir dieſer Tage zugeſandt hat.

Geiſtreich erläutert Freybe, wie Mephiſtopheles dem Fauſt, der nach einem Mittel frägt, ſich zu verjüngen, den Ackerbau empfiehlt, aber in ſatiriſcher Art und mit ſataniſchem Zuſchnitt:

Dich zu verjüngen,
Gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch
Und iſt ein wunderlich Kapitel.

Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben.

Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh

Digitized by Google

Und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen!

„Ja," ſagt Freybe, „dies Mittel iſt das beſte, von Gott ſelbſt gegebene Mittel aller dauerbaren Kultur, das den einzelnen, wie das ganze Volk verjüngt und vor allem Taumel bewahrt. Darum, weil der Ackerbau das beſte Schutzmittel gegen allen Kulturtaumel iſt, nennt es der Teufel ein wunderlich Mittel. Und dies wunderliche Mittel ſteht im Buche der wahren Kultur, im Buche Gottes für die Völker, im erſten Buche Moſes, wo es heißt: ‚Du ſollſt den Acker bauen und bewahren.' Es iſt ein wunderlich Kapitel, denn gerade aus der Agrikultur erwächſt die wahre Kultur der Humanität, während die Verachtung dieſer Kultur zur Beſtialität führt. Agrikultur iſt die urſprünglichſte, die gottgewollte Kultur. Der Acker wandelt das Leben nicht zur Fäulnis; nein, ſelbſt Verweſung und Moder wird durch ſeine ſtille Tätigkeit wieder in Leben verwandelt, und der Geruch der Ackerkrume wirkt erfriſchend auf die Sinne."

Digitized by Google

Während ich freudigen Sinnes dieſe Worte las, waren unter meinem Fenſter in den Wieſen an der Dreiſam Landleute beſchäftigt, Gras zu mähen. Sie ſind aus den wieſenarmen Rebdörfern oberhalb Freiburg und haben das Gras erſteigert.

Still und geräuſchlos ſind ſie an der Arbeit, und ebenſo ſinken die Schwaden auf die Erde.

Geht's bei der Agrikultur nicht in alleweg ſtill und friedlich zu? Stille wirft der Sämann den Samen in die Furchen, die der Pflug lautlos aufgeworfen hat, und geräuſchlos deckt die Egge Furche und Saatkorn zu. Still wächſt der Same, ſtill reift die Frucht, und ſtill und friedlich ſchlägt das Volk die Sichel an, ſie zu ernten.

Welch ein Widerſpiel, wenn wir der Tätigkeit der Induſtrie, der Feindin des Ackerbaus, unſere Sinne leihen! Da iſt ein Raſſeln, ein Toſen, ein Lärmen, daß man ſein eigenes Wort nicht mehr hört und alle Nerven erſchüttert werden.

Gleicht nicht unſer ganzes modernes Kulturleben, deſſen Hauptſymbol der Aufſchwung der Induſtrie iſt, dem Lärm der Fabrikmaſchinen? Ohne Raſt und Ruh, voll Haſt und Spektakel

Digitized by Google

jagen unsere heutigen Kulturmenschen dem goldenen Kalb und dem Sinnengenuß nach. —

Man vergleiche die Ruhe eines Dorfes, sei es bei Tag oder bei Nacht, mit der Unruhe einer größeren Stadt, und man hat den ganzen Unterschied zwischen echter und falscher Kultur auch hier.

Wie lange würden aber die Menschen in den Städten ihr ruheloses, lärmendes Kulturleben fortführen, wie lang die rasselnden Maschinen der Fabriken bedient werden, wenn der Landmann aufhörte, Ackerbau zu treiben und das tägliche Brot zu pflanzen?

So ist die Agrikultur die Quelle alles Lebens und aller Kultur. Und Napoleon I. hat mit Recht die Landwirtschaft als die Seele und Grundlage des Staates bezeichnet.

Heutzutag ist die Seele der Gesellschaft der Fabrikschlot, und ganze Wälder dieser Wahrzeichen des zwanzigsten Jahrhunderts verunzieren Stadt und Land.

Aber es kommt die Zeit, wo diese Schlote sich selber auffressen werden und die Menschheit wieder Leben und Gesundheit holen wird auf dem Acker. Erdgeruch und Scholle werden wieder zu

Ehren kommen, und die Fäulnis der modernen Kultur wird aufhören. —

Am 14. Juni.

Gestern war Dreifaltigkeitssonntag. Ich hatte zu predigen und nach der Predigt, todmüde vom Sprechen, mich bis Abend ins Bett gelegt. Der Abend war aber so sonnig und schön, daß ich beschloß, noch hierher zu fahren und das erstemal zu übernachten.

Gesagt, getan, und noch vor sieben Uhr saß ich wieder im Klostergarten und bei mir der Zimmermann. Er lobte meinen Entschluß, noch gekommen zu sein und über Nacht bleiben zu wollen. „Es sei," so meinte er, „ein gar galanter Abend heute, aber erst am frühen Morgen, wenn die Sonne über den Berggipfeln prange und den Tau des Himmels hinabdrücke in die Tannen, würde ich finden, daß die Luft in jenen Stunden am intimsten sei."

Er erzählte dann, wie er diese Nacht zwischen zwölf und eins die Wächterrunde gemacht und in den Gängen Hundegebell und hinter dem Haus, wo im Klostergarten einst der Kirchhof war, Grabgesang gehört habe.

Digitized by Google

Das lautete weniger verlockend zum Übernachten als der galante Abend und die intime Luft.

Ich erzählte ihm hierauf von der Gründung der Karthause durch den Ritter Schnewelin, der seine und seines Hauses Gewalt- und Raubtaten durch diese Gründung habe sühnen wollen.

Mit Recht bemerkte der alte Zimmermann dazu: „Die Leute der vergangenen Zeiten haben scharfe Gewissen gehabt, die ihnen keine Ruhe ließen."

Unsere modernen Raubritter und Goldkönige haben diese Schärfe nimmer, sonst müßten wir so viele Klöster und Spitäler als Kasernen haben, wenn all das Geld, so durch ungerechte Aktien- und Börsenmanöver, durch Ringe und Gaunerkompagnien aus dem Volke erschwindelt wird, für christliche und humane Zwecke zurückerstattet werden wollte. —

Auch darin hatte der Zimmermann recht, daß wir einen galanten Abend hatten.

Nachdem ich mein Nachtmahl — ein Glas kuhwarme Milch und einige Zwieback — verzehrt, setzte ich mich ans offene Fenster, um mich dieses Abends zu erfreuen.

Digitized by Google

Es war neun Uhr. Der Vollmond zog übers Dreisamtal, der Ostwind rauschte in den Tannen, und keine menschliche Seele regte sich. Die Sonntagsausflügler waren bis auf den letzten Mann in der Stadt verschwunden.

Ich erinnere mich nicht, im Leben je einmal so allein und so ungestört und so lange in eine Mondnacht inmitten stiller Natur geschaut zu haben wie heute.

„Was ist," so sagte ich mir, „der hellste Sonnentag gegen eine Vollmondnacht in einem Schwarzwaldtal?"

In Wahrheit, mir war an diesem Abend der Vollmond, wie er das Dreisamtal versilberte, so mild und so friedlich, lieber als die Sonne in ihrem schönsten Glanze.

Sie belebt und elektrisiert, der Mond aber beruhigt und hypnotisiert. Er hat etwas von einem milden Verklärungslicht in der seligen Ruhe der Ewigkeit.

Die Sonne ist das richtige Licht für den Tag mit seinem Leben und Weben und Treiben; der Mond aber paßt gar gut für die Nacht mit ihrer Ruhe und ihrem Frieden.

Digitized by Google

Wie in einer Krankenstube das Nachtlichtlein brennt und dem armen Kranken seine Leiden tragen hilft, wenn er schlaflos die Nacht verbringt, so läßt der Schöpfer des Weltalls über dem großen Krankenbett und Siechenhaus, Erde genannt, seinen Mond leuchten in die Kummernächte dieses Lebens hinein.

Selbst die heilige Schrift gibt dem Mond einen Vorzug vor der Sonne, indem sie die Gottesmutter schön nennt wie der Mond und auserwählt wie die Sonne. —

So beruhigend und wohligmachend das Mondlicht auf meine Seele wirkte, so mußte ich doch, als ich nach zehn Uhr zur Ruhe ging, seinem Lichte den Eintritt in meine Schlafstube versagen; denn es läßt mich nicht schlafen, und ich muß es verbannen, so gut ich kann.

In der Karthause, wo alles praktisch eingerichtet ist, sind hinter den Fenstern noch Läden, so daß sich jeder Lichtstrahl völlig ausschließen läßt.

Mancher Leser wird denken: „Der geht auch mit dem Mond, sonst würde er dessen Licht nicht fürchten."

Es gehen viele Dinge in der Natur mit dem

Digitized by Google

Mond: Pflanzen, Tiere und Menschen, ja selbst das Meer. Und, ehrlich gesagt, will ich lieber mit dem Mond gehen als mit jeder Tagesmeinung und mit dem schlammigen Wasser, das gerade den Strom bildet, mit dem die meisten Menschen schwimmen, oder mit den Sternen und Irrlichtern, die eben am Menschenhimmel leuchten, von denen Tausende von Byzantinern und Servilen sich leiten und bescheinen lassen und vor denen sie anbetend im Staube liegen.

Item, lieber unter dem Einfluß des Monds stehen und mit ihm gehen, als mit den vielen jungen und alten Weibern männlichen Geschlechts unserer Tage. —

Der Zimmermann hatte mich angesteckt mit seiner Gespenstergeschichte. Ich glaubte in der Nacht, es laufe jemand in meiner Studierstube auf und ab. Kaum lauschte ich aber aufgeregten Sinnes dem Geräusch, als es aufhörte. —

Ein herrlicher Morgen lachte mir entgegen, als ich die Läden öffnete und den Tag herein=ließ. Die Sonne leuchtete schon längst über Berg und Tal, die Vögel konzertierten in Wald und Garten um die Wette, und das Tal herab tönte das Glöcklein der Kapelle von Littenweiler.

Digitized by Google

Mein alter Studiengenoſſe und Zitherſpiel-Lehrer, der Pfarrer Eiſele von Kappel, hielt in ſeiner Filiale Littenweiler Gottesdienſt, und ich beneidete ihn um den ſchönen Morgenſpaziergang, den er ſchon gemacht hatte, ehe ich aufſtand. —

Arme Leute müſſen vielfach von der Phantaſie leben, und nur ſelten erfreuen ſie ſich einer beglückenden Wirklichkeit. So ging es auch mir dieſen Morgen. Ich kam mir, unter meinem Fenſter ſtehend, vor wie ein Schloßherr, der in ſeinem ſtolzen Eigentum einen Frühjahrsmorgen der Natur feiert.

Was mir aber dieſe Augenblicke vor allem verſüßt, iſt das Alleinſein; dieſes Alleinſeins Seligkeit aber ruht in dem Menſchſein. In unſerem Menſchengeiſt erhebt ſich all das Singen und Schwingen, all das Leben und Schweben, all das Wollen und Streben der Natur zum Bewußtſein und zur Erkenntnis des Schöpfers.

Die Natur wäre eine erſchreckliche Einöde, und ihre großen, gewaltigen und majeſtätiſchen Schauſpiele wären ohne Zuſchauer, wenn der Menſch nicht da wäre mit ſeinem Geiſte.

Er allein iſt der Repräſentant der geſamten

Digitized by Google

Schöpfung dem Schöpfer gegenüber; er allein erkennt, woher und wozu alle diese Vorgänge in der Natur, und drum soll er auch ihr Hoheprieſter ſein und die Hände falten und für die geſamte Schöpfung loben und preiſen Gott, den Allmächtigen, der in der leblosen und in der belebten Natur zu uns ſpricht mit Millionen Zungen. —

Am 16. Juni.

Ich brachte auch die vergangene Nacht wieder hier zu. Der erſte Morgen in der Karthauſe hat es mir angetan, daß ich möglichſt bald wieder hier oben übernachten wollte. Ich hatte geſtern abend dem Wächter das verſprochene Gewehr mitgebracht, und noch ſpät am Abend ging er damit vor meinem Fenſter auf und ab wie eine Schildwache.

Wie in der Stadt in aller Herrgottsfrühe die Glocken die „Betzeit" verkünden, ſo tun es hier die Vögel des Himmels. Schon um vier Uhr weckten mich unmittelbar vor meinen Fenſtern eine Amſel und ein Fink durch ihren Schlag.

Ehe ſie ſich an die Arbeit machen, um ihr täglich Brot zu ſuchen, ſingen dieſe Tierchen. Ihr

Digitized by Google

Gesang ist ihr Morgengebet. Erst beten und dann arbeiten und essen ist ihre Losung, durch welche sie Tausende von Menschen beschämen, die an alles eher zuerst denken als an ein Morgengebet.

So kommt es, daß viele Tiere gottesfürchtiger sich zeigen als manche mit Vernunft begabte Menschen. —

Der Zimmermann geht jeden Morgen in die Stadt, um im Heilig-Geist-Spital für sich und seinen Mitwächter Essen und Trinken für den ganzen Tag zu holen.

Er bringt mir dann jeweils auch die „Post" mit. Bei der fand sich diesen Morgen auch eine Karte unseres badischen Dichters Vierordt aus dem Seebade Norderney. Nicht weil ihr dichterischer Inhalt mir gilt, gebe ich ihre Verse hier wieder, sondern um der Poesie willen, die sie enthalten:

Nun ist der Freund wohl heimgekehrt
Aus seinem „Paradiese";
Flieg' Karte nun zu seinem Herd
Mit frischer Nordseebrise.

Du sollst dem fernen, teuern Mann
Von Herzen Grüße sagen,

Digitized by Google

Vom Dünenwall zum Schwarzwaldtann
Auf Möwenflügeln jagen.

Zuletzt hab' ich vom Markusturm
Venedigs ihm geschrieben;
Im Wanderdrang und Reisesturm
Bin ich ihm treu geblieben.

Prunkgondeln und Lagunen dort,
Hier Dün' und Muschelbänke —
Er weiß, daß ich in Süd und Nord
In Freundschaft sein gedenke!

Mich könnte man auf den Kopf stellen, es kämen keine so poetischen Verse zum Vorschein. Aber Freund Vierordt ist eben Dichter und Rentner, und ich bin ein Dorfschreiber und ein armer Schlucker.

Er ist aber auch der einzige geistreiche Mensch, den ich kenne, der Optimist ist und allzeit von Glück und Zufriedenheit redet im Brustton ernstester Überzeugung.

Ich glaube, daß zu diesem seinem Optimismus heute noch drei Dinge beitragen; seine Jugend, seine materielle Unabhängigkeit und seine liebenswürdige Gattin.

Ich bin aber überzeugt, wenn Vierordt ein-

Digitized by Google

mal in meinem Alter ist, wird er den Erdenhimmel nicht mehr so voll von Baßgeigen sehen. —

In der Frankfurter Zeitung lese ich eben, daß die Kaiserin von Österreich in Kissingen sich förmlich in die Einsamkeit retten muß, um dem Publikum zu entgehen, das von allen Seiten her dorthin strömt, um sie zu sehen.

Mich freut die Kaiserin, daß sie diesem Vieh- und Eselsvolk sich gar nicht zeigt und vor dieser Schafherde die Flucht ergreift. —

Ich las nach den Tagesneuigkeiten noch einen Augenblick in den „Memoiren von Katharina II." Sie erzählt, daß man ihr als Großfürstin verboten habe, über den Tod ihres Vaters, des armseligen Fürsten von Anhalt-Zerbst, länger als acht Tage zu weinen, weil er kein König gewesen sei.

Daß man über Könige länger weinen soll als über andere Sterbliche, finde ich ganz vernünftig. Sie haben meist auch mehr Tränen gesät als andere Menschen, drum sollten sie auch mehr Tränen ernten, wenn es auch nicht Tränen der Liebe sind. Diejenigen Fürsten, denen ihr Volk Tränen der Liebe nachweint, sind höchst selten. Und doch steht beim Tod eines jeden Fürsten in den Zeitungen zu

Digitized by Google

lesen, daß nur ein Schmerz Land und Volk durchzittere.

Welche Ströme von Tränen verursachen oft Könige allein durch ihre Kriege, die sie frevelhaft und aus Eigennutz beginnen, und in denen Tausende ihrer Untertanen Tod, Elend und Siechtum finden. —

Ich kann meiner Augen halber nicht lange lesen und lese auch nicht gerne lange in dem gleichen Buch. Drum nehme ich in alter Gewohnheit tagsüber oft die verschiedensten Bücher zur Hand und nippe darin.

Diesen Nachmittag kam mir aber eine Broschüre zu, die ich mit keiner anderen Lektüre vertauschte, bis sie gelesen war. Sie heißt „Heimatschutz“ *) und wurde mir vom Verfasser, Professor Ernst Rudorff in Berlin, zugesandt.

Ich hätte nie geglaubt, daß etwas so Gutes und Zeitgemäßes in einer modernen Weltstadt geschrieben werden könnte, und daß ein Professor so verständnisvoll und so warm für Erhaltung des Natürlichen und Volkstümlichen eintreten würde.

Dies Büchlein über den Heimatschutz hat mich von diesem Unglauben gründlich geheilt und mir eine seltene Freude bereitet, weil es auf Wegen

*) Leipzig bei Grunow.

Digitized by Google

wandelt, die ich zu meinem Herzeleid von allen Gebildeten verlassen wähnte, und weil es Dinge predigt, die ich selber schon lange tauben Ohren gepredigt habe.

Wie wahr und wie kräftig packt dieser Berliner Professor die moderne Kultur an, wie sie in Wäldern und Feldern, auf Wegen und Stegen, in Dörfern und Straßen, in Kunst und Wissen sündigt gegen die Natur und gegen die Poesie! Und wie geißelt er die Hyperkultur und die Lächerlichkeit unserer blasierten Kultur- und Gigerlmenschen, und wie bedauert er den Untergang echten Volkstums, alter Volkssitten und Volkstrachten!

Und wie offen und ehrlich gesteht dieser Berliner Professor zu, daß wir in Süddeutschland, besonders in Baden, noch ein größeres Maß von Frische und gesunder Volkstümlichkeit uns bewahrt haben als die Brüder im Norden!

Solche Preußen lieb' ich, und wenn alle so wären, würde ich ein Preußenschwärmer, was man mir bis jetzt nicht nachsagen konnte.

Ich will aus dieser vortrefflichen Schrift, die ich in jedes deutsche Haus wünschte, in alle unsere Schulen, hoch und nieder, und auf alle unsere Kanzleien, von welch letzteren aus namentlich viel

Digitized by Google

gefehlt wird gegen das Volkstum — nur einen Satz anführen. „Die Welt," sagt Rudorff, „wird nicht nur häßlicher, künstlicher, amerikanisierter mit jedem Tag, sondern wir unterwühlen mit unserm Drängen und Jagen nach den Trugbildern vermeintlichen Glücks immer weiter und weiter den Boden, der uns trägt."

„Die sinnliche Lust hat jemand den Leichnam der Liebe genannt, der Liebe, die den ganzen Menschen bis in die innersten Tiefen des Gemütes erfaßt, seine edelsten Kräfte beflügelt und ihn befähigt, das Höchste zu leisten. Gerade so verhält sich unser Materialismus zu der Begeisterung früherer Zeit. Er ist nichts, so strotzend er sich gebärdet, als das Zeichen beginnenden Absterbens. Unsere sinnlich gerichtete Über- und Afterkultur schlägt schließlich in Barbarei und Roheit um."

Rudorffs Büchlein wäre, richtig erkannt und befolgt, für unser gesamtes Volks- und Staatsleben von größerem Nutzen als ganze Eisenbahnladungen voll moderner Romane, Zeitschriften und staatlicher Verordnungen. Aber solche Stimmen verhallen ungehört in dem Gerassel der Eisenbahnen und Maschinen und in dem Lärm des

Digitized by Google

Alltagslebens unſerer Zeit, die jeden Tag neues bringt und jeden Tag das zudeckt, was geſtern neu gekommen war. —

Am 20. Juni.

Seit drei Tagen iſt das Wetter wild, regneriſch und kalt. Kein Sonnenblick läßt ſich mehr ſehen, und der Zimmermann meint, das Wetter habe einen „ſteifen Charakter“.

Es iſt Sonntag heute und mein Kammerdiener dieſen Morgen in der Martinskirche in der Predigt geweſen. Einer der Kapläne, der kleine Leible, hielt ſie. Als ich nun dieſen Nachmittag hierher kam, ſprach der originelle Zuhörer auch von der Predigt und ihrem Sprecher und äußerte über den letzteren: „Der junge Herr gibt einen tüchtigen Redner, er hat Ahnungen in der Bruſt.“—

Nichts iſt mir lieber als Sturmeswehen im Walde, und hier ſitze ich heute an der Quelle. Über die Tannen und Buchen und Föhren ringsum ſtürmt's und rauſcht's und ſingt's und ſeufzt's und ſtöhnt's, daß es ein wahres Vergnügen iſt, aus nächſter Nähe zuzuhören. Ich lauſchte lange und allein dieſen Waldesliedern und dachte an Lenaus ſchöne Verſe:

Digitized by Google

Willſt du im Walde weilen,
Um deine Bruſt zu heilen,
So muß dein Herz verſtehen
Die Stimmen, die dort wehen.

Es rauſchet wie in Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit dem Rauſchen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zur ew'gen Quelle
Der Jugend darfſt du ſinken,
Dich friſch und fröhlich trinken.

Wenn der Sturm ſo fortmacht, werde ich in der kommenden Nacht, die ich auch hier zubringen will, gut ſchlafen. So ſehr mich ſonſt das geringſte Geräuſch am Schlafen ſtört oder mich weckt, — wenn es draußen in der Natur wettert und ſtürmt, bin ich ruhig. Es greift mich jeder Wetterſturz, ehe er kommt, in meinem Gemütsleben an und raubt mir dazu noch den Schlaf. Sobald er aber da iſt und ſich entladen hat in der Natur, wird's in mir ſtille. Warum wohl? Weil jetzt die Mutter Natur ſelbſt nervös iſt und mein Nervenelend auf ihren eigenen Nervenſturm abgeleitet hat. Sie nimmt es

Digitized by Google

mit in ihr eigenes Stöhnen und Seufzen, und wenn die Mutter weint, vergißt das Kind sein eigen Leid.

Die Mutter Natur mit ihren ehernen Gesetzen hat sonst wenig Mitleid mit ihren Geschöpfen. Sie tötet alle erbarmungslos und gibt sie vor dem Tode meist den größten Qualen preis.

Sie läßt sie hungern und dürsten, schickt ihnen Seuchen und Epidemien, überschüttet sie mit Feuer und Asche und verschlingt Hunderte und Tausende in ihren Abgründen.

In einer Nacht zerstört sie herzlos die unermeßliche Pracht des Frühlings und ganze Blütenmeere und bringt Millionen um ihre Hoffnung.

Ihre Stürme, ihre Wasserwogen und ihre Feuergarben werfen sich raubgierig auf die Gebilde von Menschenhand und richten Jammer und Entsetzen an.

Gibt's keine Erklärungsgründe für diese Härten und Grausamkeiten der Mutter Natur? Doch. Ich will nur einen anführen. Die Natur ist so grausam gesinnt und gestimmt, damit es uns Menschen nicht zu wohl wird hienieden und damit wir erkennen, daß der Richterspruch des Allmäch-

tigen: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen!“ — durch alle Jahrhunderte seine Geltung habe.

Darum seufzt auch, wie der heilige Apostel Paulus sagt, die ganze Kreatur nach Erlösung. —

Der alte Zimmermann machte heute noch ein drittes „gutes Wort“. Er hatte mich diesen Abend meist am Schreibtisch gesehen, und als er mir meine Milch brachte und das Licht anzündete, meinte er: „Herr Pfarrer, Sie haben scharfe Talente, und die lassen Ihnen keine Ruhe; Sie müssen immer Ihren Geist beschäftigen, sonst steigt er Ihnen ins Geblüt.“

„Meine Talente,“ so schloß er, „sind begraben und bleiben begraben, weil ich nicht an der Quelle war, sie auszubilden.“

Damit der gute Mann nicht länger an meine „scharfen Talente“ glaubte, erhob ich mich und ging noch trotz der Dunkelheit in den Garten hinunter.

Der Sturm hatte sich völlig gelegt, und es war eine große, heilige Stille in der Natur. Die Nacht senkte sich über Berg und Tal. Alles schwieg; nur die „Moralquelle“ in der Wiese außerhalb des Gartens murmelte leise.

Dort droben am Walde glänzten die Licht-

Digitized by Google

lein aus den Häusern des Dorfes Littenweiler friedlich zu mir herab, und die Sternlein des Himmels schauten noch friedlicher in die feierliche Nachtruhe.

Lange stund ich dann noch unter der großen Ulme vor dem Kloster und blickte stumm und still in diesen nächtlichen Frieden der Welt.

Da trat an mich heran jene ernste Mahnerin, die mich so gern heimsucht in Stunden, in denen ich allein bin — die Wehmut.

Und sie flüsterte mir die Worte zu: „So wie die Dorflichter droben am Walde nur kurze Zeit leuchten in die Nacht hinein und dann verschwinden, ehe die mitternächtliche Finsternis eintritt, so erlischt in kurzem auch dein Lebenslicht, und du verschwindest in Grab und Moder! Und dort droben am Walde und hoch oben am Himmelszelt werden die Lichtlein und Sternlein noch leuchten in zahllose Abende und Nächte hinein, während du nicht mehr bist."

„Und wie schnell," so fuhr sie zu reden fort, „ist das Leben dir vergangen, wie schnell alles vorübergezogen: Jugend, Sang und Frühlingslust! Und wie bald bist du alt geworden und wie rasch vom fröhlichen Knaben ein welker Greis!"

Digitized by Google

So ſprach die Mahnerin unter der Ulme
Ich aber dachte an des Dichters Wort:

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauſchen eingeſtellt;
Die Vögel ſitzen und träumen,
Am Aſte traut geſellt.

Die ferne, ſchmächtige Quelle,
Weil alles andere ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüſtern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leiſen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorüberſterbe,
Iſt alt und allbekannt;
Doch dieſe Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

Es geht gegen zehn Uhr. Aus der Kloſter-pforte kommt der Wächter, eine Pfeife im Mund und das Gewehr auf der Schulter. Er beginnt ſeine Runde um die Karthauſe. Ich gehe hinauf in meine Klauſe und mit mir die ſtille Mahnerin, die unter der Ulme mich getroffen. Sie ſitzt noch lange an meinem Nachtlager, bis der Gott mit

Digitized by Google

der Mohnblume ſich meiner erbarmt und mich hinüberbringt in eine beſſere Welt, ins Reich der Träume.

Am 22. Juni.

Geſtern Abend fand auf dem Platze vor meinem Pfarrhauſe eine Serenade ſtatt. Sie galt dem eben wieder gewählten Oberbürgermeiſter, der am gleichen Platze, wie ich, drüben im Rathauſe, wohnt.

Fackeln leuchteten, Geſänge erſchallten, und Reden drangen an mein Ohr. Ich gönnte dem Gefeierten dieſe wohlverdiente Ehrung ebenſo ſehr, als ich ihn nicht darum beneidete.

Mir wäre es die größte Aufregung, ſolch eine Ovation für mich anhören und beantworten zu müſſen.

Die Ehrung, ſage ich, war wohlverdient; denn Oberbürgermeiſter Winterer hat in den neun Jahren, die er hier wirkte, durch ſein reiches Talent, durch ſeine unermüdliche Arbeit und durch ſeine überwältigende Tatkraft Hervorragendes und Bleibendes geſchaffen, nicht bloß auf praktiſchen, ſondern auch auf idealen Gebieten.

Auf letzteren nenne ich nur eine Großtat, die Gründung des Münsterbauvereins. Täglich schauen zahllose Leute an dem Turm des Freiburger Münsters hinauf und bewundern dieses Kabinettstück mittelalterlicher Gotik und dieses schönste Wahrzeichen der alten Zähringerstadt. Aber niemanden ist es eingefallen, die wunderbare Pyramide auch einmal auf ihre Solidität untersuchen zu lassen, bis der Oberbürgermeister Winterer kam.

Er veranlaßte eine Untersuchung durch die ersten Autoritäten Deutschlands, und diese ergab die absolute Notwendigkeit einer Restauration des herrlichen Bauwerkes.

Jetzt rief der Oberbürgermeister den Münsterbauverein und dessen Lotterie ins Leben, die bis heute schon mehr als eine halbe Million einbrachte. Es soll eine ganze und mehr werden, und dann wird Freiburg für alle Zeit die Mittel haben, sein Münster erhalten und dessen Inneres künstlerisch ausschmücken zu können. —

Was mir persönlich den nachbarlichen Oberbürgermeister so sympathisch macht, ist einmal seine Herkunft und dann sein Bestreben, das gute Alte zu ehren und zu erhalten.

Digitized by Google

Winterer iſt, wie ich, eines Bäckers Sohn, und das Städtchen Ettenheim, ſechs Stunden von Hasle, ſein Geburtsort. Aber während mein Vater trotz ſeiner Leibesgröße ein kleiner Bäcker und mittlerer Bürger war, zählte der alte Winterer von Ettenheim zu den Fürſten der Bäckerzunft.

Er hat drum auch zwei an Leib und Geiſt fürſtliche Söhne hinterlaſſen, der „Becke-Philipp" von Hasle aber nur einen in alleweg bäuerlichen und ungeſchlachten Sprößling.

Das Bäckerhandwerk iſt keines der älteſten; denn noch im zweiten Jahrhundert vor Chriſtus gab es in Rom keine Bäcker, weil ſelbſt die Frauen der römiſchen Konſuln, Feldherrn und Senatoren das Brot eigenhändig buken. Aber das hat die Bäckerzunft an ſich, daß ſie treu feſthält am Alten und heute noch ihre Wecken und Brezeln und ihr Schwarz- und Weißbrot macht wie vor tauſend Jahren.

Es mag drum auch ein Erbſtück unſerer Bäckerahnen ſein, daß der Oberbürgermeiſter von Freiburg und der Pfarrer von St. Martin keine Freunde ſind der modernen Zerſtörungswut des Alten und des aus vergangener Zeit zu uns Gekommenen.

So will mein Nachbar der Stadt Freiburg vorab ihre alten Gebäude, Tore, Türme und Basteien, so weit sie noch vorhanden, erhalten wissen gegenüber der Geschmack- und Pietätlosigkeit unserer Tage.

Spekulationswut, gedankenlose Sucht nach Neuerung und nach neuzeitiger, protziger Eleganz, kalte und poesielose Rücksicht auf das Erwerbs- und Verkehrsleben, auf Krämer- und Käseläden bedrohen in unsern Städten die Gebilde der Vorzeit und haben in den letzten fünf Jahrzehnten mehr an den Städten Deutschlands zerstört als vorher die Kriege von drei Jahrhunderten.

Daß die Breisgaustadt noch nicht ähnlich geschändet und amerikanisiert wurde, verdanken wir dem idealen und poetischen Sinne des derzeitigen Oberbürgermeisters und seiner Vorliebe für die Wahrzeichen vergangener Jahrhunderte.

Noch mehr! Er hat auch für andere altehrwürdige Institutionen, die unsere Zeit verkennt und verachtet, Sinn — für die Klöster.

Die zwei alten Gotteshäuser, Günterstal und die Karthause, hat er für die Stadt erworben, restauriert und einer würdigen Bestimmung wieder-

gegeben. Wo immer er das Bild einer ehemaligen Äbtissin von Freiburg oder von Günterstal erwerben und erhalten kann, freut er sich und bringt es wieder in seine alte Heimat. Und die Karthause ließ er mit einem Glasgemälde des heiligen Bruno schmücken von der Meisterhand des Professors Geiges.

Aber auch die lebendigen Klöster sind ihm sympathisch, und als echt liberaler Mann hat er schon vor Jahren in der badischen Kammer für Zulassung der Männerorden in Baden gesprochen. —

Ich mache sehr selten irgendwo einen Besuch, komme in keine Gesellschaft, in kein Wirtshaus und bin in alleweg ein Einsamer; aber von Zeit zu Zeit besuche ich meinen Nachbar Winterer in seiner Amtsstube, und es ist mir jeweils eine wahre Erholung, mit diesem tief und allseitig gebildeten und wahrhaft freisinnigen Manne mich zu unterhalten.

Ich bin dem Nachbar im Rathause persönlich aber zu großem Danke verpflichtet, weil er mir in der Karthause ein Asyl geschaffen hat für meine alten und kranken Tage.

Diese Dankespflicht hat mich, dem sicher

Digitized by Google

meine Tracht von Zeichnern mißbraucht worden ist, um Bilder zu verkaufen.

Diese Tracht ist folgende:

Die Männer tragen einen Hut mit breiter Krempe, der mit Bändern und Federn geschmückt ist, ein Wams mit Schößen, eine Weste, Kniehosen und Schuhe mit Schnallen.

Die Frauen tragen ein Mieder, das mit Bändern und Schnüren geschnürt ist, ein Hemd mit weiten Ärmeln, einen Rock, der bis zu den Knöcheln reicht, und eine Schürze. Sie tragen ihre Haare in Zöpfen, die mit Bändern durchflochten sind, und auf dem Kopf eine Haube.

Überhaupt ist John Bull zur Zeit aus Rand und Band vor Freude und Huldigung. Er, der sich so viel zu gut tut auf seine politischen Freiheiten, ist dem königlichen Hof gegenüber so knechtselig wie der deutsche Michel.

Nur die Irländer schmollen und protestieren. Mich freut es, daß dieses katholische Volk nicht jubelt, so lange es unterdrückt und gedrückt ist, und sein Freiheitsgefühl nie und nirgends verleugnet.

Mir sind die Irländer, abgesehen von ihrem Katholizismus und einschließlich ihrer Nationalfehler, doch viel lieber als die Engländer. Diese sind die Punier (Phönizier) der christlichen Ära und umspannen ebenso rücksichtslos wie diese mit ihrem Handel und ihrer Macht fast alle Teile der Erde, wie einst die Phönizier, jene semitischen Urbilder aller Handelskniffe.

Auch die im Altertum sprichwörtlich gewordene „punische Treue" teilen die Engländer mit ihnen.

Unter den Völkern der Erde sind drum die heutigen Phönizier ebenso beliebt wie die Stammesgenossen der alten Punier, die Juden.

Digitized by Google

Am 24. Juni.

Es ist ein Sonnentag heute, wie er sein soll an Sankt Johannestag zur Sungichten, und ich begebe mich drum zeitig in meine Klause.

Hier klagt mein Kammerdiener über seinen Mitwächter, den schon früher erwähnten zweiten Mann in unserm Kloster. Er sei bloß „ein Beischläfer", aber kein Wächter, und überlasse ihm allnächtlich die Runde in Haus und Garten allein.

Dieser Beischläfer hat aber meine volle Sympathie, weil er die Ruhe zu Pferd ist. Ein greiser Gerbergeselle, in der Nähe von Offenburg daheim, ist er alt geworden bei seinem poesielosen Beruf und dann in die städtische Versorgungsanstalt gekommen.

Er gleicht äußerlich einem alten englischen Lord und hat ein gut Stück von jenem Phlegma, das seine Ruhe nicht verliert, selbst wenn die Fundamente der Erde wanken.

Geistig ist er ein Zwerg gegen den Zimmermann. Er fühlt aber auch dessen Überlegenheit und — haßt ihn, wie's üblich ist in der Menschheit, in welcher die Dummen die gefährlichsten Feinde der Gescheiten sind. —

Digitized by Google

Diesen Morgen bekam ich einen merkwürdigen Brief, auf den mir diesen Nachmittag die Antwort schwer wurde und zwar deshalb, weil ich aus dem Schreiben ersah, wie liebenswürdig die „Damenwelt“ trotz allem gegen mich ist, und wie sie Kohlen sammelt auf meinem greisen Haupte.

Was diese Liebenswürdigkeit noch erhöht, ist der Umstand, daß der Brief von einer Preußin kam, die darin für sich und zwei andere Landsmänninnen eine höchst sonderbare Bitte an mich stellte. Sie bat mich, für eine Sammlung von Gedichten und Novellen, die sie und ihre Freundinnen verübt, eine — Vorrede zu schreiben.

Der Verleger, so hieß es, habe ihnen den Rat gegeben, sich an mich zu wenden.

Ich weiß nicht, ob dieser Verleger nicht ein Schalk ist; hat er's aber ernstlich gemeint, so wollte er mit seinem Rat, um ein gewöhnliches Sprichwort zu gebrauchen, den Bock zum Gärtner machen.

Da die Schreiberin dieses Briefes eine Leserin meiner Schriften ist, so war das Ansuchen wirklich rührend und für mich beschämend und ich drum mit der Antwort in Verlegenheit.

Nach langem Besinnen antwortete ich, es sei mir

Digitized by Google

ſchwer, ein Vorwort für Damenliteratur zu ſchreiben. Keinesfalls könnte ich dies aber tun, ohne den Inhalt zu kennen. Wenn die Damen jedoch ein Kochbuch verfaſſen wollten, würde ich gerne und unbeſchaut eine Vorrede dazu fertigen.

Das war gewiß entgegenkommend von einem Feinde jeder weiblichen Schriftſtellerei — Kochbücher ausgenommen. Mein Brief ging ab; eine Antwort aber bekam ich nie wieder, habe auch nicht erfahren, ob das Werk der drei Grazien in die Welt gegangen iſt oder nicht. —

Keine Zeit hat es in der Emanzipation des Weibes ſo weit gebracht wie die unſerige; aber es war auch in dem Punkte keine verrückter als ſie.

Daß die Wibervölker Blumen malen und blutarme und bleichſüchtige Bücher ſchreiben, iſt eine alte Geſchichte. Aber daß ſie ein Gymnaſium abſolvieren, Maturitätsprüfungen machen und Medizin, Naturwiſſenſchaften und Philoſophie ſtudieren wollen, iſt die Narrheit und Unnatur zu Pferd.

Natürlich werden ſie dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern auch in der Juriſterei und in den Kameralwiſſenſchaften ſich einzuniſten ſuchen. Predigerinnen gibt's ohnedies genug unter ihnen; aber

Digitized by Google

ſie werden das Predigen und Reden auch noch in den Kirchen und in den Gerichtsſälen üben wollen.

Daß die Weibsleute in ihrer Hyſterie und Neuraſthenie auf ſolche Undinge kommen und darnach verlangen, kann ich noch begreifen; aber daß es in unſern Tagen Männer gibt, denen man geſunden Menſchenverſtand und ſozial-politiſche Einſicht zutrauen ſollte und die trotzdem das tolle Gebaren der Weibsleute unterſtützen und ihm Vorſchub leiſten, zeigt, wie verſchoben und verſchroben die Köpfe in unſerer Zeit ſind.

Haben wir denn nicht ſchon einen ganz unheimlichen Überfluß an Studenten, wozu alſo noch das ſtudierte Proletariat vermehren und Studentinnen ſchaffen!?

Sitzt nicht bald in jedem zweiten Dorf ein Arzt, wozu nun noch Ärztinnen und Doktorinnen?

Warten nicht lateiniſche Schulmeiſter genug auf Anſtellung, wozu alſo noch Profeſſorinnen?

Da aber, wo die weiblichen Geſchöpfe Gottes unter den Menſchen vorab hingehören — in die Küchen, in die Kinderſtuben, an die Waſchzüber und zu den Stricknadeln, da fehlen ſie, und alle Welt klagt über Mangel an weiblichen Dienſt-

Digitized by Google

boten, und weibliche Wesen, die noch ein Hauswesen leiten, kochen und Kinder erziehen wollen und können, werden immer seltener.

Wenn die Männerwelt noch weiter dazu hilft, daß die Frauenwelt immer emanzipierter wird, so kommt die Zeit, wo die gutmütigen Mannsleute waschen, stricken, kochen und Kinder hüten müssen, während die Damen Rad fahren, zu Gericht sitzen, Advokaten und Professoren spielen, predigen und kurieren.

Ja, wir bringen es noch so weit, daß die Leutnants und Hauptleute Weiber sind, und Männerkompagnien exerzieren und kommandieren.

Und wenn diese Zeiten gekommen sein werden und die Weiber das alles erreicht haben, wird jeder vernünftige Mann sagen müssen: So ist's recht, warum sind die meisten Mannsleute solche Schwachköpfe und Schwächlinge und Pantoffelhelden gewesen. —

Zu mir kam vor einiger Zeit eine Hochzeiterin mit dem Aufgebotschein des Standesbeamten. Dieser hatte ihren Stand „Dienstmädchen" in den Schein eingetragen und die „Dame" unterwegs vom Rathaus bis zu mir diese Schmach gelesen. Nun bat sie mich, sie nicht als Dienstmädchen von der Kanzel verkünden zu lassen.

Digitized by Google

Man sieht daraus, Dienstmädchen zu sein, gilt heutzutag als eine Schande beim weiblichen Geschlecht.

Ich suchte die hoffärtige Gans zu trösten und meinte, wenn der Bräutigam nicht Maurersgeselle wäre, würde ich sie als Hofdame ausrufen lassen, was viel schöner laute als Dienstmädchen, aber zum Beruf ihres Bräutigams nicht passe.

Dieses Dienstmädchen ist aber ein schlagendes Beispiel von der Anarchie, die dermalen unter den Wibervölkern herrscht. —

Ich las diesen Nachmittag einige Zeit in einem meiner Lieblingsschriftsteller, dem bekannten Israeliten Nordau, dem einzigen Juden, der auch von den Fehlern des auserwählten Volkes spricht und für unsere Kultur-Errungenschaften die richtige Taxation hat.

So lese ich bei ihm eben wieder die folgenden trefflichen Worte: „Der Mensch wird in der Großstadt schlechter und finsterer; er verliert von seinem Menschtum. Der Arme wird neidiger begehrlicher, feindseliger, der Reiche übermütiger, protziger, prahlerischer. Das Herz wird enger und der Gesichtskreis weiter . . . Die innigen,

Digitized by Google

dauernden Sympathien, die man auf dem Lande trifft, kommen in der Großstadt fast niemals auf . . . Was den modernen Großstädter ganz besonders charakterisiert, das ist sein Losgelöstsein von jeder geschichtlichen Vergangenheit. All' die mächtigen Einflüsse, welche den auf der Erdscholle sitzenden Menschen gleichsam in beständigem Verkehr mit den Schatten der Ahnen erhalten, kennt der Großstädter nicht. — Man hat den Fürsten Bismarck lange Jahre um seines berühmten Ausrufs willen: ‚Die großen Städte sollten vom Erdboden vertilgt werden', verspottet. Und doch äußert sich in diesem zornmütigen Schrei vielleicht nur das Bedauern über die unleugbare Verflachung und Vergemeinerung, welche der menschliche Typus in der Großstadt erfährt."

Daß mir solche Gedanken, geschrieben von einem Manne, der seit vielen Jahren die Weltstadt Paris bewohnt, ein Wohlgefallen sind, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen.

Großstädte sind in meinen Augen längst Kirchhöfe für Leib und Seele, für Glaube und Sitte, für Gemüt und Poesie.

Und doch will jede Stadt unserer Zeit Groß-

Digitized by Google

Aktivieren, sich Informationen beschaffen, Informationen verarbeiten, Informationen speichern, Informationen nutzen

Lernen mit Texten: Lernstrategien Band 3
ISBN 978-3-8340-0403-0 Inhaltsverzeichnis (Leseprobe)

Bild 1: Aktive Arbeit mit Texten: **(A)** Ich markiere, **(B)** Ich schreibe, **(C)** Ich fertige Notizen an, **(D)** Ich fertige Skizzen an, **(E)** Ich fertige Mindmaps an, **(F)** Ich fertige Zusammenfassungen an, **(G)** Ich fertige Exzerpte an, **(H)** Ich fertige Protokolle an, **(I)** Ich fertige Thesenpapiere an, **(J)** Ich fertige Präsentationen an, **(K)** Ich fertige Hausarbeiten an, **(L)** Ich fertige Diplomarbeiten an

Noch um Mitternacht hörte ich die Raketen knallen und ſtellte mir vor, wie leer und unbefriedigt ich von einem ſolchen Feſte heimkehren würde, ſo ich daran teilgenommen hätte.

Ich habe, als ich noch im badiſchen Landtag ſaß, öfters das Theater beſucht, um gute Opern zu hören, obwohl ich nichts weniger als muſikaliſch bin. Die Macht der Töne bewegt zwar mächtig mein Gemüt, aber ich vermag die Muſik nur nach dieſer Wirkung zu beurteilen.

Sobald jedoch jeweils das Theater zu Ende und der muſikaliſche Rauſch vorüber war — und ich hinauskam in die dunkle, ſtille Nacht und heim in meine Stube, ſo wurde ich ſchwermütig. Warum? Die Muſik hatte mein Nervenleben freudig geſtimmt und erhöht; es beruhigte ſich nachher in der Stille der Nacht, und in der Seele erklang wieder verſtärkt die alte Schwermut, welche der Gedanke an die Flüchtigkeit ſolcher Genüſſe noch vermehrte.

So iſt's mit all unſern irdiſchen Freuden. Sie beſeligen uns für Stunden und für Augenblicke; das rauhe, kalte Alltagsleben aber begräbt ſie bald wieder im Kampf ums Daſein und in der Vergänglichkeit der Zeit.

Digitized by Google

Am 1. Juli.

Seit sechs Tagen bin ich nicht mehr hierhergekommen. Ich wollte am vergangenen Samstag einmal den Klosterkeller der Karthäuser besichtigen, wozu der alte Zimmermann mich längst eingeladen.

In den kalten, dumpfen Räumen habe ich mich erkältet und mußte in der Stadt einige Tage das Bett hüten; denn eine Erkältung, und wenn sie nur in einem Schnupfen sich kundgibt, ist für mich nervenschwachen Mann eine wirkliche Krankheit.

Ich werde mich in Zukunft hüten vor den Kellern der Karthäusermönche, die übrigens viel zu großartig angelegt waren für einen aszetischen Orden.

Überhaupt glaube ich, daß die üppigen Weinkeller in vielen Klöstern mit ein Grund waren, warum unser Herrgott die Beraubung und Aufhebung der alten Stifte zuließ.

Übrigens taten die reichen Klöster viel mehr Gutes als die heutigen reichen Privatleute. Nicht bloß die Armen und die Bauern lebten wohlversorgt und ungeplagt unter dem Krummstab der Äbte, auch die Kunst fand reichlich Brot in den alten Stiften.

Digitized by Google

Arme, brotlose Künstler erhielten in den Klöstern allzeit Unterkommen und Arbeit, während sie an den Türen der heutigen Geldkönige vergeblich anklopfen.

In unsere Zeit passen, so meine ich, reiche Klöster, soferne sie nicht, wie die alten Stifte in Österreich, soziale Aufgaben lösen, nicht mehr recht, doch nicht wegen der toten Hand, mit der ja nur Schwindel getrieben wird. Wenn ein jüdischer Goldkönig Tausende von Hektaren zusammenwuchert und zusammengaunert, spricht kein Mensch und keine Zeitung von der toten Hand; bei den Klöstern aber, und wenn ihr Besitz hundertmal kleiner ist, wird diese Redensart stets beliebt, weil es sich um christliche und um katholische Institute handelt.

Aber aus einem andern Grund möchte ich keine Neugründung reichbegüterter Ordenshäuser. Wir haben heutzutage reiche Leute mehr als genug, und dieser übermäßige Besitz in den Händen einzelner macht den Klassenhaß immer größer.

In einer Zeit, in der es so viele Enterbte gibt und in der kein Mensch mehr arm sein und noch weniger die Armut lieben will — bedarf es

Digitized by Google

des Vorbildes der entsagenden, zufriedenen Armut — und dieses Vorbild haben wir in den Bettelorden. Darum halte ich die Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner für die zeitgemäßesten Orden und dazu noch die Jesuiten, welche die Angriffe der modernen Wissenschaft auf Glauben und Christentum siegreich zurückweisen.

Man hat es mir schon oft übel genommen, daß ich ein Freund der Jesuiten bin. Aber ich kann nicht anders, wenn ich gerecht sein und meine Überzeugung nicht unterdrücken will.

Die Jesuiten haben auch ihre Mängel, wie alle Menschen, so lange sie keine Heiligen sind; die Heiligen aber sind rar, selbst in der Gesellschaft Jesu. Doch sind und bleiben die Jesuiten in ihren Leistungen die Leibgarde der römischen Kirche, und der Papst, der sie im vorigen Jahrhundert auflöste, glich einem Kaiser, der seine tapfersten und ergebensten Prätorianer wegjagt.

Mir will es bisweilen auch nicht behagen, daß die Väter der Gesellschaft Jesu das Prinzip der Autorität und des blinden Gehorsams so sehr betonen, aber ich vermag mir diese Erscheinung bei ihnen wohl zu erklären.

Digitized by Google

Der Orden des heiligen Ignatius ist eine Folge der Reformation. Diese hat die Autorität der Kirche verworfen und an ihre Stelle in Sachen des Glaubens den Willen und die Meinung des einzelnen gesetzt. Der heilige Ignatius gründete darum eine Gesellschaft der unbedingten Hingabe und des unbedingten Gehorsams an die kirchliche Autorität. Und seine Gesellschaft unternahm die ungeheuere Aufgabe, den menschlichen Willen zu bändigen unter das Joch dieser Autorität.

Es gibt darum keinen glattern Gegensatz als den zwischen einem echten Jesuiten und einem Protestanten mit dem Grundsatz der freien Forschung.

Seitdem der Jesuitenorden besteht, und das sind weit über drei Jahrhunderte, gilt als Zeichen des echten Katholiken die besondere Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl und der unbedingte Gehorsam gegenüber der Stimme des Papstes, auch in Dingen, die nicht strenge „de fide“ — d. i. des Glaubens sind.

Er liegt in der Seele des Jesuitenordens, dieser unbedingte Gehorsam, und das erklärt auch die manchmal allzu große Betonung dieses Gehorsams von Seiten der Gesellschaft Jesu, deren

Digitized by Google

zweite Natur eben die Verleugnung des eigenen Willens geworden ist.

So streng aber die Jesuiten in dieser Verleugnung gegen sich sind, und so sehr sie das Individuelle in sich unterdrücken, ebenso tolerant sind sie in vielen Dingen gegen andere Sterbliche.

So sind sie meines Erachtens die mildesten und darum vernünftigsten Beichtväter.

Sie sind keine Kopfhänger und keine finsteren Zeloten; sie schauen frei und offen die Welt und die Menschen an; sie sind fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Trauernden. Innere und äußere Heiterkeit kennzeichnet jeden Jesuiten.

Drum laß ich sie mir nicht schelten, und wer sie schilt, kennt sie nicht. —

Ich lese eben in der Frankfurter Zeitung, daß in Berlin ein Metzgerbursche mit zehn Tagen Arrest bestraft wurde, weil er eine Radfahrerin beschimpft hatte.

Das heiße ich den gesunden Sinn des Volkes unterdrücken. Wenn ich es machen könnte, würden sämtliche Weibsleute, die Rad fahren, für vogelfrei erklärt, und Metzgerburschen und Schulbuben bekämen unbeschränkte Freiheit, sie zu be-

Digitized by Google

ſchimpfen und mit Steinen zu bewerfen, bis ſie dieſem groben weiblichen Unfug entſagten.

Jeder vernünftige Mann im Volke wird mir recht geben.

Ich laſſe mir das Radfahren gefallen als ein praktiſches Vehikel im Berufsleben für Geſchäftsleute, Depeſchenträger, Ärzte und meinetwegen auch noch für Geiſtliche; aber Dutzende von Kilometern über ſtaubige Straßen dahinraſen, iſt ſelbſt bei Mannsleuten ein die Geſundheit ſchädigender Unſinn; bei Wibervölkern aber in alleweg ein Unfug und eine Frivolität.

Mit Vorliebe fahren häßliche Weiber und Mädchen, weil ſie einiges Aufſehen machen wollen und ſonſt kein Hund nach ihnen bellt. Wenn ſie aber auf dem Rad daherkutſchieren, ſo ſchaut ihnen bisweilen noch jemand nach, und die Hündlein bellen an ihnen hinauf.

Wie einſt der Hexenglaube alle Köpfe verwirrte, ſo heutzutag die Radfahrerei, die ſich zu einer anſteckenden Krankheit ausgewachſen hat.

Und ſo wie man für jedes Unrecht ein juriſtiſches Gutachten finden kann, in welchem es als Recht geprieſen wird, ſo gibt es auch keine leib-

Digitized by Google

liche Schädigung, für die nicht Ärzte einträten und sie für ein Gesundheitsmittel erklärten.

So ist's auch mit dem Radfahren, das jetzt alle Kreise derart eingenommen und infiziert hat, daß es selbst von Ärzten als gesund empfohlen wird, obgleich Herz und Lunge gleichmäßig leiden unter der Treterei und Raserei.

Und sonst vernünftige Ehemänner und Familienväter gestatten ihren Frauen und Töchtern den für diese so unpassenden Sport.

Selbst Bauernknechte auf dem Schwarzwald haben angefangen, demselben zu huldigen. Sie fahren an Sonntagen zu Tal und weit ins Land hinaus und kehren tief in der Nacht heim, ihre Räder stundenweit den Berg hinaufschiebend, haben ihr Geld losgebracht und sind am andern Tage nichts zur Arbeit; aber sie haben doch einer Narrheit, die zur Zeit über die ganze Welt geht, ein Opfer gebracht, und das befriedigt sie.

In Bälde werden wir auch radfahrende „Buremaidle" sehen, und ihre Erscheinung wird dann vielleicht der Weibertollheit ein Ende machen. Wenn einmal Buremaidle en masse fahren, werden die Stadtmamsellen und Stadtkellnerinnen,

Digitized by Google

welch letztere Sportsdamen ersten Ranges sind, es für altmodisch und bäuerisch finden, noch radzufahren, und es aufgeben.

Ist eine Narrheit einmal in den Städten zu Ende, so treibt sie ihr Wesen nur noch kurze Zeit auf dem Lande. Es wird mit dem Radfahren der Wibervölker gehen wie mit der Kleidertracht, die, wenn sie in der Stadt am Erblassen ist, aufs Land zieht, aber auch hier untergeht, sobald die Närrinnen in der Stadt wieder eine neue, gebrauchte aufs Land schicken.

Am 4. Juli.

Ich bin in alleweg flüchtig und oberflächlich, vorab aber im Lesen von Zeitungen, die mir nicht zwanzig Minuten täglich rauben. Seit ich nun zeitweilig hier wohne, spare ich mir diesen „Genuß“ stets für die Karthause auf.

In der Einsamkeit vom Getös des Weltlebens und von den täglichen Narreteien der Menschheit zu lesen, ist mir in der Tat eine Art Genuß.

Heute lese ich nun in der Frankfurter Zeitung, wie ein Freidenker in einer ethischen Gesellschaft zu Wien das Christentum als eine Religion der Trübsal verworfen und die Errichtung

einer Religion der Freude, das schon von Heine erstrebte Himmelreich auf Erden, empfohlen habe.

Diese Religion ist aber viel älter als Heinrich Heine. Ihr Stifter ist der Teufel im Paradies, dessen Lehre an die Menschen allzeit lautete: „Freuet euch des Lebens!“ Und schon im Buche der Weisheit sprechen die Toren: „Auf! Lasset uns, was des Guten ist, genießen und gebrauchen das Geschaffene!“

„Mit köstlichem Weine und Würzen wollen wir uns füllen, und nicht entschlüpfe uns die Blüte der Zeit.“

„Kränzen wir uns mit Rosen, ehe sie welken.“

Mehr oder weniger sind von jeher alle Menschen Anhänger dieser Religion der Freude gewesen. Alle strebten nach Glück und nach möglichst viel Glück — aber sie fanden es nicht, wohl aber Leiden und Trübsal in Hülle und Fülle.

Es hat eben einmal einer, der mehr Macht hat als der Teufel, gesprochen: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen. Dornen und Disteln soll sie dir tragen, und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“

„Folgt mir,“ hat der Teufel im Paradiese

gesagt, „und ihr werdet glücklich sein!“ Es war und blieb eine Lüge, was er gesagt; aber der Urteilsspruch Gottes hat sich erfüllt, seitdem es Menschen gibt, und wird sich erfüllen bis zum hienieden letztlebenden Adamssohne.

Und alle Dichter der Welt und alle Freidenker und alle ethischen Gesellschaften werden, so wenig als die staatlichen Bestrebungen für Volkswohl, imstande sein, jenen Spruch des Allmächtigen aufzuheben und an die Stelle der Leiden und der Trübsale möglichst viel Glück und Freude zu setzen.

Der erwähnte Freidenker hofft dies doch und schließt es daraus, daß die Menschheit aus dem rohen Tiermenschen sich zum Kulturmenschen emporgearbeitet habe. Als ob der Tiermensch nicht glücklicher gewesen wäre als der Kulturmensch, der ja am meisten nach Glück seufzt und sich desto unglücklicher fühlt, je „gebildeter und kultivierter“ er ist.

Der Urmensch des Freidenkertums, der Gorilla und Orang-Utang, hat seinen Himmel auf Erden und würde, was Glück und Zufriedenheit betrifft, mit keinem Universitätsprofessor tauschen.

Selbst Heine, der vor einem halben Jahr-

Digitized by Google

hundert den Himmel auf Erden gepredigt, hat der Sache nicht recht getraut und gemeint, so lange dieser Himmel nicht komme, solle man „barfuß mit dem Kreuz des Nazareners durch die Welt ziehen und es der unglücklichen Menschheit als Symbol des Trostes zeigen."

Dieses Symbol wird die Menschheit immer brauchen bis zu dem Tag, da es auf den Wolken des Himmels erscheint, um das ewige Glück denen zuzusprechen, die hienieden der Religion der Trübsal gehuldiget haben. —

Viel interessanter als die Freidenkerrede war mir ein Kapitel, das ich diesen Nachmittag in Nordaus „Vom Kreml zur Alhambra" gelesen habe. Es ist überschrieben „Die Heimat der Troubadours" und erzählt, wie in der Provence „die weiche, volltönende, rhythmische Sprache Südfrankreichs von der genäselten, gewispelten und silbenverschluckenden Sprache der Pariser Boulevards mehr und mehr verdrängt werde, wie der Provençale sich seines Dialekts zu schämen beginne und den Commis aus Paris bewundere ob seiner schönen Sprache."

Ganz wie bei uns in Deutschland, wo der

Digitized by Google

norddeutſche, ſingende und juckende Dialekt von zahlloſen gebildeten und ungebildeten Gigerln und Eſeln in Süddeutſchland mehr geſchätzt wird als die eigene, kernige und kraftvolle Sprache unſerer alemanniſchen und fränkiſchen Volksſtämme.

Nur macht ſich, wie Nordau des weiteren berichtet, im Süden Frankreichs ein kräftiger Widerſtand geltend, und es bilden ſich dort Geſellſchaften, um die poeſievolle Sprache der alten Troubadours und Minſtrels zu erhalten und provinzielles Selbſtgefühl und Achtung für den eigenen Dialekt zu pflegen und zwar mit großem Erfolg.

Es geſchieht dies durch die Geſellſchaft der „Felibres“, welcher die Sache leicht wird durch den Hinweis auf ihre neuzeitigen Dialekt-Dichter.

Zu dieſen zählen der Bäckermeiſter Reboul von Nîmes und der unvergleichliche Miſtral, eines Bauern Sohn aus der Provence.

In ſeiner Dichtung Mirëio kann er kühn um die Palme ringen mit einem Dante.

Ich habe noch nie eine wunderbarere Schilderung von Natur und Landleben geleſen als die des Provençalen Miſtral. —

Digitized by Google

Bei uns Süddeutschen kümmert sich kaum ein Mensch mehr um den Dialekt. Da regt sich keine Katze für die Erhaltung und Wertschätzung der Volkssprache. Im Gegenteil, in unsern Schulen, Amthäusern, Gerichtshallen wird derselben der Krieg erklärt und dieselbe verhöhnt und verspottet.

Spricht einer bei uns vor Gericht preußisch, so hört der Amtsrichter andächtig zu; redet aber ein Bauer in seinem Dialekt und der reserveleutnantliche Richter oder Beamte, der bisweilen noch sogar ein echter Preuße*) ist, versteht die Rede nicht, so wird der Mann angeschnauzt und ihm zugeschrien, er solle „deutsch" sprechen. Als ob nicht die Sprache des Bauern ein älteres, echteres Deutsch wäre als der „norddeutsche Jargon" des Herrn Schnauzmaiers, der seine Sprache meist erst auf dem Exerzierplatz von den preußischen Unteroffizieren erlernt hat!

Vernünftige Beamten sollten die Landleute auffordern, das, was sie vorzubringen haben, in ihrem Dialekte zu sagen. Es käme viel eher die Wahr-

*) Im badischen Ländle spielen Leute aus aller Herren Länder eine Rolle, ein Preuß aber gilt vielfach mehr als ein Badischer.

Digitized by Google

heit an den Tag, und mancher Falscheid würde vermieden.

Von der heillosen, majestätsverbrecherischen Sitte mancher Volksschullehrer, ihren Kindern zu befehlen, vor Herrenleuten hochdeutsch zu reden, kommt es her, daß Bauern, die in öffentlicher Stellung Reden halten sollen, nicht zum Anhören sind und lächerlich dumm reden, weil sie dies nicht im Dialekt tun. Sie schämen sich zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, weil man ihnen in der Schule sagte, die Volks-Mundart sei „wüst."

Würden diese Leute in ihrer Mundart sprechen, dann wäre ihnen das Reden leichter, und sie könnten viel eher den passenden Gedanken finden.

Ich hörte von badischen Lehrern, die da meinen, den Dialekt könne man in der Schule nicht pflegen, die Kinder lernten sonst nicht die hochdeutsche Rechtschreibung.

Ich will diesen lächerlichen Einwand mit einem Beispiel abtun. — In der Schweiz fällt es keinem der biedern Volksschullehrer in Stadt und Land ein, in der Schule auch nur ein einziges hochdeutsches Wort zu reden. Lehrer und Kinder verkehren lediglich miteinander in dem urkräftigen

Digitized by Google

„Schwyzer-Dütsch", das in einem einzigen Wort tausendmal mehr Mark hat als der preußische Sing-Sang in einer ganzen Herrenhaus-Rede.

Es wird nun aber niemand zu behaupten wagen, die Schweizer könnten nicht richtig hochdeutsch schreiben. Sie können das nicht bloß so gut wie wir, sondern sie sind uns badischen Hochdeutschen im öffentlichen und im Geschäftsleben bedeutend über.

Auch gibt es bei ihnen keine so dummen Leute, die meinen, preußisch und hochdeutsch reden mache den Mann und die Bildung aus. Ihre Staatsmänner, ihre Bundes- und Nationalräte sprechen, so sie öffentlich auftreten vor dem Schwyzervolk, auch die Sprache dieses Volks. Und das ehrt sie in meinen Augen in hohem Maße. Sie achten sich selbst, indem sie ihre Volkssprache achten. —

Ich muß hier eine Erklärung in eigener Sache anfügen, die zwar nicht mit der Mundart, wohl aber mit der Schreibart zusammenhängt.

Seitdem die Verlagshandlung Bonz und Kompagnie meine literarischen Sünden druckt, wird der freundliche Leser in meinen Büchern die neue, von den deutschen Ministerien kommandierte, willkürliche Schreibart finden, und mancher könnte

Digitized by Google

meinen, ich sei der alten Schreibart ungetreu und auch neumodisch geworden. Dem ist aber nicht so. Ich schreibe wie immer und von jeher; der Verleger läßt aber während des Setzens die alte in die neue Schreibweise übertragen, weil alle bei ihm erscheinenden Bücher neumodisch gedruckt sind.

Ich möchte mich aber hier ausdrücklich dagegen verwahren, als ob ich mit dieser Konzession an das Verlagsgeschäft die neue Schreibweise billigen wollte. —

Als ich heute abend am Fenster stand, sah ich einen Universitätsprofessor mit einer Anzahl Studenten aus dem Walde kommen, offenbar von einer botanischen Exkursion.

Angesichts dieser Musensöhne fiel mir wieder ein, was ich vor kurzem aus der Freiburger Studentenwelt gehört hatte.

Man erzählte mir von einem eigenartigen „Comment", den die norddeutschen Studenten bei uns eingeführt hätten, und der sich besonders geltend machte, als die Studenten kürzlich einem Prinzen zu Ehren ein Bankett gaben. Diesem Comment zufolge wurde die Hymne „Heil unserm Fürsten Heil" stehend und entblößten Hauptes

Digitized by Google

gesungen, und bei allen Liedern, in denen die Worte Fürst oder Vaterland vorkamen, wurde bei den betreffenden Strophen vom Stuhle aufgeschnellt und das Haupt entblößt, bis die Strophe zu Ende war.

Ich gönne es dem deutschen Vaterland, so getreue Söhne, und gönne es den deutschen Fürsten, so ehrerbietige Untertanen zu haben, und will auch den letztern ihre Freude nicht verderben; aber eine Bemerkung kann ich doch nicht unterdrücken.

Wenn ein katholischer Bauersmann an einer Kirche vorbeigeht und seinen Hut lüpft vor dem Heiligtum seines Gottes und vor diesem selbst, der in der Kirche wohnt, und wenn derselbe Bauer, wenn's zwölf Uhr läutet, sein Haupt entblößt und zu seinem Gott betet, so haben junge und alte Herren, „Füchse und Burschen", für den Mann nur ein mitleidiges Lächeln übrig, dünken sich weit erhaben über solche Dinge und würden es für den größten Angriff auf ihre Manneswürde halten, wenn man ihnen etwas Ähnliches zumuten wollte.

Und doch liegt in dem, was jener Bauer tut, etwas der Menschenwürde weit mehr Entsprechendes, als was diese Herren bei obigen Veran-

Digitized by Google

lassungen verüben. Mögen sie aber immerhin tun, was ihnen ihr patriotisches und monarchisches Herz eingibt; doch, ehe sie in Zukunft die katholischen Bauern auslachen, sollen sie sich im eigenen Spiegel besehen.

Daß man aber auch in einer Republik vor solch heidnischer Vergötterung des Vaterlandes nicht sicher ist, hat die große französische Revolution gezeigt.

Damals wurde in allen französischen Volksschulen statt des vorher üblichen Gebets die Marseillaise gesungen, und bei den Worten „geheiligte Liebe zum Vaterland" mußten die Schüler ihre Knie beugen. —

Als im Sommer 1832 Börne, der große Demokrat und Feind des Absolutismus, nach Freiburg kam, brachten ihm die Studenten vor dem Gasthof, in dem er abgestiegen war, begeisterte Huldigungen dar und riefen: „Es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit!" Es gehörte dazu in jener Zeit viel Mut und Freiheitsdrang; aber beides besaßen unsere Studenten in den zwanziger und dreißiger Jahren im Überfluß. Kurz zuvor hatten die Heidelberger Musensöhne dem gleichen Börne ein Ständchen gebracht.

Digitized by Google

Die heutige akademiſche Jugend ſcheint in ihren maßgebenden und „beſſern“ Kreiſen den guten Weg der alten deutſchen Treue und Loyalität zu wandeln, der ſtets auf den Bahnen dahinzieht, welche die hohe Obrigkeit vorzeichnet.

Ein glänzendes Beiſpiel lieferte der neueſte Krieg zwiſchen den Griechen und den Türken. Die erſtern ſind vielleicht noch weniger wert als die letztern, aber es lebt in der Seele jedes Gebildeten ein Zug idealer Begeiſterung für das klaſſiſche Land der Griechen, und in jedem Chriſtenherzen wohnt noch die alte Abneigung gegen den einzigen ehemaligen Erbfeind der Chriſtenheit, gegen den Türken.

Drum ſahen wir, wie in allen Univerſitätsſtädten Italiens, Frankreichs und Spaniens die ſtudierende Jugend Kundgebungen für die Griechen veranſtaltete.

In Deutſchland aber, dem Lande des Idealismus und der klaſſiſchen Philologie, ſchwieg's in allen Muſenhainen. Warum? Weil die deutſche Regierung eine gute Freundin des Türken iſt und die hohe Obrigkeit eine Parteinahme gegen ihn ungern geſehen hätte.

Aus dem gleichen Grunde will ſich bei uns

Digitized by Google

auch niemand recht regen um der abgeschlachteten Armenier willen.

Was kann uns aber die Freundschaft eines Reiches helfen, das durchweg an innerer Fäulnis und Korruption krank ist?

Überhaupt sind alle guten Freunde des deutschen Reiches kranke Leute: Italien, Österreich und die Türkei, die gesunden Staaten aber sind unsere Feinde. —

Woher kommt aber, um noch einmal darauf zurückzukommen, dieser ergebene obrigkeitliche Sinn unserer heutigen studierenden Jugend? Antwort: — Vom Reserveleutnant, nach welchem alle Einjährigen, vorab die akademisch gebildeten, streben.

Schon die kleinen Gymnasiasten schicken, wenn sie die sechste Klasse absolviert haben, Postkarten in die Welt mit der Inschrift: „Hurra der Einjährige!"

Wenn dieser Einjährige aber in den Reserveleutnant übergegangen und mit ihm aus dem Studenten ein Forst- Rechts- oder Lehramtspraktikant geworden ist, so wird mit Wonne der Reserveleutnant auf die Visitenkarte gedruckt und damit das Gelübde gut patriotischer Aufführung.

Leider übertragen manche dieser Herren mit

Digitized by Google

dem Hochgefühl des Leutnants auch den Kasernenton nach unten in die Praxis und machen sich dadurch nichts weniger als beliebt.

Aber das steht bombenfest, der preußische General, welcher den Reserveleutnant erfunden, hat etwas für „Fürst und Vaterland" Vortreffliches erfunden.

Wenn ich wieder auf die Welt käme und zum Studium eines andern Berufs als dem des Geistlichen, so würde ich auch Reserveleutnant werden, nur um diese närrischen, aussichtslosen und verfluchten demokratischen Zwangsvorstellungen los zu bringen und um nicht immer von Freiheit und Volkswohl träumen zu müssen, während die meisten Mitmenschen selige Knechte sind.

Am 8. Juli.

Heute nachmittag hatte ich hier einen sehr interessanten Besuch. Ein Professor der Musik aus Frankfurt, der an meinen Büchern einiges Wohlgefallen gefunden, suchte mich in meiner Waldeinsamkeit auf. Der Herr ist, ich möchte sagen, Musikphilosoph und der erste dieser Sorte, der mir im Leben begegnete. Er sprach in freier, anspruchsloser, origineller, aber sicherer Art über seine Kunst und was mit ihr zusammenhängt, namentlich auch über das Theater.

Digitized by Google

Er ist der Ansicht, die viele ernste Leute mit ihm teilen werden, daß unser heutiges Theaterwesen sittlich gesunken sei. Die Hoftheater, meint er, seien noch auf besserer Stufe; aber in den übrigen dominiere vielfach der halbgebildete Plebs, und der wolle und schaffe Theaterstücke niedersten Ranges.

In Wahrheit verdienen unsere heutigen Theater nicht mehr den Namen Musentempel; denn in Tempeln soll nicht das Laster triumphieren und die Tugend verlästert werden, wie dies auf den heutigen Bühnen vielfach geschieht.

Mir haben schon Väter, die nichts weniger als bigott und spröde sind und im Kapitel der Sittlichkeit und dessen, was drum und dran hängt, viel ertragen können, — zugestanden, es würden in öffentlichen Theatern sehr oft Stücke gegeben, die anzuhören ein rechter Vater seinen erwachsenen Töchtern nicht gestatten könne.

Aber unser neues Heidentum ist ja in alleweg und natürlich viel schlimmer als das alte. Selbst altheidnische Dichter haben an das Theater einen weit höheren Maßstab angelegt als unsere Zeit.

Wie ein tief beschämender Mahnruf klingen in unsern Tagen die Worte des großen, griechi-

chen Theaterdichters Aristophanes, der in seiner „Die Frösche" benannten Komödie sagt:

Schlecht ist schlecht; nie schafft dem Guten die
Kunst mit schlechtem Stoff Verehrer —
Schmückt mit Schönheit sie das Schlechte, wird
sie nur des Schlechten Lehrer.

Was der Lehrer für die Jugend, ist der Dichter
für die Großen;
Drum, Künstler, fürcht', der Sitte keusch' Gesetz
je umzustoßen.

Und der sonst frivole römische Dichter Ovid tadelt an den Theatern seiner Zeit, was man den unsrigen auch zurufen könnte:

Scheint das Theater dir nicht ein Mantel für
jegliche Sünde,
Da dort man zeigt und beschaut, was man sonst
denken nicht darf?

Aber gleichwohl nennt man das Theater heutzutag eine Schule der Volksbildung, ja selbst die „Kirche der Zukunft". Das wird eine schöne Zukunft geben! Die Anfänge dieser Zukunft kann man unschwer jetzt schon erkennen. —

Interessant und neu war mir auch die Mitteilung des genannten Herrn, daß die Menschen im Mittel-

Digitized by Google

alter und im Altertum viel feiner gehört und empfunden hätten als wir. Selbst unser Gehör, so meinte dieser Kenner, sei roher und schlechter geworden.

Ich frage, was hat denn die liebe Kultur nicht verschlechtert? Alles und jegliches an uns und außer uns ist schlechter geworden durch sie, nicht bloß das Ohr, auch das Gesicht.

Vor fünfzig Jahren sah und las und studierte man ganze Nächte hindurch beim Licht einer Talgkerze; heute wird unser Auge müd', wenn es nur zehn Minuten bei einer solchen arbeiten soll. Warum? Es ist verwöhnt durch das hellere und grellere Licht, das die Kultur gebracht hat.

Vom Ziegel auf dem Dache bis herab zu den Stiefelsohlen ist alles schlechter geworden durch den Fortschritt der Kultur und der Wissenschaft.

Ich ging eines Tages im Kinzigtal an einem Bauer vorüber, der eben damit beschäftigt war, seinen Wagen zu schmieren. Ich grüßte ihn mit dem üblichen: „Fleißig, fleißig!", worauf er meinte: „Hit zua Tag isch alles liadriger als früher, selbst d' Karreschmiere," und dann klagte er, daß man bei der neuzeitigen, schlechten Salbe alle Augenblick die Achsen schmieren müsse.

Digitized by Google

Es ist dies eine Kleinigkeit, aber sie spricht doch laut genug für das seither Gesagte. Mir selbst geht es ähnlich wie diesem Bauer. Es gelingt mir seit Jahren nicht mehr, auch nur einen ordentlichen Hosenträger zu erhalten oder ein gutes Stückchen Gummi, das mir beim Korrigieren der Druckbogen die Bleistiftstriche gründlich tilgt.

So ist es mit unzähligen anderen Dingen. Aber alles, was heute fabriziert, will viel profitieren, und alles, was kauft, will nicht viel bezahlen; drum wird mit Hilfe der Naturwissenschaften alles verschlechtert und verfälscht. —

Lieb war's mir auch, heute aus dem Munde des Musikprofessors ein absprechendes Urteil zu hören über die Manie unserer „Damenwelt", um jeden Preis Klavier zu spielen.

Treffend meinte der Herr, alle weiblichen Wesen besserer Stände wollten oder müßten malen und Klavier spielen lernen. Wenn sie die erstere Kunst malträtierten, könnte man es noch hingehen lassen, weil es beim Malen still hergehe; aber mit dem Klavierspiel quälten sie auch das Gehör und die Nerven ihrer Mitmenschen. —

Da ich hier übernachten wollte, mußte mir mein

Digitized by Google

Kammerdiener wieder meine Abendmilch holen. Ich ſprach ihm mein Bedauern darüber aus, daß er mir ſo oft Dienſt leiſten müſſe, er werde nun aber bald abgelöſt werden, wenn die barmherzigen Schweſtern kämen.

Daraufhin entflog dem Gehege ſeiner Zähne die folgende Redensart: „Herr Pfarrer, lieber hundert Herren, wie Sie einer ſind, bedienen, als nur zwei Weibsleute. Das iſt eine andere Nummer, das Wiber-volk. Die haben keinen Sinn an ihrem Firmament!“

Auch wieder einer, dachte ich, der die weiblichen Ebenbilder Gottes verkennt. Ich brach aber dies Thema ab und wollte keine Gründe hören. Ich fürchtete, nicht ſchweigen zu können über das, was er ſagen möchte, und will den Frieden nicht brechen, den ich mit meinen Leſerinnen oben geſchloſſen habe. —

Am 9. Juli.

Dieſen Morgen ging Regen ins Land. Der Zimmermann meinte, als er mir die Frühſtücks-milch ſervierte: „I hab heut' nacht ſcho denkt, es kommt Regenwetter; d' Dreiſam hat ſo g'ſchroue, wo i d' Nachtpatroll g'macht hab!“

Daß Menſchen und Tiere, Pflanzen und Steine eine Depreſſion in der Luft, die dem Regen und

Digitized by Google

dem Unwetter vorausgeht, spüren, ist mir längst klar; aber daß auch das Wasser „schreit", wenn's schlechtes Wetter gibt, war mir neu. Doch glaubte ich es meinem Hausgenossen aufs Wort.

Wenn selbst Steine schwitzen in solchen Fällen, warum sollte nicht auch das Wasser seine Nerven haben?

Treffend bezeichnen die Wetterkundigen das nahende Unwetter mit Depression (Niederdruck) und das gute Wetter mit Hochdruck. Beide Benennungen entsprechen den diesbezüglichen Nervenstimmungen.

Wetter und wittern sind eines Stammes; drum wittert, d. i. fühlt und spürt alles in der Natur das gute oder das schlechte Wetter.

Je gröber ein Nervensystem ist, um so weniger wird es spüren, je feiner, um so mehr. So bei Menschen und bei Tieren. Bei den andern Geschöpfen, Pflanzen und Steinen, richtet sich der Einfluß der Witterung nach dem härteren oder zarteren Gefüge ihres Organismus.

Das ist der Pantheismus des Wetters, das überall seinen Einfluß zeigt selbst im nächtlichen Tosen des Wassers, in der Luft und im Feuer.

Wenn die Luft recht rein ist und die Berge so nahe

Digitized by Google

sind, daß man jeden Tannenbaum und jede Hütte an den fernen Bergwänden zählen kann, so sagt der Schwarzwälder Bauer: „Es git (gibt) ander Wetter.“

Und wenn der Büre das Feuer nit brennen will im Herd und der Rauch die Küche füllt, statt zum Kamin hinauszuziehen, so klagt sie: „Es will nit brenne, 's muaß ander Wetter gä (geben).“ —

Am Nachmittag besuchten mich hier zwei geistliche Freunde vom Bodensee — die Pfarrherren von Radolfzell und von Böhringen.

Der erstere, Werber, funktionierte vor dreißig Jahren mit mir in Waldshut, und der andere, Flum, ein geborener Waldshuter, ist gleichzeitiger Studiengenosse von mir.

Als ich im Winter 1869 an den Bodensee kam, erschienen im folgenden Frühjahr bei mir zwei Geistliche aus der Nähe von Radolfzell und trugen mir die Redaktion des dort erscheinenden katholischen Blattes „Freie Stimme“ an.

Eine Zeitung herauszugeben galt mir allzeit als eine schreckliche Arbeit, und lieber wollte ich mein Brot mit Steinklopfen verdienen als mit Redigieren eines Blattes.

Einziger Redakteur einer Zeitung zu sein, wäre

Digitized by Google

mir eine wahre Zuchthausarbeit, weil ich nichts mehr hasse als den Zwang, sei er leiblich oder geistig. Ein solcher Redakteur ist aber gezwungen, auf eine bestimmte Zeit eine geistige Arbeit zu leisten.

Ich lehnte es also ab, ein Zeitungsschreiber zu werden, empfahl aber den Herren meinen seitherigen Kollegen in Waldshut, den Kaplan Werber, einen Mann von ruhigem Blut und hellem Geist. Mein Rat fand Gehör, und seit dem Jahre 1870 ist Werber Redakteur der „Freien Stimme".

Er wurde in dieser langen Zeit nicht bloß ein reicher Mann, sondern auch Stadtpfarrer, Dekan und päpstlicher Monsignore. Er ist viel gescheiter als ich. Er wandelt stets den Weg des Gerechten und schwimmt nie gegen den Strom. Auch ehrt und lobt er, wie es recht und billig ist, alles, was oben steht und von oben kommt. Drum hat er seine Würden und Titel wohl verdient.

Ich gönne ihm dieselben von Herzen, wie ich jedem, der eine Freude an solchen Dingen hat, sie gönne. Aber eins begreife ich nicht an meinem alten Freunde Werber, daß er in dem von ihm redigierten Blatte so oft Gebrauch macht von seinen Ämtern und Titeln.

Titel und Orden sind in meinen Augen gleich

Digitized by Google

viel wert. Beide ehren ihren Träger um so mehr, je weniger er von ihnen Gebrauch macht. —

Freund Flum, der würdige Pfarrherr von Böhringen, ist nicht bloß ein sehr praktischer Seelsorger, eine bedeutende Finanzkraft und eine gerade, offene Natur, er ist auch ein gewandter Feuilleton-Schriftsteller und ein vortrefflicher Erzähler.

Er wäre schon längst berühmt, wenn er seine Reiseschilderungen nicht in der „Freien Stimme", sondern in Buchform veröffentlichen wollte.

Was man in Tagesblätter schreibt, geht mit dem Tage unter, und so auch der Ruhm meines Freundes Flum. —

Am 10. Juli.

Waren gestern zwei Hegauer Pfarrherren bei mir, so erschien am heutigen Tage der Barde jenes Gaues, der weithin bekannte Hegau-Sänger Stocker, der Freund Scheffels und sein langjähriger Hof- und Leibsänger.

Es war an einem trüben, kalten Dezembertag des Jahres 1867, als ich mit dem württembergischen Postwagen, der das Hegaustädtchen Engen und die schwäbische Donaustadt Tuttlingen verband, nach Möhringen fuhr.

Digitized by Google

Die Ufer des schönen Bodensees sind in ihrer ganzen Ausdehnung, mit Ausnahme des Rheinthales, meistens flach, und bieten dem Auge keine Abwechslung dar.

Ansicht von Constanz vom See.

Constanz, eine Stadt von 8000 Einwohnern, liegt an der Stelle, wo der Rhein aus dem See tritt. Sie ist durch ihre Lage, ihre Bauart und ihre Geschichte merkwürdig.

Ich ſchlug dem Schaffner vor, halten zu laſſen, damit wir uns wärmen und eins trinken könnten.

In jenen guten, alten Zeiten durfte man ſo was einem Poſtillon und einem Kondukteur nicht zweimal ſagen, und bald ſaßen die zwei Schwaben und der junge, bierſelige Schwarzwälder in der „Talmühle“ und tranken eins. —

Wenige Jahre ſpäter und dieſe Mühle ſollte berühmt werden; denn hier ſang viele Jahre lang zur Guitarre der Hegau-Sänger Stocker ſeine ſchönſten Lieder jedem, der ſie hören wollte.

Und weit von der Donau herauf, von Tuttlingen her, kamen die Hörer, und einer derſelben, der Tuttlinger Dichter Paul Cornel, hat von dieſem Hören ein ſchönes Lied geſungen, das alſo lautet:

Es ſteht eine Mühle im grünen Tal,
Umdunkelt von Tannen und Felſen kahl,
Und wer ſie betreten zur glücklichen Stund',
Der hörte oft Lieder aus goldenem Mund
Vom Grunde des Herzens zum Saitenſpiel,
Vom Sänger des Hegaus, vom Sänger am Twiel.

Es ſteht eine Mühle im grünen Tal;
Gott grüß' dich, du Herberg', viel tauſendmal!

Digitized by Google

Wie oft, in dem Herzen den Sonnenſchein,
In Freude und Lenzluſt kehrte er ein
Und ſang mit bezauberndem Wonnegefühl,
Der Sänger des Hegaus, der Sänger am Twiel.

Und ſang in der Mühle im grünen Tal
Von Jugend und Blumen und Glanz und Strahl,
Und ſang von der Treue, von Minneſold,
Und ſang wie die Vögelein, nicht um Gold —
O ſinge noch lange, o ſinge noch viel,
Du Sänger des Hegaus, du Sänger am Twiel! —

Es ſollten dreißig Jahre vergehen, ſeitdem ich mit den zwei biedern Schwaben in der Talmühle geſeſſen — bis ich den Sänger ſah, der ſie berühmt gemacht hat.

Heute erſchien er in meiner ſtillen Klauſe. Er ſang mir zur Guitarre von ſeinen Liedern und erzählte mir aus ſeinem Leben. Beides war mir ein Genuß; denn ſchön ſingen hör' ich gern und noch lieber erzählen aus einem Menſchenleben.

Stocker iſt allen Verehrern Scheffelſcher Muſe wohlbekannt, weniger den Leſern meiner „Bauernbücher". Drum ſoll er als „wilde Kirſche" auch ihnen bekannt werden.

Sein Geburtsort iſt das Dörfchen Wahlwies im Hegau, unweit vom unterſten nördlichen Ufer

Digitized by Google

des ſchwäbiſchen Meeres. Sein Ahnherr war, wie der Goethes, ehrſamer Schneider und ſpäter Schulmeiſter dazu. Sein Vater war das letztere allein.

Er konnte ſeinem Sprößling, der frühzeitig zu ſingen begann, nichts mitgeben auf ſeinen Lebensweg als einen guten Schulſack und Anleitung zum Geſang.

Nicht bloß Freiheitsdrang, auch die Hoffnung auf Verbeſſerung der ſozialen Lage, trieb den alten Lehrer von Wahlwies, wie viele ſeiner Amtsbrüder im Lande Baden, in die Arme der Revolution.

Eine Verſchlechterung ſeines irdiſchen Daſeins war die Folge davon, und dem Sohne blieb nichts anderes übrig, als ein Schreiber zu werden. Als ſolcher amtete er die erſten Jahre nach der Revolution in Meersburg, Blumenfeld und Bonndorf.

Tagsüber ſchrieb er, abends trank er eins und ſang dazu.

Bei einem ſolchen abendlichen Sang hörte ihn in Bonndorf ein fahrender Schauſpieler und animierte ihn, auf ſeine Stimme zu reiſen und Konzerte zu geben.

Digitized by Google

Das arme Schreiberlein ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Es packte ſeine Guitarre in ein Wachstuch, hing ſie auf den Rücken und wanderte als Fahrender wohl in die weite Welt.

Auch in Hasle ſang er eines Abends im Jahre 1853 in der in meiner „Studienzeit“ geſchilderten „Polyhymnia“.

Kein Städtchen im badiſchen Schwarzwald gab's, wo das kleine Schreiberlein nicht einen Abend um klingenden Lohn geſungen hätte.

Dann zog er über den Linzgau und den Heuberg ins Land Hohenzollern und ſang auch den biedern Schwaben ſeine Lieder.

Es iſt ein hartes Brot, mit der Guitarre auf dem Rücken zur Winterszeit als Fahrender durch die Welt zu ziehen, und drum ſucht der junge Hegauer bald ein anderes.

Auf dem Schwarzwald, im Dorfe Riedern, unweit Bonndorf, weiß er einen Meiſter im Rechnungsweſen, der weithin und ringsum allen Gemeinden die Rechnungen ſtellt. Zu dem will er und deſſen Fach ſtudieren, um auch ein „Rechnungsſteller“ zu werden.

Mit einem Mammon von achtzig Gulden,

Digitized by Google

Ps. 2. 11. Ps. 33. 8. Ps. 34. 11. Ps. 89. 7. Ps. 96. 4. Ps. 111. 10. Ps. 112. 1. Ps. 119. 38. Ps. 128. 1. Ps. 130. 4. Ps. 147. 11. Prov. 1. 7. Prov. 2. 5. Prov. 8. 13. Prov. 9. 10. Prov. 10. 27. Prov. 14. 26. Prov. 15. 16. Prov. 15. 33. Prov. 16. 6. Prov. 19. 23. Prov. 22. 4. Prov. 23. 17. Prov. 24. 21. Prov. 28. 14. Prov. 31. 30. Eccl. 5. 7. Eccl. 7. 18. Eccl. 8. 12. Eccl. 8. 13. Eccl. 12. 13. Isa. 11. 2. Isa. 11. 3. Isa. 33. 6. Jer. 32. 40. Hos. 3. 5. Mal. 3. 5. Luke 1. 50. Luke 18. 2. Acts 9. 31. Acts 10. 2. Acts 10. 22. Acts 10. 35. Rom. 3. 18. 2 Cor. 5. 11. 2 Cor. 7. 1. Eph. 5. 21. Phil. 2. 12. Col. 3. 22. 1 Tim. 2. 2. 1 Tim. 5. 21. 1 Tim. 6. 11. 2 Tim. 2. 22. Heb. 5. 7. Heb. 12. 28. 1 Pet. 1. 17. 1 Pet. 2. 17. 1 Pet. 3. 2. 1 Pet. 3. 15. 1 Pet. 4. 18. 2 Pet. 1. 6. 2 Pet. 3. 11. Rev. 14. 7. Rev. 15. 4. Rev. 19. 5.

Fear, Godly, is a Grace of the Spirit of God, whereby we are moved to tremble at his Majesty, and to depart from all Evil.

Fear, Godly, is a Grace of the Spirit of God, whereby we are moved to tremble at his Majesty, and to depart from all Evil.

Muſenſohn und rät ihm, als lyriſcher Tenor ſich dem Theater zu widmen.

Doch die Gattin will's nicht haben, und der Sänger bleibt Revident und ſingt nur an ſtillen Bierabenden.

1870 wurde er in den heimatlichen Hegau verſetzt, ins alte Städtchen Engen, in deſſen Nähe ihn bald die Talmühle anzog zum Trinken und zum Singen.

Von Engen aus lernte er aber auch den Dichter Scheffel kennen, der unſern von da auf der Inſel Mettnau bei Radolfzell ein einſam Leben führte.

Scheffel hatte Freude am Sang des Fahrenden, der ihm Schubertſche Lieder vortrug, ſeine eigenen komponierte und vortrug und ihm half bei ſeinen archäologiſchen und geſchichtlichen Studien über den Hegau.

Zu ſeines Leibſängers fünfzigſtem Geburtstag dichtete ihm Scheffel den jetzt ſo bekannten „Gruß des Hegau-Sängers an die Heimat," der da anhebt:

Seid mir gegrüßt im Sonnenglanz
Du ferner Alpenſchnee,

Digitized by Google

Ihr Berge meines Heimatlands
Und du mein blauer See.
Der hohe Stoffeln winkt's vertraut
Dem hohen Höwen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
Mein Hegau, ſchön biſt du!

Der Hegau-Sänger ſang dieſe ſeine Nationalhymne, die er ſelber in Muſik geſetzt, bis zu Scheffels Tod unzähligemal auf der Mettnau. Und ringsum und weithin bis hinab nach Wien trug er in jenen Jahren mit der Laute ſeinen und Scheffels Ruhm.

Nach des Dichters Tod kam ſein Sänger nach Waldshut als Reviſor, wo er immer noch ſingt und vom Meiſter „Joſephus" erzählt.

Bisweilen fährt er aber noch in die Welt und beglückt alte Freunde in der Ferne mit ſeinem heitern Sang.

Auf ſolch einer Fahrt kam er auch nach Freiburg und ſuchte mich dieſen Morgen in der Karthauſe auf.

Was mich an dem Mann, der heute ein mittlerer Sechziger iſt, in Erſtaunen ſetzte, war ſeine Jugendlichkeit und ſein Frohſinn. Trotzdem er

Digitized by Google

schon bald ein halbes Jahrhundert Rechnungen stellt und revidiert, ist er „im Herzen ein Stu=dent" geblieben und hat seine Poesie nicht eingebüßt.

Jahraus jahrein Rechnungen revidieren und den Rechenfehlern des Nebenmenschen nachspüren, ist eine so lederne und so gemütslose Arbeit, daß man glauben sollte, Leute, die das tun, müßten nur noch Mumienbilder von Pappendeckel sein.

Beim Hegau=Sänger trifft das nicht zu, wohl weil seine Sangeskunst so mächtig ist, daß sie alle Revisionsverknöcherung und jeden Weltschmerz überwindet und überwuchert.

Ich habe noch nie einen Sänger gefunden, der so bereitwillig eins singt, wie Scheffels Mett=nau=Sänger. Man sieht, das Lied ist sein Lohn und seine Freude, aber auch sein Leben. Er singt sich jung, und seine Stimme und sein Äußeres lassen viel eher auf einen Vierziger raten als auf einen Sechziger.

Er sang mir die Lieder Jung Werners, die er selbst komponiert, und ich fühlte erst recht die Poesie in Scheffels Versen, als sie in Klängen an mein Ohr schlugen.

Ich begriff heute aber auch, warum der letzt=

Digitized by Google

verſtorbene Bayernkönig Ludwig ſich ſtets allein ſpielen und ſingen ließ.

Man genießt Kunſt und Natur am beſten, wenn man ihr alleiniger Hörer und Seher iſt.

Dem liebenswürdigen Barden aber, der meine ſtille Klauſe heute ſo angenehm belebte, ſag' ich hiermit meinen Dank, den Dank eines alten Trompeters aus dem Kinzigtal, der bald zu blaſen aufhören wird. —

Am 15. Juli.

Die letztvergangenen vier Tage war ich nicht hier. Meine Nerven ließen es nicht zu. Während ich ſelber nur Demokrat bin, ſind ſie ſozialdemokratiſch, ja bisweilen anarchiſtiſch angelegt. Sie wollen immer weniger Arbeitszeit und immer mehr Erholung. Genehmige ich ihre Forderungen einige Tage nicht, weil ich keine halbe Stunde unbeſchäftigt ſein kann, ſo machen ſie es wie die ſozialdemokratiſchen Arbeiter — ſie ſtreiken und revolutionieren.

Während aber die ſtreikenden Genoſſen vielfach unterliegen und nachgeben müſſen, bleiben meine Nerven ſtets Sieger. Sie bezwingen mich

Digitized by Google

so, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als ins Bett zu liegen und sie ruhen zu lassen.

Während ich aber besiegt darniederliege, sinne ich auf Rache, d. h. ich denke darüber nach, wie ich die Siegerinnen wieder anspannen wolle, wenn sie sich ausgeruht haben.

So leben wir beide stets im Kampfe, wie die Arbeitnehmer und die Arbeitgeber unserer Tage, und es wird uns gehen wie diesen, es werden schließlich beide unterliegen. —

Heute hatten meine kaum wieder arbeitsfähigen Nerven gleich einen harten Tag, an dem ich ihnen gerne die Anstrengung geschenkt hätte, wenn es in meinem Willen gelegen wäre.

Es war mein Namenstag, das Fest des heiligen Kaisers Heinrich, und an diesem haben die Kapläne von St. Martin einen verjährten Anspruch auf ein „Festessen" beim Pfarrer.

So gerne ich dieses Essen in früheren Jahren gab, so schwer kommt es mich in meinen alten, kranken Tagen an. Das viele Reden in Gesellschaft erschöpft mich, und das Trinken — so gern ich's täte — „vertrag'" ich nimmer.

So wird, was früher meine Freude war, mir

Digitized by Google

jetzt ein Opfer. Doch brachte ich dasselbe diesmal lieber, weil einige gute Freunde, voran Dekan Lender von Sasbach, daran teilnahmen.

Leider werden, stets gegen meinen Willen, bei diesem Mahle auch Reden gehalten auf den Gastgeber.

Ich hasse Tischreden jeder Art, einmal, weil sie am Essen und Trinken stören, und dann, in meinem Fall, weil ich auf dieselben antworten soll, was mir immer schwer wird.

Ich kann alles eher, als aus dem Stegreif reden. Was ich nicht mit der Feder zuvor niedergeschrieben habe, ist bei mir nichts. Drum rede ich bei solchen Anlässen in der Regel dumm und einfältig.

Die Feder, nicht meine Zunge, ist mein Schwert. — Ohne Feder bin ich ein Soldat ohne Waffen. Es mag meine Unbeholfenheit im unvorbereiteten Sprechen auch daher kommen, daß ich gewohnt bin, alle meine Kanzelreden genau niederzuschreiben, und mich nie auf das verlasse, was mir auf der Kanzel einfällt, weil ich, sonst sicher kein frommer Mann, es für eine Sünde halte, das Wort Gottes aus dem Stegreif zu verkünden. —

Digitized by Google

Das heutige Festessen dauerte ziemlich lange, weil verschiedene Geister wachgerufen wurden, die sich nicht so leicht losbringen ließen.

Über wen ich aber dabei am meisten staunte, das war der „Geheime Oberregierungsrat Reinhard", von dem ich im „Abendläuten" erzählt. Er aß nichts und trank nichts und sprudelte doch von Geist. —

Als die Gäste das Haus verlassen hatten, rettete ich mich noch hierher in die Stille, setzte mich unter ein Fenster und ließ den Abendwind meine Nerven kühlen.

Drüben am Walde, kaum hundert Meter von mir entfernt, sah ich einsam drei Rehe grasen. Fast jeden Abend, den ich hier zubringe, kommen diese zierlichen und sanften Geschöpfe aus dem Tannendickicht, um ganz in der Nähe der Karthause zu äsen.

Da ich, unmittelbar nach einem Festessen und Festtrinken, uns Menschen mit den Tieren verglich, die im stillen Abendfrieden ihre einfache Nahrung suchten, um dann am frischen Waldquell ihren Durst zu stillen, kam es mir lichterloh zur Erkenntnis, wie wir Herren der Schöpfung eigent=

Digitized by Google

lich die Unvernünftigen ſind unter den Wirbeltieren, wenigſtens im Eſſen und Trinken.

Aber das iſt eine der vielen Schattenſeiten nicht der Vernunft, ſondern des freien Willens, den uns der Schöpfer verliehen hat. Das Tier handelt nach dem Inſtinkt, der Menſch nach ſeinem verdorbenen Willen. So ſündigt er gegen die Geſetze ſeiner Natur, während das Tier ſie inſtinktgemäß beachtet und befolgt.

Darwin leugnet zwar den angeborenen Inſtinkt bei den Tieren. Er nennt das, was man ſonſt Inſtinkt nennt, „Anpaſſung“ und Vererbung von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Warum haben aber wir Menſchen, die nach Darwin auch nur entwickelte Tiere ſind, von unſern Ahnen, die jedenfalls viele Jahrhunderte hindurch nur von Waſſer, Milch und Obſt lebten, es nicht ererbt, auch ſo fortzuleben wie ſie? Weil wir abweichen können, wenn wir wollen, das Tier aber nicht.

Die Strafe für unſer Abweichen vom Gebote der Natur iſt übrigens nicht ausgeblieben, und ein Heer von Krankheiten, von denen das Tier nichts weiß, lagert auf dem Vielfraß und Vielſäufer, Menſch genannt.

Digitized by Google

Wie ruhig, ſo ſagte ich mir, den Rehlein zuſchauend, werden dieſe Tiere heute nacht ſchlafen, während du das Eſſen und Trinken und Schwätzen des Tages büßen mußt — durch Schlafloſigkeit. —

Während ſeither die Vögel bis in die Nacht hinein hier oben ihre Lieder ſangen, haben ſie in den letzten Tagen ihr Singen faſt gänzlich eingeſtellt. Die Zeit iſt da, wo ſie aufhören, bis es wieder Frühling wird.

Sie haben eine lange Pauſe, die Vögel des Himmels, und einen kurzen, ſangesfrohen Frühling. Wir Menſchen können zu allen Zeiten pfeifen und ſingen. Drum ſind wir auch die ſteten Lärmer, Schreier und Krakehler in der Schöpfung.

Was wäre das für ein Segen für den einzelnen und für die ganze menſchliche Geſellſchaft, wenn auch wir Lärmgeiſter eine Zeit des Schweigens hätten wie die Vögel im Walde! —

Der einzige Vogel, der faſt zu allen Jahreszeiten pfeift oder, richtiger, krakehlt, iſt der Kanarienvogel, der dies offenbar vom Menſchen gelernt hat, bei dem er geboren wird, lebt und ſtirbt.

Digitized by Google

Am 20. Juli.

Heute beſuchte mich hier oben ein Kapuziner, und das war mir eine wirkliche Freude; denn die Kapuziner liebe ich, weil ich das gemeine Volk liebe und die Kapuziner im eminenten Sinn die Volkspriester ſind.

Vortrefflich wahr nennt Lacordaire den Kapuziner den „Demoſthenes des Volkes.“

Die Jeſuiten ſind die Generalſtäbler und die Garde, mit der man überall Staat machen und paradieren kann, die Kapuziner die Infanteriſten der katholiſchen „Ordens- und Heilsarmee“, die Füſiliere und Musketiere.

Die Kapuziner waren die erſten Ordenspriester, die ich ſah im einſtigen Kapuzinerkloſter von Hasle, und mit jedem Kapuziner, den ich in meinen alten Tagen ſehe, ſteigen mir Erinnerungen aus der ſeligen Knabenzeit auf, in der wir Buben an der Kloſterpforte Brot holten. —

Pater Leo, der mich heute beſuchte, hat dieſes Frühjahr für mich die Faſtenpredigten gehalten in St. Martin und mir ſo Gelegenheit gegeben, ihn näher kennen zu lernen.

Digitized by Google

Er ist ein rechter Ordensmann für unsere Zeit; denn er kennt die Welt und hat sie kennen gelernt, ehe er die Kutte nahm.

Erst Jurist, wurde er Weltpriester und Pfarrer, erbte als solcher ein stattliches Vermögen von einem reichen Onkel, verschenkte es aber, um dem Mammon nicht dienstbar zu werden, und wurde Kapuziner und zwar, was bei diesem Orden selten ist und auch nicht notwendig für Volkspriester, ein gelehrter Kapuziner. Ich habe noch keinen, weder Welt- noch Ordensgeistlichen, gefunden, der in der „schönen Literatur" aller Völker so daheim ist, wie Pater Leo.

Heute ist er Guardian im Kloster Sigolsheim im Elsaß und eben auf der Heimkehr von einer kleinen Mission. Er hat in einem Karmeliterinnen-Kloster bei Straßburg geistliche Übungen gehalten und weiß nicht genug zu erzählen von der Strenge, mit der diese Nonnen, meist Töchter besserer Stände, ihr Dasein führen.

Sie leben in beständiger Klausur, essen nie Fleisch, sprechen nie und nehmen scharfe Geißelungen vor an ihrem Leibe.

Solche „Damen" gelten heutzutag für Närrinnen, und die heutige Welt lacht über ihre Dumm-

Digitized by Google

heiten. Vernünftig ist in unsern Tagen ein Wibervolk nur, wenn es Rad fährt, Klavier spielt, Romane liest, ins Theater und in Gesellschaften geht, dummen Gigerln Nasen dreht und auf den Straßen umherzieht im neuesten Pariser Anzug und mit einem Spazierstock bewaffnet.

Doch wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich am besten, und jene Karmeliterinnen werden einst frohlocken, wenn unsere religionslosen Weltweiber jammern und wehklagen.

Es müßte keinen Gott und keine vergeltende Gerechtigkeit geben, wenn das Los einer frommen Karmeliterin und das einer neuzeitigen, glaubenslosen Radfahrerin im Jenseits das gleiche wäre.

Wie mir Pater Leo erzählte, findet sich im Kloster der genannten Ordensfrauen an den Wänden der schöne Wahlspruch geschrieben: „Die Freude, ohne Furcht zu sterben, ist größer, als der Schmerz, ohne irdische Freude zu leben." —

Heute abend hielt eine Freiburger Stammtischgesellschaft in der Karthause-Wirtschaft eine italienische Nacht ab.

Es waren dabei auch Freunde von mir, die nicht viel jünger sind als ich, und ich konnte nicht

Digitized by Google

begreifen, wie sie in diesem Alter noch so was mitmachen mochten.

Mir wäre es der schrecklichste der Schrecken, in einem solch bengalisch beleuchteten Jubel und Trubel einen Abend verbringen und mit jubeln, singen und trinken zu müssen.

Ich machte mir jedoch gleich wieder Vorwürfe über den leisen Tadel, den ich in meinem Innern über die ältern Teilnehmer gehegt, und sagte mir: „Schäme dich, du Griesgram, anderen, die noch in ihren alten Tagen lustig sein können, es übelzunehmen, weil du selber ein schwarzgalliger, freudeloser Hypochonder bist!“

In Wahrheit, man sollte jedem alten Menschenkind es von Herzen gönnen, wenn es die Armseligkeit und Vergänglichkeit seines Daseins und das Nahen des Todes — für Tage und Stunden zu vergessen und lustig und lebensfroh zu sein vermag.

Unsereiner bringt das nimmer zuweg; drum ist ihm aber auch das Leben längst eine Last, die er lieber heute als morgen ablegte. —

Lange schaute ich, unter meinem Fenster stehend, durch das Dunkel der Nacht hinab zu dem lichten Schein, bei dem die Gesellschaft fröh-

Digitized by Google

lich war. Und ich kam mir vor wie ein altes Weibsbild, das draußen in der Nacht auf der Straße steht, während in einem hell erleuchteten Saale junge, fröhliche Mädchen tanzen, und mit Wehmut der Zeit gedenkt, da auch es getanzt hat und jung war. —

Allzeit fröhlich sein in guten und in bösen, in jungen und in alten Tagen, das können eigentlich nur die Heiligen Gottes, die, sicher ihres ewigen Zieles, heiter sind selbst unter den Leiden und Schmerzen dieses Lebens.

Heiter sein und fröhlich in guten Tagen, auch im Alter, ist bei Durchschnittsmenschen entweder das Zeichen eines billigen Denkers, der Optimist ist und bleibt, selbst wenn alle Zähne wackeln, oder eines nervenstarken Mannes, den nichts angreift, auch das Alter und seine Mahnungen nicht.

Der Hypochonder und der Griesgrämige sind nervenkranke und nervenschwache Leute, deren Nervenspiel keine Freude mehr aufkommen läßt.

Man macht sich so gerne lustig über hypochondrische Männer und hysterische Wibervölker, bedenkt aber nicht, daß man damit ein Unrecht begeht.

Digitized by Google

Hypochondrie und Hysterie sind echte und rechte Krankheiten, die mehr Schmerzen machen und schwerer zu heilen sind als Typhus und Beinbrüche.

Drum, wenn eine Sorte von „Damen" an mir einen Verteidiger findet; so sind es die hysterischen, weil ich all' ihre Fehler ihren kranken Nerven zuschreibe und deshalb entschuldige.

Zudem gehöre ich als Hypochonder in ihre Zunft, und Leute von der gleichen Zunft müssen zusammenhalten und füreinander eintreten. —

Am 26. Juli.

Heute feiert die katholische Kirche das Fest der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria. In der Epistel der heiligen Messe lesen wir das Lob einer tugendhaften Frau, wie es im Buche der Sprichwörter geschrieben steht.

Es ist dies Lob so eigenartig und wirft ein so interessantes Licht auf unsere neuzeitigen Frauen, daß ich es hier wiedergeben will:

„Wer wird eine tugendhafte Frau finden? Ihr Wert ist wie etwas, das weit her und aus den fernsten Landen kommt."

Digitized by Google

„Es vertraut auf sie ihres Mannes Herz ... Sie erweiset ihm Gutes alle Tage ihres Lebens und nie Böses.“

„Sie denkt an Wolle und Linnen und arbeitet mit der Kraft ihrer Hände.“

„Sie gleicht einem Kauffahrer, der von Ferne her das Brot schafft.“

„In der Nacht steht sie noch auf und teilt aus ihren Hausgenossen und gibt Speise ihren Mägden.“

„Sie beschaut einen Acker und kauft ihn; vom Erwerb ihrer Hände legt sie einen Weingarten an.“

„Sie hat versucht und erfahren, daß ihr Geschäftigkeit gut ist; nicht einmal des Nachts verlöscht ihre Lampe.“

„Sie legt ihre Hand an Mühevolles, und ihre Finger ergreifen die Spindel.“

„Ihre Hand öffnet sie den Armen und breitet aus ihre Arme nach den Dürftigen.“

„Nichts fürchtet sie für ihr Haus von der Schneekälte; denn alle ihre Hausgenossen sind doppelt gekleidet. Ein Deckengewand fertigt sie für sich, Linnen und Purpur sind ihr Kleid.“

Digitized by Google

„Angesehen ist bei den Stadttoren ihr Mann, wenn er dort sitzt mit den Ersten des Landes.“

„Zeuge fertigt sie und verkauft sie. Kraft und Zierde ist ihr Gewand, und sie wird lachen am jüngsten Tage.“

„Ihren Mund öffnet sie für Weisheit, und das Gebot der Milde ist auf ihrer Zunge.“

„Sie schaut auf den Wandel ihres Gesindes und ißt ihr Brot nie müßig.“

„Es kommen empor ihre Kinder und preisen sie glücklich; auch ihr Mann lobt sie.“

„Viele Töchter haben sich Reichtümer gesammelt; du übertriffst sie alle.“

„Täuschend ist die Anmut, vergänglich die Schönheit; eine gottesfürchtige Gattin, die wird gepriesen.“

Wenn man sehen will, was die Kultur an der Menschheit und an den Frauen gesündigt hat, so darf man nur die obigen Stellen der heiligen Schrift vergleichen mit dem heutigen Tun und Treiben einer „bessern Dame.“

Die Frau, welche im Buche der Sprichwörter geschildert wird, ist die Gattin eines der ersten Männer, eines Fürsten unter seinem Volke, und

Digitized by Google

arbeitet mehr als eine heutige Bäuerin; aber von ihren vielen guten Eigenschaften besitzt die neumodische Frau auch nicht eine einzige mehr.

Wollte ein Salomo unserer Zeit eine Parallele schreiben zu dem eben gehörten Lob der tugendhaften Frau und eine ganz moderne Dame schildern, so müßte sie etwa lauten:

„Die neumodische Frau ist nicht mehr viel wert. Töricht der Mann, der auf sie vertraut."

„Sie denkt nicht an Linnen und Wolle, die sie selbst fertigen sollte, sondern an Samt und Seide, so sie kauft mit ihres Mannes sauer verdientem Geld."

„Sie gleicht einem Diebe, der das Geld aus dem Hause stiehlt."

„Sie geht spät zu Bett, steht am Morgen nicht auf und läßt sich von ihren Mägden, die sie schlecht bezahlt und noch schlechter nährt, bedienen."

„Von dem Erwerb ihrer Hände könnte sie keine Stricknadel kaufen, noch viel weniger einen Acker oder einen Weinberg."

„Ihre Lampe verlöscht spät, weil sie bis in die tiefe Nacht hinein Romane liest."

Digitized by Google

„Sie denkt nicht an ernſtliche Arbeit, und ihre Hand verſchmäht die Spindel.“

„Ihre Arme breitet ſie aus nach den Vergnügungen, die Dürftigen aber ſpeiſt ſie leer ab.“

„Während ihr Mann zu Gericht ſitzt oder ſonſt nach Brot ſchaut, ſpielt ſie Klavier oder radelt durch Straßen und Gaſſen.“

„Von Hochmut und Eitelkeit ſtrotzt ihr Gewand, und ſie wird weinen am jüngſten Tage.“

„Ihren Mund öffnet ſie für Torheit, und auf ihrer Zunge herrſchen Neid und Bosheit.“

„Um den Wandel ihres Geſindes kümmert ſie ſich gar nichts, und ihr Brot ißt ſie im Nichtstun.“

„Ihre Kinder erzieht ſie nach ihrem Sinn und bekommt dafür von ihnen Spott und Undank.“

So und ähnlich müßte ein ehrlicher Mann ſchreiben, falls er die neumodiſchen und fortgeſchrittenen Wibervölker ſchildern wollte.

Wir kommen in Europa eben in alleweg in das amerikaniſche Syſtem, auch in Bezug auf das Familienleben.

Bei den beſſeren Amerikanern iſt bekanntlich der Mann nur dazu da, ſeiner Lady ein ver-

Digitized by Google

gnügtes Leben zu verschaffen. Er verdient, und sie wirft's hinaus; er arbeitet, und sie genießt.

Die Frauen verlieren aber bei solchem System am allermeisten an ihrer Würde; denn sie stehen ganz al pari mit jenen Damen der Halbwelt, die sich von Herren „aushalten" lassen, unbekümmert darum, wo die letzteren das Geld dazu hernehmen. —

Die Zeitungen bringen in diesen Tagen von überallher Nachrichten über Hagelschlag, von dem zahlreiche Gemeinden heimgesucht wurden. Öffentliche Aufrufe gehen betteln für die Beschädigten.

Ich habe noch nie gehört oder gelesen, daß der Staat betteln geht, wenn er Kanonen verloren oder solche zu wenig hat. Für den Militarismus ist immer Geld da; wenn aber die armen Bauern durch Hagelwetter an den Bettelstab gebracht werden, regt sich kein Staat und keine Staatskasse, höchstens wird Steuernachlaß gewährt. Da muß man betteln gehen im Volk für das Volk, für diesen „großen Büßer." Und das alles in einer Zeit, die für Humanität schwärmt und allezeit von Volkswohl spricht. —

Ich lese mit Vorliebe in Zeitungen aus längst

Digitized by Google

vergangenen Tagen, so auch heute wieder, wie schon oft, in dem „Donaueschinger Wochenblatt“ aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da finde ich in der Nummer vom 1. April 1794 eine höchst interessante Annonce, die also lautet: „Der gelehrte Herr Jakob Cornelius Gottschalk, Professor der hebräischen, talmudischen und rabbinischen Sprache ist dahier. Er will in Zeit von acht Tagen jedem, der diese Sprache lernen will, durch eine tägliche Lektüre von einer Stunde alle hinlänglichen Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Zählen, Reden beibringen. Bezahlung wird nicht allzu groß sein; er logiert in der Kronen.“

Interessant ist, daß es damals solche Hexenkünstler gab, die in acht Stunden eine Sprache und zwei Dialekte sprechen lehrten; aber noch interessanter ist es, daß solch ein Hexenmeister in einem kleinen Landstädtchen Liebhaber für die hebräische Sprache vermutete und wohl auch fand.

Im gleichen Jahrgang des genannten Blattes empfiehlt die fürstlich fürstenbergische Hofbuchdruckerei den „Frauenzimmern“ die Anschaffung des Bildes der französischen Jungfrau Charlotte

Digitized by Google

Corday, die den Blutmenschen Marat ermordet hatte, mit folgenden Worten: „Die größte Tat in der Geschichte der französischen Revolution gebührt unstreitig einem Frauenzimmer, und das ist Charlotte Corday. Wegen der Ehre, die sie dem weiblichen Geschlechte gemacht hat, verdient ihr Bildnis eine ganz vorzügliche Stelle über der Toilette eines jeden edlen Frauenzimmers."

Ich glaube, daß dieses Bildnis aus den Toilettenzimmern der Donaueschinger Damen rasch verschwunden sein wird, als bald nachher die französischen Revolutionsheere das Kinzigtal herauf in die Baar zogen. —

Es ist seit einigen Tagen prachtvolles Wetter, aber auch glühend heiß. Ich wandere gegen Abend in den nahen Wald und schöpfe würzige Föhrenluft.

Der Wald grenzt da, wo ich weile, an die Straße, und auf dieser sah ich heute zwei Wahrzeichen unserer Zeit, nämlich zwei Flaschenbierwagen, die, elegant wie kleine Omnibusse, der eine talaufwärts, der andere abwärts, den Weg kreuzten.

Diese Wagen bringen das Bier den Arbeitern auf das Feld, den Bauern in die Höfe, den

Maurern auf die Bauplätze und den Näherinnen in die Dachstuben.

Drum begegnet man in Stadt und Land, auf allen Gassen und Straßen dem Flaschenbierhändler, und das Biertrinken hat durch ihn eine Ausdehnung genommen, die erschrecklich ist. Alles, vom Kind bis zur Großmutter, trinkt Bier, und ohne Bier wollen und können die Menschen unserer Tage nicht mehr arbeiten. Der Bauer bringt kein Heu mehr heim, wenn er seinen Knechten und Mägden nicht Bier verspricht zum Feierabend.

In meiner Knabenzeit gab's in Hasle und auf dem Lande ringsum an Erntetagen, wenn Heu oder Früchte eingebracht waren, saure Milch und Schwarzbrot, und die Handwerker, Meister und Gesellen, aßen in den Zwischenzeiten ein Stück trockenes Brot.

Aber es gab damals auch nicht so viele siechе, elende, verlumpte, von Alkohol angefressene Menschen. Es gab auch keine Bierkönige wie in unsern Tagen.

Gambrinus, ein König in Flandern, gilt als der Erfinder des Bieres, in dem zweifellos etwas Königliches steckt; denn es macht in unserer Zeit

Digitized by Google

Many kinds, M. Mill, Hugo, Lund, Hill, and others, have been described, but the most common are those of Hill and Mill Creeks, and of Lund.

Hill Creek is a very interesting district, and has been described by Hugo, Hill, and others.

Fig. 1.

James Joule, der nicht bloß Bierkönig, sondern auch einer der größten Naturforscher unseres Jahrhunderts gewesen ist. —

Ein wackerer Dorfschmied in der Baar schrieb mir vor kurzem: „Unser Volk versauft im Bier, und wenn die deutsche Nation einmal untergeht, kann man auf den Grabstein schreiben: ‚Sie ist versoffen im Lagerbier‘.“

Unsere Zeit treibt alles im Großen, drum hat sie Großstaaten, Großstädte, Großbazare und Großbrauereien; sie wird aber auch eines Tages die „große Revolution“ haben und zwar infolge dieses Größenwahns, der alles Kleine und Schwache unterdrückt und in seiner Existenz bedroht.

Wenn man für unsere Zeit ein Wappen malen wollte, so würde ich vorschlagen, in demselben ihre drei großen Wahrzeichen zu verbinden: Die Kanone, die Bierflasche und den Fabrikschlot.

Alle drei haben in ihrer Gestalt eine merkwürdige Ähnlichkeit und sind die sprechendsten Zeichen der heutigen Kulturmenschheit. —

Digitized by Google

No. 1. Nave.

Durham has no rival in the Norman architecture of England, and is unsurpassed in any country. Scientific art, its constituent principles, and its practical results, are here displayed in a manner which has never been equalled, and which will probably never be surpassed. The view of the nave is given in the annexed engraving.

jedermann zur Besichtigung zugänglich ist, kommen täglich Leute aus der Stadt auf den St. Johanns-Baptistenberg, und der alte Zimmermann muß vielfach den Fremdenführer machen.

Die „Damenwelt", von Natur aus neugieriger als die Mannsleute, ist besonders stark vertreten bei diesen Besichtigungen.

Heute nachmittag nun, ehe ich kam, hatte der Haushofmeister auch einige „vornehme Weibsleute", wie er sagte, in meine Zimmer geführt, und nun duftete es in denselben wie in einem Parfümerieladen.

Es ist mir aber nächst Kindergeschrei und Hundegebell nichts widriger als dieses Parfüm, von dem nicht bloß die Wibervölker, von der Baronesse bis herab zur Fabrikarbeiterin, sondern auch viele Männer unserer Tage, selbst Geistliche, duften.

All diesen männlichen und weiblichen Parfümisten möchte ich ein Epigramm hierhersetzen, das der altheidnische Dichter Martial der Römerin Gellia widmete und das also lautet:

Mit duftigen Salben und mit Zimtöl reibst du dich,

Biſt eitel drauf, daß du ſchön dufteſt — lächerlich.
Nein, Gellia, zum Stolz iſt hier durchaus kein Grund;
Denn, will ich es, ſo riecht auch ebenſo mein Hund.

Daß Fabrikarbeiterinnen, Buffetmamſellen und Dienſtmägde den „beſſern Damen" dieſe Wohlgerüche nachahmen, finde ich zeit- und naturgemäß. Aber daß ſelbſt Männer dieſem Weiberſport huldigen, iſt auch eines der vielen Zeichen der zunehmenden Entmannung unſerer Tage.

Wie viele Männer in unſerer Zeit Weiber geworden ſind, habe ich ſchon an dem früher erwähnten Beifall und an der Unterſtützung nachgewieſen, welche die Damen, die nach Emanzipation ſchreien, in Männerkreiſen finden.

Dieſe Helden fühlen es eben in ihrem Innern und riechen es an ihren Kleidern, daß ſie Weiber ſind, und heulen drum mit den Emanzipations-Wölfinnen: „Bahn frei für uns Weiber in allen Berufszweigen männlicher Tätigkeit!"

Wie weit der Feminismus der Männerwelt gekommen iſt, kann man am hellen Tage auf

Digitized by Google

offener Straße ſehen, wo Herren, ſelbſt zukünftige Kriegshelden, ſich von ihren Damen am Arm führen oder richtiger ſchleppen laſſen.

Der ſtärkere Teil führt und ſchleppt eben allzeit den ſchwächeren, und dieſer iſt im obigen Fall das Mannsbild. —

Daß die Wibervölker vor den vielen derartigen Waſchlappen-Männern keinen Reſpekt haben, ſo viele Geſcheitheit traue ich ihnen zu. —

Da es in meinen Zimmern infolge des „vornehmen“ Beſuchs roch wie in einer Höllenapotheke, ſo riß ich alle Fenſter und Türen auf, nahm ein Buch, ging davon und ſetzte mich unter den Lärchenbaum am Wald droben.

Das Buch war „Michael Bakunins ſozialpolitiſcher Briefwechſel“ mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen Herzen und Ogarjow.

In einem Brief aus Berlin an den erſtern aus dem Jahre 1840, den ich eben las, gibt Bakunin ein eigenes Urteil über die Deutſchen ab, das alſo lautet: „Die Deutſchen ſind ſchreckliche Philiſter. Wäre der zehnte Teil ihres reichen, geiſtigen Bewußtſeins ins Leben übergegangen, ſo wären ſie herrliche Leute, nun aber ſind ſie ein höchſt lächerliches Volk.“

Digitized by Google

Es ist ein gut Stück Wahrheit in diesem Ausspruch des Russen; wir sind schulmeisterliche Pedanten, voll von Bildung und Wissen, aber vielfach ohne Sinn fürs praktische Leben.

Und doch liegt in dieser Philisterhaftigkeit auch ein gut Stück Idealismus. Wir Deutsche sind das Volk des Gemüts und der Innerlichkeit und kommen deshalb im praktischen Leben meist hinterdrein.

Während wir uns in Deutschland im 17. Jahrhundert die Köpfe einschlugen und blutige Kriege führten um religiöser Glaubenssätze willen, segelten die Nachbarnationen in die weite Welt und gründeten ihre Kolonien. Drum kommen wir in dem Punkt jetzt zu spät. Die besten Stücke sind schon weg.

Von unsern Berufskonsuln im Ausland sagte kürzlich ein Engländer ganz treffend, sie gäben vortreffliche Gymnasiumsdirektoren ab, aber keine Vertreter für Handel und Wandel. —

Wenn übrigens Bakunin uns ein lächerliches Volk nennt, so können wir ihn einen lächerlichen und närrischen Mann nennen. Er schwärmte für „Freiheit und Gerechtigkeit“ und war so närrisch, zu glauben, man könne in dieser Welt des Knechtsinns und der Ungerechtigkeit diese Ideale verwirklichen.

Digitized by Google

Bakunin suchte seine Ideale auf allen Wegen bis hinab zum Nihilismus, dessen Vater er geworden ist. Und was hat der Mann alles erduldet für seinen schönen Wahn! Ein Jahr saß er auf der Feste Königstein in Sachsen wegen Teilnahme an der Revolution von 1848/49, aus dem gleichen Grund ein Jahr in Prag im Gefängnisse; fünf Monate lag er zu Olmütz in Ketten.

Nach Rußland ausgeliefert, lebte er von 1851—54 als Gefangener auf der Peter- und Paulsfestung. Während dieser Zeit verlangte der Kaiser Nikolaus von ihm ein offenes Bekenntnis seiner Ziele. Bakunin tat dies so offen und so deutlich, daß die russische Regierung einsah, den Mann könne man nicht freilassen, so lange er lebe.

Er wurde nach der Festung Schlüsselburg gebracht und von da 1857 nach Sibirien. Hier entfloh er 1861 und kam über Japan und Amerika nach Europa.

Von neuem wirkte und litt er für seine Ideale in England und in der Schweiz. In Locarno hatte er oft nicht so viel Geld, um nur den Metzger und den Bäcker zu bezahlen, die ihn drängten,

Digitized by Google

und er bittet seine obengenannten Freunde immer wieder um kleine Darlehen.

Und wo starb er? In Bern 1876 — im Spital.

Das ist das Los eines Menschen, der närrisch genug war, seine Stellung im Leben (Bakunin war Offizier) und sein Vaterland aufzugeben und für Freiheit und Gerechtigkeit zu schwärmen.

Drum hat schon Börne mit Recht gesagt: „Alle Republikaner sind Narren."

Die Republikaner, Demokraten und wie sie alle heißen, die von Volksfreiheit und Volksrechten reden, leiden alle an einer fixen Idee, die in vollem Maße nie zur Wahrheit und zur Wirklichkeit wird.

Von solchen Dingen, wie Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, läßt sich, wie vom Glück, hienieden nur träumen. Wer sich aber abmüht, derlei Träume ins Leben umzusetzen, ist ein närrischer Kauz. Er mag den Traum für sich behalten und für sich ein freier, unabhängiger Mann sein und kein Katzenbuckler, aber er sei nicht so närrisch, seine Träume auch denen, die lieber Knechte sind und von der Knechtschaft und von der Ungerechtigkeit leben, aufdrängen zu wollen.

Doch zu allen Zeiten ging die Narrheit in

Digitized by Google

allen Formen wie die Sonne über die ganze Welt; drum wird es immer Menschen geben, die nach Recht und Freiheit stöhnen in dieser großen, irdischen Räuberhöhle, und deren einziges Glück es ist, von besseren Zeiten und Zuständen träumen zu können.

Aber auch das muß gesagt werden, daß die Menschheit ihre politischen Freiheiten den Träumen und den Idealen und den Leiden und Qualen dieser politischen Märtyrer à la Bakunin und Herzen verdankt.

Andere ernten, was sie gesät, und insofern haben ihre Ideale und ihre Träume nur ihnen selbst geschadet; denn aus ihrer Narrheit — wuchs doch manches Stück Freiheit. —

Am 8. August.

Heute war ein amerikanischer Pfarrer bei mir. Er stammt aus Ulm bei Oberkirch, zog als junger Bäckergeselle nach Amerika, studierte dort und ist jetzt Pfarrer in Roxbury im Staate Wisconsin.

Er ließ Vater, Mutter und Geschwister nach seiner neuen Heimat kommen und sorgte für alle.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Reſpekt vor einem ſolchen Bäckergeſellen!

Ich habe ſchon mit vielen amerikaniſchen Pfarrern verkehrt, beſonders auch mit ſolchen, die bei uns Prieſter waren und dann erſt nach Amerika gingen.

Alle ſagten mir, ſie möchten nicht mehr in Deutſchland paſtorieren. Und warum nicht? Weil ſie den kirchlichen Bureaukratismus, das Papierregiment, wie es bei uns in Deutſchland vielfach herrſcht, nicht mehr vertrügen.

Dieſer Bureaukratismus ſtammt in Deutſchland noch aus den Zeiten des Staatskirchentums, in denen der ſtaatliche Kanzlei-Bureaukratismus auch in die kirchlichen Organe eindrang.

In Amerika kann ein Pfarrer in Dingen, die weder mit der Glaubens- noch mit der Sittenlehre der katholiſchen Kirche etwas zu tun haben, viel freier ſchalten und walten in ſeiner Gemeinde als bei uns, wo ein ſolcher ohne obrigkeitliche Erlaubnis keinen Beichtſtuhl aufſtellen und keine Kirchenwand bemalen laſſen ſoll.

Im Lande Baden darf kein Pfarrer mit den Vertretern der Kirchengemeinde, welcher das Orts-

Digitized by Google

kirchenvermögen gehört, eine höhere Ausgabe machen als sechzig Mark.

Was darüber geht, muß er sich von den Bureaukraten des sogenannten katholischen Oberstiftungsrats in Karlsruhe erst genehmigen lassen.

Jeder Dorfschulze im Lande kann mit seinem Gemeinderat zweihundert Mark auf die Gemeindekasse dekretieren, ohne oben anfragen zu müssen.

Der Oberstiftungsrat bezieht schwere Summen von den örtlichen Stiftungen als Regiebeiträge ohne Rücksicht darauf, ob der betreffende Fonds seine Bedürfnisse decken kann oder nicht; so von dem armen St. Martinsfonds in Freiburg, der seine Ausgaben nicht aus eigenen Mitteln bestreiten kann, rund sechshundert Mark jährlich.

In ihren Rechnungsbescheiden aber mahnt diese Oberbehörde die Pfarrämter, die nur das Notwendige ausgeben, vieles für die kirchlichen Bedürfnisse noch erbetteln und nur sechzig Mark Kompetenz haben, stets zur Sparsamkeit. Es klingt das ihren eigenen Ansprüchen an die Fonds gegenüber wie Hohn.

Und wer sind die Leute, welche den Pfarrern ihre Belehrungen und Mahnungen zukommen

Digitized by Google

lassen? — Die Revidenten und Revisoren des Oberstiftungsrats. Diese Herren sind in neuerer Zeit vielfach ehemalige Studenten der Theologie, die, aus dem Konvikt ausgetreten, das niedere Finanzfach ergriffen haben und dann beim katholischen Oberstiftungsrat angestellt wurden.

Diese Beamten mahnen dann die alten Pfarrer und diejenigen ihrer Studiengenossen, welche weiter studiert haben, zu sparen. —

Wie der katholische Oberstiftungsrat selbst die katholischen Besitztümer taxiert, davon habe ich, während ich diese Erinnerungen zum Druck niederschreibe, eine köstliche Probe bekommen.

Im Juni 1899 machte ich einen Ausflug auf das südlich von Badenweiler gelegene Schloß Bürglen, von dem Hebel singt:

Z' Bürgle uff der Höh',
Nei, was cha mer seh!
O wie wechsle Berg und Tal,
Land und Wasser überall.
Z' Bürgle uff der Höh'!

Dieses sogenannte Schloß, welches ich das erstemal betrat, ist eine ehemalige Propstei des

Digitized by Google

Fig. 1. Here, when you look at the head over the door, you think it is a bust; but when you look at the bust, you think it is a head. **Fig. 2.** Here, when you look at the bottom, it seems to be the bottom of a vase; but when you look at the top, it seems to be the top of a vase.

Fig. 3. Here, when you look at the head, it seems to be a head; but when you look at the bust, it seems to be a bust.

baut worden war, wurde Bürglen kirchlich aufgegeben. Und nun verkaufte der katholische Oberstiftungsrat vor etwa zehn Jahren die der Kirche gehörige Hälfte des Schlosses mit der Wohnung des Propstes, mit einem großen Garten und mit einem reizenden Barockkirchlein nebst Meßgewändern, Kelchen und Meßbüchern um 6000, sage und schreibe sechstausend Mark, an einen Arzt.

Heute ist all das Genannte im Besitz des Eigentümers und des Wirtes in der andern Schloßhälfte, dem bereits allein für den alten Kunstofen in einem der Propstzimmer 2000 Mark und für die Ledertapeten in dem gleichen Gemach eine ähnlich große Summe geboten wurde.

Der Mann ist Protestant, und wenn es ihm heute beliebt, das kunstvolle Kirchlein in einen Speisesaal oder in eine Küche zu verwandeln und die kirchlichen Geräte an einen Trödler zu verkaufen, so kann ihm das niemand verwehren.

Es ist ihm, der pietätvoll mit den Sachen umgeht, bereits das Drei- und Vierfache des obigen Verkaufswertes geboten für das halbe Schlößlein.

Das ganze ist ein Kleinod von Kunst und

Digitized by Google

Geschmack und bietet eine Aussicht, wie sie in solchem Reiz der Schwarzwald nirgends mehr zeigt.

Und die Moral von der Geschichte? Sie lautet: „Den Pfarrämtern wird wiederholt aufgetragen, die Ausgaben des Kirchenfonds möglichst zu beschränken." —

Am 13. August.

In der letzten Zeit sind stets einige Maler in der Karthause damit beschäftigt, die letzten Pinsel an deren innere Vollendung zu legen; denn in den nächsten Tagen soll das Haus von den Insassen des Heilig-Geist-Spitals bezogen werden.

Ich redete mit einem der Maler, einem intelligent aussehenden, fleißigen Mann und erfuhr, daß er ein Wiener Kind sei.

Ich sprach lange mit ihm über seine Vaterstadt.

Ein anderer Arbeiter warnte mich dann vor dem Manne, weil derselbe Sozialdemokrat sei.

Ich mußte lachen ob dieser Warnung, die der Betreffende in bester Absicht aussprach.

Ich bin der festen Überzeugung, daß, wenn ich, dem väterlichen Berufe folgend, Bäckergeselle

Digitized by Google

geworden und in der heutigen Zeit als geborener Haslacher in die Fremde gekommen wäre, die Sozialdemokratie mich längst zu ihrem „Genossen“ zählen könnte. Und ich finde es aus hundert Gründen begreiflich, daß die meisten heutigen Arbeiter sozialdemokratisch denken und reden und hoffen.

Zu allen Zeiten haben Grundsätze, wie die Sozialdemokraten sie aufstellen, im „gemeinen Volke“ viele Anhänger gefunden.

Schon vor der Reformation war der erste Sozialdemokrat im heutigen Baden der Schäfer Hans Böhm von Niklashausen bei Gamburg, genannt der Pfiferhänsle, weil er auch Spielmann war.

Er lehrte um das Jahr 1470, „alle Menschen seien Brüder, keiner solle mehr haben als der andere, und es bleibe die Zeit nimmer lange aus, wo die Fürsten im Taglohn arbeiten würden und die Freiheit wie in der schweizerischen Eidgenossenschaft auch in Deutschland aufgerichtet werde.“

Der Chronist und Humanist Hedio von Ettlingen sagt von diesem Schäfer und seiner Lehre: „Das Volk höret ihn darumb desto lieber, weil

Digitized by Google

er wider der Kirchen Recht und der Fürsten Herrschung redet, dieselben zu mindern."

Unzählige Menschen, manchmal 20 000 an einem Tage, strömten dem Pfiferhänsle zu und hörten mit Freuden seine Predigten an. Endlich ließ der damalige Landesherr, der Bischof von Würzburg, ihn ergreifen und am 19. Juli 1476 verbrennen.

Noch lange lebte dieser erste Sozialdemokrat im Munde des Volkes, und noch im folgenden Jahrhundert spricht der bekannte Straßburger Ratschreiber Sebastian Brant in seinem Narrenschiff

Von der Kapell' und von der Klusen
Des Sackpfifers von Niklashusen.

Die Sozialdemokraten dürften ihrem ersten Märtyrer auf deutschem Boden, dem Schäfer Hans Böhm, wohl ein Denkmal setzen, falls sich einmal seine Verheißungen erfüllen sollten.

Mir scheint aber die Zeit, da die Fürsten im Taglohn arbeiten, noch in weiter Ferne zu stehen. Es werden die Leute, welche es für eine Ehre halten, für Fürsten arbeiten und schwitzen zu dürfen, nicht so bald oder, richtiger, gar nie aussterben. —

Es ist Vollmond heute, und ich ging deshalb spät am Abend noch den Weg hinab gegen die

Digitized by Google

Landstraße. Ich liebe, wie schon einmal gesagt, das Licht des Vollmonds über alle Maßen, und ganz allein in der Natur zu stehen bei diesem Silberlicht, ist mir süße Elegie:

Die Zeit des Vollmonds und der Sterne,
Das ist die ungestörte Zeit
Des Heimwehs nach der stillen Ferne
Aus diesem Tal voll Schmerz und Streit.

Ich stund lange unter den zwei großen Lindenbäumen an der Grenze der Karthause, zwischen denen ein altersgrauer Stein, ein Standbild des heiligen Bruno, des Stifters der Karthäuser, sich erhebt.

Wie Silberschaum in üppigster Fülle warf der Mond sein mildes Licht auf die Lindenbäume und beleuchtete zauberhaft das Heiligenbild.

Ich trete dann hinüber zu dem Bächlein. Es schleicht so weich und leise dahin, als tät es ihm wohl, von dem holden Glanze geküßt zu werden, und wehe, von ihm forteilen zu müssen.

In den vom Lichte bleichen Erlen lispelt der Nachtwind und —

Durch die tiefste Seele geht
Mir ein stilles Nachtgebet. —

Digitized by Google

Als ich wieder hinaufkam zum Kloſter, ſtunden meine zwei Mitbewohner, der Zimmermann und „der Beiſchläfer“, noch unter der prächtigen Ulme am Tor und ſchauten, leiſe redend, in die wunderbare Mondlandſchaft. Ich fragte den erſteren, ob er dem letzteren Unterricht gebe über den Sternenhimmel, und bekam die köſtliche Antwort: „Der gemeine Mann verſteht zu wenig von den Sternen, und dieſer Allmacht kommt ſelbſt das gebildete Publikat nicht bei.“

Der Beiſchläfer, welcher meiſt im Garten arbeitet, faßte die Sache vom praktiſchen Standpunkt auf und meinte, bei ſo klarem Himmel gebe es bis morgen einen ſtarken Tau, und der ſei bei der gegenwärtigen Hitze gut für die Pflanzen.

Mir kam bei ſeinen Worten, daß vom Himmel am meiſten Tau falle bei hellem Firmament, der Gedanke, ob die Tautropfen nicht die Tränen der Sterne ſeien, die da andeuten ſollen, daß auch in jenen Welten ſo viel geweint wird, wie auf Erden.

Aber auch der Gedanke kam mir angeſichts des ergreifenden Friedens, der bei dieſer Mondnacht in der Natur lag, daß der Friedensfürſt, der

Digitized by Google

Weltheiland, in einer solchen Nacht geboren wer=den mußte.

Darum riefen auch die Propheten Jahrhun=derte zuvor, ehe er kam: „Tauet, Himmel, den Gerechten!“

Am 19. August.

Ich bin heute zeitig hierher gekommen und habe mich aus dem Lärm des Stadtlebens in die stille Klause geflüchtet, um hier einen großen, ernsten Gedenktag zu feiern. Um 2 Uhr des heu=tigen Nachmittags wurde ich 60, sage und schreibe mit Worten: sechzig Jahre alt.

Ich habe also jenes Alter erreicht, von dem mein einstiger Sakristan, der große Kübele, sagte, man solle von dem Tage an, wo es eintreffe, nicht mehr lachen.

Der bekannte französische Revolutions= und Staatsmann Barras erzählt in seinen Memoiren von einem Abbé de Choisy, der als heiterer Ge=sellschafter überall, wohin er kam, beliebt war. Vom sechzigsten Lebensjahr an schwand seine Heiterkeit völlig. Der Mann wurde trübsinnig, und so oft man ihn nach dem Grund seiner Ver=

Digitized by Google

änderung fragte, ſprach er: „Ihr wißt es nicht, aber ich weiß, was es auf ſich hat, ſechzig Jahre alt zu ſein.“

Ich bin ganz der Anſicht meines Sakriſtans und des franzöſiſchen Abbés, nur meine ich, es ſollte einem das Lachen und die Heiterkeit ſchon vor dem ſechzigſten Lebensjahre vergehen. Drum bekomme ich ſeit Jahren ſchon einen Zorn, wenn ich mich an einem Lachen oder an einer fröhlichen Laune ertappe. Ich ſage mir dann regelmäßig: „Wie kannſt du, gedankenloſer Eſel, bei deinen Jahren noch luſtig und fröhlich ſein? Schäme dich, alter Geſelle!“ —

Menſchen, die ſechzig Jahre alt geworden, kommen mir vor wie zum Tod Verurteilte, die man in einem Gefängnis beiſammen hat, wie die franzöſiſchen Revolutionsmänner ihre Opfer im „Temple“, um einem nach dem andern in Bälde den Lebensfaden abzuſchneiden. Daß alle bald daran glauben müſſen, iſt zweifellos; ungewiß iſt nur die Art des Todes. Ungewiß iſt, ob der eine erſchoſſen, der andere gekreuzigt, der dritte zu Tod gefoltert und der vierte verbrannt wird, mit andern Worten, ob ſie eines ſchnellen und ſchmerz-

Digitized by Google

losen oder eines langsamen und qualvollen Todes sterben; aber sterben müssen alle in kurzem.

Und so wie den Gefangenen, die der Tod sicher und bald in Empfang nimmt, während man ihnen die Todesart verheimlicht, das Lachen wohl vergehen wird, so sollten auch Menschen mit sechzig Jahren das Lachen halten. Was ihnen allein noch geziemt, ist vielleicht der Galgenhumor, den auch die Gefangenen im Temple zu Paris besaßen. Und in den hab' auch ich mich seit Jahren hineingelebt. —

Es regnet in Strömen heute, und an den Wäldern vor meinem Fenster ziehen schwere Nebel hin. Die Natur harmoniert mit meiner „Festesstimmung", die ich am besten bezeichnen kann mit den Worten Eichendorffs in dem bekannten Studentenlied:

Am liebsten möcht' ich sterben,
Dann wär's auf einmal still.

Am kurioſesten aber finde ich es, daß die Menschen einem zu solchen Alters- und Todesstationen noch gratulieren. Es zeigt dies, wie verlogen wir Menschen eigentlich erzogen werden. Wo wir kondolieren sollten, wie an Geburtstagen junger und alter Menschen, an Neujahrs- und

Hochzeitstagen, da gratulieren wir, und wo es am Platz wäre zu gratulieren, wie bei Todesfällen, wo die armen Menschenkinder erlöst werden von dieses irdischen Daseins Leiden und Schmerzen, da wird kondoliert.

So kamen denn auch mir an dem Tage, an welchem der Mensch zu lachen aufhören sollte, Glückwünsche zu; sie kamen mir aber, so gut sie gemeint waren, vor wie Hohn. Wer an einem Sarge steht, in welchem 60 Jahre begraben liegen, dem sollte man sein Beileid ausdrücken und ihm höchstens dazu gratulieren, daß er das Leben nun bald überstanden hat.

Zwei von den Gratulationen, mit denen ich heute „erfreut" wurde, stehen auf einer höheren Stufe; drum will ich sie beide hier wiedergeben.

Die eine stammt von einem dichterisch angelegten Arbeiter, einem Buchbinder; sie nennt sich ganz passend „Abendstimmung im Herbste" und lautet:

Die Sonne sinkt;
Ihr warmer Strahl
Vergoldet jetzt das stille Tal
Zum letztenmal —
Zum letztenmal.

Digitized by Google

Die Glocke tönt;
Ihr milder Klang
Mahnt mich an meinen letzten Gang,
Den letzten Gang.

Der Nebel steigt;
In Busch und Ried
Verstummt des letzten Sängers Lied —
Des Sängers Lied.

Das dürre Blatt
Geht leis zur Ruh'.
Wie lange noch, gehst du, auch du
Zur letzten Ruh'?
Zur letzten Ruh'!

Solch ein Glückwunsch paßt zum sechzigsten Geburtstag eines kranken Mannes. Er ist mir aus der Seele geschrieben und macht seinem Verfasser, der sich sein täglich Brot mit Händearbeit verdienen muß, alle Ehre.

Die andere Gratulation kam von dem Freiburger Dichter und Rechtsanwalt Karl Mayer. Der wollte meinen Pessimismus und meine Vorliebe für Schopenhauer treffen, weil er selber dem Optimismus huldigt, da er ein reicher, unabhängiger Mann ist, der sein Schäflein im Trockenen hat.

Digitized by Google

Obwohl ein rechter Dichter nach meiner Ansicht Peſſimiſt ſein muß, weil der Optimismus meines Erachtens nur billigen Denkern geziemt, hat Mayer in ſeinem Gedicht doch bewieſen, daß er ein Poet von Gottes Gnaden iſt und daß es auch Ausnahmen von der Regel gibt. Er ſingt:

Fegt grauſam dich der Schickſalsbeſen,
So magſt du Schopenhauer leſen;
Der iſt ein Philoſoph geweſen.

Biſt nicht bigott du, nicht fanatiſch,
Kuriert er dich homöopathiſch —
Ein ſcharfer Denker, echt ſokratiſch.

Dich mit dem Weltſchmerz auszuſöhnen,
Lehrt er dich, einem wunderſchönen,
Modernen Peſſimismus frönen.

Das Leben, meint er, flieht in Eile
Unwiederbringlich gleich dem Pfeile;
Halb iſt es Schmerz, halb Langeweile,

Ein qualvoll fortgeſetztes Sterben,
Ein Träumen, unwürdig zum Vererben,
Wertloſer als verlaſſ'ne Scherben.

Ein Weiſer kommt auf tauſend Toren;
Bald ſchert man, bald wird man geſchoren —
Glückſelig, wer noch ungeboren!

Digitized by Google

Die Welt ist eitel Seifenblase
Und führt dich ständig an der Nase;
Vergeblich suchst du die Oase.

Sie ist und bleibt ein düstres Eiland;
Auch fürder schwebt ob ihr wie weiland
Als Schmerzsymbol am Kreuz ein Heiland.

Wohin du spähst, winkt nirgends Lichtung!
Was du auch säst, sinkt in Vernichtung —
Tand ist das Leben, Wahn und Dichtung.

Ach, eine schnöde Welt wie d i e s e
Ist wert nicht, daß man sie genieße —
Nicht wert, daß eine Träne fließe.

Hüllt solche Weisheit dich in Trauer,
Füllt sie dein Herz mit Grimm und Schauer,
Verdank's dem Doktor Schopenhauer.

So der Dichter Karl Mayer, der mich aber an jedem andern Tage eher zum Optimismus bekehrt hätte als heute, an meinem sechzigsten oder richtiger einundsechzigsten Geburtstag. —

Während ich bei unablässig strömendem Regen in meiner Klause sitze und trübe den niederstürzenden Wassermassen zuschaue — kommt mir ein Telegramm zu aus Hasle, dem heitern Fleck Erde, auf dem ich heute vor 60 Jahren in das Licht

Digitized by Google

Abb. 224. Bauernhaus, St. Johannis, bei Schladming, Steiermark.

Die Tür, die sich auf der Schmalseite befindet, führt in den Hausflur, der zugleich als Küche dient. Rechts und links befinden sich die Wohnräume, gegenüber der Tür

Abb. 225. Bauernhaus, Gröbming, Steiermark.

die Stube, hinter dieser die Kammer. Die Küche hat den Herd an der Wand, gegenüber der Tür und an der Rückwand, gegenüber der

äußere Ehren, wie Titel und Orden, halte ich so wenig wie der Hund auf Schläge.

Die Ehrung, von welcher das Telegramm mir Kunde gab, hat mich aber erfreut und bewegt, doch nicht meinetwegen, sondern um meiner braven Eltern willen, deren Heim heute geehrt wurde durch einen Sohn, der ihnen in jungen Jahren so manchen Kummer und so wenig Hoffnung gemacht hat.

In diesem Sinn dankte ich auch den in Hasle versammelten Freunden sofort auf telegraphischem Wege. —

So bin ich denn mit heute in das Alter eingetreten, in dem man nicht mehr lachen und nicht mehr fröhlich sein sollte.

Mich wird dies, wie schon angedeutet, nicht schwer ankommen, da ich seit Jahren meine Sache hienieden auf nichts gestellt und seit Jahren selten, auch nur eine Stunde lang, Freude am Leben habe.

Und doch ist's nur der Leib, der alt wird und der so oft seinen Lebensüberdruß der Seele aufzwingt. Die Seele selbst wird nicht alt. Drum fühlen wir uns auch im Alter in Herz und Geist

Digitized by Google

oft noch so jung, daß wir gar nicht glauben können, daß wir schon so alt sind.

Am meisten aber ist das Herz schuld an unserer Griesgrämigkeit im Alter, das Herz, dieser Abgrund von Geheimnissen.

In der Kindheit und in der fröhlichen Knabenzeit sehen wir die Welt in den glänzendsten Farben. Das Kind ist glücklich, selbst wenn's nach dem Schatten hascht, den die Sonne an die Wand wirft.

In der Jünglingszeit strahlt die Welt vor unsern Augen wie das Morgenrot eines schönen Sommertages, und der Himmel hängt voll von Baßgeigen.

Im Mannesalter sieht man oft schon vor Wolken und Stürmen den heiteren Himmel nicht mehr.

Im Greisenalter aber erscheint uns die Welt düster, kalt und lichtlos. Der denkende Greis gleicht einem Leichenwächter in kalter, einsamer Nacht.

Die Toten, welche er bewacht, repräsentieren ihm nicht bloß alle, die er gekannt und geliebt, und die längst im Grabe ruhen — er steht auch an der Totenbahre seiner irdischen Ideale, seiner Lebenslust und seiner Lebenskraft.

Digitized by Google

Und doch ist die Welt die gleiche, ob man sie von der Wiege aus betrachtet oder am Rande des Grabes.

Woher nun die Veränderung in der Beurteilung der Welt? Sie kommt vom Herzen und ging in ihm vor.

Unser Herz hat andere Wünsche beim Kind, andere beim Jüngling, andere beim Mann und andere beim Greis.

Unser Herz sucht Glück; das Kind findet es im Spiel mit dem Sonnenlicht — der Jüngling in der Hoffnung auf die Zukunft; der Mann zweifelt schon, ob's zu erreichen, und der Greis weiß, daß es umsonst ist, hienieden Glück zu suchen.

Das Herz ist in jeder Lebensperiode ein anderes, die Welt aber bleibt sich gleich. Der Welt können wir uns entziehen, aber nicht unserem Herzen. Wohin wir fliehen, ist es bei uns, weil es unser Wesen selber ist.

Ruhig ist dies Herz nie. Es wünscht und hofft selbst im Alter, und durch die düstern, kalten Wolken dieser Lebenszeit strahlen in ihm oft noch die Sterne des Kinderhimmels, und wir werden für Augenblicke jung und fröhlich. —

Digitized by Google

Was mir lieb ist an dem Wegweiser, den der heutige Tag mir ins Leben stellt, ist die Inschrift, die da heißt: „Über ein Kleines, und du wirst nicht mehr sein.“ Das richtet mich, den Leichenwächter am Grabe von sechs Jahrzehnten, einigermaßen auf.

Bei jeder Totenwache brennt nach katholischer Sitte ein Licht, und neben dem Licht steht ein Kruzifix.

So stellte auch ich heute in meiner Karthause neben den Sarg meiner 60 Lebensjahre das Licht des Glaubens an eine andere, bessere, ewige Welt. Das Bild des gekreuzigten Gottmenschen aber, das auf meinem Schreibtisch steht, lehrte mich den Wert der irdischen Leiden und Schmerzen, und ich sagte dem sechzigjährigen Geburtstagskind: „Mutig vorwärts der Ewigkeit zu!“ —

Am 24. August.

Seit acht Tagen ist die Karthause bevölkert. Am 17. d. M. haben die Insassen des Heilig-Geist-Spitals ihren Auszug aus der Stadt und ihren Einzug in das herrliche Waldkloster gehalten.

Tags zuvor hatten Stadtrat, Stadtverordnete

Digitized by Google

und die Mitglieder des Armenrats die Räume beſichtigt und durch Trunk und Rede eingeweiht.

Mit den Armen ſind acht barmherzige Schweſtern heraufgekommen. Zwei davon haben das Amt des Zimmermanns bei mir übernommen, und die ſchönen Stunden, die ich mit dem originellen Alten verlebt, ſind nun vorüber.

Ich hatte gefürchtet, die bisherige Ruhe würde auch vorüber ſein mit dem Eintreffen ſo vieler Menſchen. Ich habe mich zum guten Glück hierin getäuſcht.

Ich höre in meinen Zimmern abſolut nichts von meinen Mitbewohnern, weder bei Tag noch bei Nacht, und in und außerhalb des Hauſes iſt immer noch eine köſtliche Stille.

Die Ankömmlinge ſind durchweg alte, gebrechliche Leute, die ſtill durch die letzten Tage ihres Lebens ſchreiten. Und dann ſind es Menſchen, die meiſt alt geworden ſind in ſchwerer Arbeit. Wer aber ſchwer arbeitet, hat keine Zeit zum Pfeifen, Singen und Lärmen und lernt es darum auch nicht.

Meine Mitbewohner ſind das Stillſein gewöhnt, und ich bin jedenfalls der einzige Menſch in der Karthauſe, der in den hellen Werktag hinein

Digitized by Google

pfeift und ſingt, obwohl ich zu beidem noch weniger Grund hätte als die Armen der Karthauſe, die leben können, ohne für den kommenden Tag irgendwie beſorgt ſein zu müſſen. —

Übrigens habe ich dieſer Tage bei Leſung von Memoiren aus der Zeit des erſten Napoleon gefunden, daß dieſer Geniemenſch auch ein Pfeifer und — Sänger meiner Art war, nur mit dem Unterſchied, daß, wenn er pfiff, ein Sturm im Anzug und, wenn er ſang, ſeine Laune gut war. Ich aber kann pfeifen in trüben und in heitern Stunden. —

Ich habe mir bis jetzt die neuen Karthäuſer und Karthäuſerinnen nur im allgemeinen betrachtet. Es ſind viele Menſchenkinder darunter, denen man auf den erſten Blick anſieht, daß ſie zum Kampf ums Daſein von Natur aus nicht organiſiert waren und deshalb dem Armenhaus verfallen mußten.

Andere haben als kleine Handwerker, als Taglöhner mit ihren Familien von der Hand in den Mund leben müſſen und, alt und unfähig zur Arbeit geworden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als eine öffentliche Armenanſtalt aufzuſuchen.

Sie haben als arme Teufel redlich gearbeitet,

Digitized by Google

solange sie konnten, und verdienen drum die sorgenlosen Tage im Spital.

Die wenigsten sind geborene Freiburger. Infolge der veränderten Armengesetzgebung sind die meisten Stadtarmen — Fremde, die vor vielen Jahren nach Freiburg zogen, hier dienten, heirateten und taglöhnerten und so hier auch alt, arm und mittellos wurden.

In der Karthause haben sie jetzt ein wahres Herrenleben: Gemächer wie Fürsten, morgens um 6 Uhr Suppe und um 9 Uhr Kaffee, um 11 Uhr Wein und Brot, mittags Fleisch, nachmittags Kaffee und abends wieder Fleisch.

Millionen von Bauern und von kleinen Bürgern, die Besitztum haben, leben nicht wie die heutigen Karthäuser in Freiburg.

Wer von ihnen arbeiten kann, arbeitet wenige Stunden und bekommt dann noch einen Extra-Trunk. Allen aber wird jeden Monat ein kleines Geldgeschenk verabreicht, damit sie auch in dieser Richtung noch etwas ihr eigen nennen können.

Die Mittel dazu sind reichlich vorhanden; denn das alte Heilig-Geist-Spital in Freiburg, das ringsum vielen Grund und Boden sein eigen

Digitized by Google

nennt, ist durch die Vergrößerung der Stadt ein Millionär und noch mehr geworden.

Das Spital verdankt so der sich mehr und mehr ausdehnenden Stadt viel. Hätten aber die Stifter der vergangenen Jahrhunderte nicht den Besitz gegeben und hinterlassen, so könnte ihre Stiftung heute nicht die teuren Bauplätze verkaufen.

Die allermeisten großen, gemeinnützigen Stiftungen stammen aus dem „finstern, bigotten Mittelalter". Wie viele Heilig-Geist-Spitäler zählt nur Deutschland aus jenen Jahrhunderten!

Der Geist Gottes, der heilige Geist, der Vater der christlichen Kirche, brachte jene „Gottseligkeit" in den Menschen hervor, welche diese Anstalten ins Leben rief. Darum bekamen diese auch meist den Namen des heiligen Geistes.

Im alten Heidentum war die Erde übersät mit Schauspielhäusern und Theatern aller Art. Für das Vergnügen war reichlich gesorgt, aber nicht für den Schmerz und nicht für die Leiden der Menschheit.

Und doch sind der Schmerz und das Leiden der Menschen Anteil und ihr Los hienieden und nicht das Vergnügen.

Digitized by Google

Der Geist des wahren Gottes, er bedeckte die Erde mit Heilstätten für den Schmerz.

Die Reichen können ihren Schmerz und ihre Leiden selbst mildern. Aber wer sorgt für die Armen? Wer heilt ihre Wunden, und wer hilft ihnen sterben? Antwort: Der Geist desjenigen, der auf diese Welt kam, um den Armen eine frohe Botschaft zu bringen und um zu erquicken die Mühseligen und die Beladenen. —

Es gab zu keiner Zeit so viele Millionäre auf Erden, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa und in Amerika, und doch tun diese Krösusse verhältnismäßig viel, viel weniger für allgemeine Zwecke als die viel weniger Reichen vergangener Jahrhunderte und selbst des Altertums.

Im heidnisch-römischen Weltreich zeichneten sich die reichen Leute ganz besonders aus durch gemeinnützige Stiftungen, wenn auch nicht in geistlicher Art.

Wo in den Provinzialstädten und -Städtchen des römischen Reiches reich gewordene Soldaten, Beamte, Kaufleute saßen, beeilten sie sich, von ihrem Vermögen ihren Mitbürgern eine Freude zu machen, einen Nutzen zu schaffen. Sie erbauten

Digitized by Google

öffentliche Bäder und Theater, ließen Wasserleitungen anlegen und auf öffentlichen Plätzen Säulenhallen errichten. Von den zahllosen Göttertempeln und von den öffentlich aufgestellten Götter- und Heldenstatuen im römischen Weltreiche verdankten die meisten ihr Dasein der Privatwohltätigkeit.

Daß in jenen Zeiten wenig oder gar nichts für Anstalten zu Gunsten von Armen und Kranken geschah, lag zum Teil in den sozialen Verhältnissen.

Die besitzlosen Menschen, die Armen, waren Sklaven, die als Eigentum einem Herrn gehörten, der in kranken Tagen für sie zu sorgen hatte.

Arm gewordene freie Menschen aber nährten sich dadurch, daß sie sich reiche Männer zu Patronen wählten, bei denen sie durch allerlei kleine Dienste und Höflichkeiten ihr Brot fanden.

In unsern Tagen, wo Tausende von Zeitungen alle Neuigkeiten aus der ganzen Welt in die ganze Welt tragen, wird man nie oder höchst selten lesen, daß unsere Millionäre Theater, Wasserleitungen, Bäder, Spitäler, Kirchen und öffentliche Denkmäler gänzlich auf ihre Kosten herstellen lassen.

Weil das nicht geschieht, drum existiert heute auch ein so großer Haß bei den Enterbten,

Digitized by Google

und ſelbſt von den mittleren Bürgern wird dereinſt keiner Mitleid mit den Reichen haben, wenn einmal ihre Schätze in andere Hände wandern. —

Ich habe in den letzten Tagen die Briefe Bakunins zu Ende geleſen. Die Ausbeute iſt eigentlich gering. Sie beſtätigen immer nur, was ich oben ſchon geſagt, wie töricht ein Mann iſt, wenn er für ein Ideal ſchwärmt und hienieden der Gleichheit und der Freiheit eine Gaſſe machen will.

Ich heiße das, um mit Salomo, dem Weiſen, zu reden, „Winde weiden".

Es erſchien einſt ein millionenfach Größerer als Bakunin auf Erden, einer, der von ſich ſagen konnte, daß ihm alle Gewalt gegeben ſei im Himmel und auf Erden. Die Engel des Himmels ſangen bei ſeiner Geburt: „Friede den Menſchen auf Erden" — und er ſelbſt lehrte mit göttlichen Worten „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit." Aber wo ſind die Früchte ſeiner Lehre, und wo iſt der Friede in der heutigen Geſellſchaft? —

Doch Mitleid hab' ich mit dem armen, närriſchen Bakunin und Bewunderung für das, was er litt um hoher Ideale willen. Und wenn ich ſeine Jammerbriefe nach Brot geleſen in den Jahren

1869 und 70, da er sie schrieb, ich hätte ihm gerne nach besten Kräften seine leibliche Not lindern helfen. —

Am 30. August.

Infolge meines Büchleins „Unsere Volkstrachten“ haben sich im Schwarzwald verschiedene Vereine gebildet, welche sich die Erhaltung dieser Trachten angelegen sein lassen.

Der Verein Waldkirch im benachbarten Elztal hatte nun auf gestern ein kleines Trachtenfest in Bleibach am Fuße des Hörnlebergs veranstaltet. Der Freiburger Trachtenverein wollte dabei die Näherinnen

des Elztales, welche die schönen Frauen- und Mädchentrachten fertigen, prämiieren. Ich ging, ein Freund aller Volksfeste, auch mit.

Es war ein lieblicher Sommer-Sonntag-Nachmittag, da ich mit der eleganten Equipage meines Nachbars und Großhändlers Pyhrr ins waldige, sonnenverklärte Elztal fuhr.

Über Waldkirch draußen sah man von allen Seiten Menschen dem kleinen Dörflein Bleibach zuströmen, das reizend am Eingang zum Simonswäldertal gelegen ist.

Im Festort angekommen, hörte ich mit Erstaunen, daß einzelne katholische Pfarrer des Elz- und Simonswäldertals am Morgen von den Kanzeln herab den Besuch des Trachtenfestes mit dem Interdikt belegt hätten.

Und warum? Weil der Trachtenverein Waldkirch für das junge Trachtenvolk im Freien einen Tanzboden errichtet und dazu die volkstümlichsten Musikanten des Elztales, die Siegelauer, bestellt hatte.

Daß die Jugend trotz des Verbots kam und so die Autorität der geistlichen Herren Schaden litt, tat mir leid; allein daran war weder ich, noch der Trachtenverein Waldkirch schuld.

Digitized by Google

Die Trachtenmaidle und Trachtenbuben benahmen ſich bei dieſem Tanzen aber ſo anſtändig,

daß zwei Herren, die es wiſſen

Digitized by Google

können der Landeskommissär Reinhard und der Kammerherr von Gulat, erklärten, anständiger und geziemender gehe es auf keinem Hofballe her.

Es ist mir nicht bekannt, daß je von den Kanzeln herab der Besuch von Hofbällen untersagt worden wäre.

Und doch dauern diese Hofbälle bis Mitternacht, während die Buben und Maidle in Bleibach noch am hellen Tage zu tanzen aufhörten und friedlich heimkehrten. —

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch einmal meine Ansicht über das Tanzen zum besten geben; ein Bauern-Schriftsteller darf auch von dieser alten Volkssitte reden.

Ich halte das Tanzen an sich für eine närrische Sache. Aber wir Menschen sind eben von Natur aus zu vielen närrischen und kuriosen Dingen angelegt und befähigt, die andern Warmblütern und „Wirbeltieren“ abgehen.

Kein Tier vermag seine inneren Empfindungen so vielfach kund zu geben wie der Mensch. Er kann nicht bloß seine Stimmung mit Worten ausdrücken, er kann es auch tun durch Pfeifen, Singen und Tanzen.

Digitized by Google

Der Tanz nun ist nichts anderes als ein natürlicher Ausdruck menschlicher Empfindung und Stimmung.

Die Fröhlichkeit und Lebensluſt fährt dem Menschen in Arme und Beine, und drum tanzt er, wie wir schon an den Reigen der spielenden Kinder sehen können.

Aber nicht nur die Stimmung und Empfindung des Einzelnen findet ihren Ausdruck im Tanzen, auch die Eigentümlichkeiten eines ganzen Volkes treten in den Volkstänzen zu Tage.

Es gibt viele Einzelmenschen, die nicht tanzen, aber es existiert kein Volk ohne Tänze, von den alten Ägyptern, dem ersten Kulturvolk, angefangen bis zu den heutigen Hottentotten in Afrika.

Selbst als Gottesdienst finden wir bei den meisten alten Völkern den Tanz; ja derselbe bildete bei manchen, z. B. bei den Ägyptern, den Hauptbestandteil ihres Kultus. Auch von „Totentänzen“ bei Leichenbegängnissen erzählt uns die Geschichte der Menschheit.

Das auserwählte Volk Gottes, die Juden, tanzten Sieges-, Fest- und Freudentänze, so z. B. nach dem glücklichen Durchgang durchs rote Meer.

Digitized by Google

David, der König, „sprang und tanzte mit Macht vor der Bundeslade des Herrn."

Sein Sohn, Salomo der Weise, spricht: „Ein jegliches Ding hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde."

„Es gibt eine Zeit, um zu weinen, und eine Zeit, um zu lachen; eine Zeit, um zu wehklagen, und eine Zeit, um zu tanzen."

Und der Herr selbst läßt durch den Propheten Jeremias also kund tun: „Ich werde dich wieder aufbauen, und gebauet sollst du heißen, du Jungfrau Israel, du sollst noch fröhlich pauken und herausgehen an den Tanz. Alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen (Tanzen) sein, dazu die junge Mannschaft und die Alten miteinander. Dann will ich ihre Trauer in Freude verkehren und sie trösten und erfreuen nach ihrer Betrübnis."

Und der Psalmist mahnt im 150. Psalm, den Herrn zu loben „mit Pauken und Reigen (Tanzen)."

Da das jüdische Volk bei allen festlichen Gelegenheiten seine Reigen aufführte, so bin ich der Überzeugung, daß auch bei der Hochzeit von Kana getanzt wurde, ohne daß der Herr die Tanzen-

den mit Stricken auseinandergetrieben hätte wie ſpäter die Käufer und Verkäufer im Tempel. —

Ein Kulturvolk erſten Ranges waren die Griechen. Bei ihnen bildete ſich darum der Tanz zur Kunſt aus, welche bald alle andern Leibesübungen an Wert und Achtung übertraf.

Wie ſchön beſchreibt ſchon der alte Dichterfürſt Homer in der Ilias den Tanz:

Blühende Jünglinge dort und viel gefeierte Jungfraun
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander ſich haltend,
Schöne Gewand' umſchloſſen die Jünglinge, hell wie des Öles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin ſchmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Dolch' an ſilbernen Riemen herunter.
Kreiſend hüpften ſie bald mit ſchön gemeſſenen Tritten
Leicht herum, ſo wie oft die befeſtigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob ſie auch laufe;

Digitized by Google

Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich stand das Gedräng um den lieblichen Reigen versammelt.

Selbst Platon, der gestrenge Philosoph, lobt die artigen Tanzweisen und tadelt nur die unziemlichen.

Und Sokrates, der alte Griesgram, soll das Tanzen nicht bloß gelobt, sondern auch gründlich erlernt und geübt haben.

Auch die ernsten Römer hielten viel auf das Erlernen der Tanzkunst, weil sie würdige Haltung und schönen Gang mache.

Warum sollten die Römer auch den Tanz verpönt haben? Ihm verdankten sie ja den Fortbestand ihrer Stadt. Beim Tanz raubten bekanntlich die frauenlosen Hirten der jungen Gründung des Romulus und Remus die sabinischen Jungfrauen.

Die Römer sind die ersten, welche, wie die heutigen Sozialdemokraten, den ersten Mai feierten. Mit Sonnenaufgang zog die Jugend an diesem Tage ins Freie, tanzte, brach grüne Zweige und trug solche tanzend in die Stadt zurück, wo die

Digitized by Google

Häuser mit dem Grün geziert wurden. Auf der Straße wurde dann ein Mahl gehalten und nachher wieder getanzt. Alle Stände nahmen an diesem Festtage teil.

Das lateinische Sprichwort, daß niemand nüchtern tanze, ist sicher von einem alten Hagestolzen erfunden und gesprochen und hatte im römischen Volke keine praktische Geltung, wie gar viele Sprichwörter auch bei uns. —

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, tanzten in ihren Eichenhainen an den Götterfesten so gerne und so häufig wie die übrigen heidnischen Völker.

Die bekannte, alte deutsche Wahrsagerin, die Veleda, soll tanzend ihre Götterspräche verkündet haben.

Christen geworden, legten unsere Vorfahren manch heidnischen Gebrauch ab, doch dem Tanz entsagten sie nicht.

Wie einst in den heiligen Hainen tanzten die christlich gewordenen Germanen an den Festen der Heiligen und an den hohen Festen des Kirchenjahres selbst in den Kirchen, aber ehrbar, züchtig und sittsam, wie heute noch in Spanien.

Später arteten diese religiösen Tänze aus und wurden verboten. Jetzt tanzte man außer-

Digitized by Google

halb der Kirche, wie das Landvolk Italiens in unſerer Zeit noch an ſeinen kirchlichen Feſttagen. —

Es wurde aber auch ſonſt noch in Fülle getanzt bei den deutſchen Chriſten des Mittelalters.

Ich erinnere nur an die allſonntäglichen Tänze unter der Dorflinde, an die Erntetänze, an die Johannistänze zur Zeit der Sonnenwende und an die Feuertänze der nordiſchen Germanen.

Ja, im ſpäteren Mittelalter trat im deutſchen Reich eine krankhafte Tanzwut auf, von der unter dem Namen Veitstanz alte Geſchichtſchreiber uns berichten.

Männer und Weiber, jung und alt tanzten mit einander von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Sie ſagten, „ſie könnten nicht anders und es ſei ihnen, als ob ſie in lauter Blut tanzten.“

In einem Spruch aus jener Zeit heißt es:

Viel hundert fingen zu Straßburg an,
Zu tanzen und zu ſpringen, Frau und Mann,
Am offnen Markt, auf Gaſſen und Straßen;
Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen,
Bis je das Wüten wieder gelag,
St. Vitus Tanz ward genannt ihre Plag.

Und welch' zahlloſe Tänze und Tanzarten wurden im Mittelalter getanzt an den fürſtlichen

Höfen, in den Zunftstuben der Handwerker und auf den Bällen der Geschlechter, d. i. der Patrizier in den deutschen Städten!

Welche Pracht entfaltete dabei der reiche Bürgerstand jener Jahrhunderte!

Die Kirche, damals alles beeinflussend, ließ diese Tänze bei allen Ständen gerne geschehen, und die Obrigkeit schritt nur ein gegen Mißbrauch durch unehrbare Tänze.

Die katholische Kirche war allzeit eine heitere Volkskirche, vorab im Mittelalter.

Die Reformation erst trat gegen das Tanzen auf, besonders gegen das allsonntägliche Tanzen unter der Dorflinde. Doch meinte noch Luther: „Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen, so du züchtig und mäßig drinnen bist."

Und ich frage: Wo wird bis zur Stunde noch am meisten getanzt? Bei den sogenannten katholischen Nationen in Italien und Spanien. Der Tanz ist das Lebenselement und die einzige Freude des armen Volkes in diesen Ländern. Und ich habe noch nie gehört oder gelesen, daß die Geistlichkeit jener Länder gegen das Tanzen zu Felde gezogen sei.

Digitized by Google

Freilich ist der Tanz in Italien und Spanien weniger plump und roh als z. B. auf dem Schwarzwald. Allein, wenn auch dort die Tanzenden sich weniger berühren als hier, so liegt doch im spanischen Fandango und in der neapolitanischen Tarantella viel mehr Leidenschaft als in einem Bauernwalzer des Schwarzwalds.

Und wo wird in Deutschland mehr getanzt als in den gut katholischen Rheinlanden, wo ein heiteres, lebensfrohes Volk wohnt?

In den katholischen Niederlanden dauern die „Kerkmissen" (Kirchweihen) einen Monat lang und ebenso lange auch der Tanz.

Und die katholischen Gegenden und Länder sind es, welche bis heute die Fastnachtsscherze und Fastnachtstänze üben, ohne daß ihre Kirche dagegen eifert.

Man suche die Tänze bei uns zu veredeln; aber sie ganz verbieten oder völlig unterdrücken wollen, ist ein Unding, das nie erreicht wird.

In den Städten tanzt alles, vom Staatsbeamten und von der „Dame" an bis zum Arbeiter und Fabrikmädchen, ohne Unterschied der Konfession, und es fällt keinem Pfarrer ein, dagegen zu protestieren.

Digitized by Google

Drum kann ich es auch nicht leiden, wenn Geiſtliche auf dem Lande ſo gegen das Tanzen losziehen. Soll denn das Landvolk gar keine Lebensfreude haben, jenes Volk, das am wenigſten von den Genüſſen der Welt hat, faſt allein noch am Werktag arbeitet und betet und am Sonntag Gott die Ehre gibt?

Man muß nicht päpſtlicher ſein wollen als der Papſt. Die Kirche ſelbſt hat die Zeiten, in denen ſie feierliche Hochzeiten mit Muſik und Tanz nicht geſtattet, nur auf wenige Wochen des Jahres beſchränkt.

Die katholiſche Kirche will ihrem ganzen Weſen nach nicht, daß die katholiſchen Dörfer Herrenhuter Kolonien werden, in denen es ſtill iſt wie auf einem Friedhof.

Ich habe von einem Pfarrer gehört, der ſeinen Bauern ſogar verbieten wollte, an Sonn- und Feſttagen ihre Frauen mit ins Wirtshaus zu nehmen. —

Die abſoluten Tanzgegner ſagen, das Tanzen ſei eine nächſte Gelegenheit zur Sünde und werde mißbraucht.

Ich frage aber: Kann nicht alles und jedes Zuſammenſein eine nächſte Gelegenheit werden?

Digitized by Google

Man müßte dann auch verbieten, daß zwei Personen allein in einem Zimmer bleiben oder allein auf der Straße beisammen stehen. Man müßte den Besuch der Jahrmärkte untersagen und könnte selbst den Hin- und Herweg zu und von der Kirche auf dem Schwarzwald verdächtigen.

Und was den Mißbrauch betrifft, um dessentwillen das Tanzen verboten werden soll, so könnte man alles abschaffen, selbst unsern Herrgott im Himmel, dessen Name nur gar zu oft mißbraucht wird.

Man kämpfe gegen das Übermaß, veredle meinetwegen die Tänze mehr zur Kunst, aber man lasse dem Volk seinen Tanz „in Ehren". Getanzt wird trotz des Verbots, wenn auch nur im geheimen. Winkeltänze aber sind die schlimmsten.

Etwas muß auch in der Hinsicht jeder Mensch sein eigen nennen; drum pfeift der eine, der andere singt, und der dritte tanzt. Ich pfeife oder singe in meinen alten Tagen noch fast jede Stunde; drum gönne ich es auch andern, die jung und fröhlich sind, wenn sie gelegentlich einmal eins tanzen.

So wenig es gelingen würde, den Menschen das Pfeifen oder das Singen abzugewöhnen, ebenso wenig werden sie aufs Tanzen verzichten.

Digitized by Google

Drum hab' ich es auch den Maidlen und den Burschen in „Bliwich" bei Waldkirch gegönnt, daß man ihnen Gelegenheit gab zum fröhlichen Reigen.

Ich gönnte ihnen denselben um so mehr, als alle, die ich fragte, mir sagten, es sei dies ihr erster oder zweiter Tanz in diesem Jahre. —

In den lauen Sommerabend hinein fuhren wir Freiburger unserer Stadt zu. „Im Suggenbad" wurde Halt gemacht. Ich mußte leider meine Abendmilch trinken, während die anderen feurigen Glottertäler zu sich nahmen. Sie wurden bald so heiter, daß man das Rauschen der Elz vor den Fenstern nicht mehr hörte.

Als die Zecher zu trinken nicht aufhören wollten, überließ ich sie ihrem Schicksal und fuhr milchnüchtern der Heimat zu.

Bei Gundelfingen riefen mich in der Dunkelheit zwei Soldaten an und baten ums Mitfahren, weil sie sonst zu spät in die Kaserne kämen und Arrest erhielten.

Selbstverständlich bewahrte ich als alter Arrestant die beiden vor meinem eigenen Geschick und nahm sie mit.

Digitized by Google

Als sie in Freiburg ausstiegen, wollte jeder dem Kutscher aus seiner magern Kasse ein Trinkgeld geben. Das rührte mich; ich wehrte es ihnen, lobte sie aber ob ihrer Dankbarkeit.

Ich habe vor Jahr und Tag einmal einen Millionär mitfahren lassen; er dachte aber nicht daran, dem Kutscher ein Trinkgeld zu geben. Hier taten es arme Bauernbuben mit zehn Pfennig Sold und zeigten wieder, daß das arme und gemeine Volk in alleweg der bessere Teil der Menschheit ist. —

Am 31. August.

Ich saß heute nachmittag im stillen Waldfrieden unter dem Lärchenbaum und las die Zeitung.

Es ist wirklich Manöverzeit, und alle Blätter bringen Berichte über das „Kaiser-Manöver", so daß man glauben möchte, man lebe in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Selbst die demokratische Frankfurter Zeitung füllt ganze Spalten mit den Berichten ihres Spezialkorrespondenten bei diesem Schauspiel.

Die deutschen Bürger räsonnieren jahraus jahrein über den wachsenden Militarismus, können

Digitized by Google

aber nicht genug ſchreiben und leſen und erzählen von den Manövern, und Tauſende von Ziviliſten kommen von weither, um bewundernd zuzuſchauen, wie der Militarismus ſeine Friedensfeſte hält.

Ich denke aber jeweils: „O Michel, deutſcher, einziger; wenn dir die Haut über den Kopf gezogen würde, du würdeſt Michel bleiben!“

Man verehrt als Sinnbild Deutſchlands ein Weib in eherner Rüſtung und nennt es Germania, weil die Römer, die alle Städte und Länder weiblich machten, Deutſchland ſo genannt haben.

Ich meine, das echte und rechte Sinnbild des deutſchen Volkes wäre der deutſche Michel, jener gute Michel mit der Zipfelkappe, der alles glaubt, alles trägt, alles duldet und ſtets „zu Befehl“ ſteht; der auf Befehl Heldentaten verrichtet, aber nicht leicht etwas unternimmt ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung.

Freilich ſollte der eigentliche Repräſentant des deutſchen Volksgenius der hürnene Siegfried ſein, jener jugendliche, ſtarke, getreue und gemütsvolle Held der Nibelungen.

Aber jene Zeit der Nibelungen iſt längſt vorüber, und der deutſche Volksgenius verzwergte ſich

Digitized by Google

im Laufe der Zeit durch die Segnungen des Absolutismus, der Kultur, der Bureaukratie und des lateinischen Schulmeistertums zum — Michel, der nicht essen und nicht trinken kann, ohne sich vor seiner geistlichen und weltlichen Obrigkeit in Lobreden und Hochrufen zu verneigen.

Und wenn wir nach der Konfession dieses guten, braven Michels fragen, so können wir getrost sagen: „Er ist katholisch" — denn die katholischen Deutschen lassen sich am meisten gefallen in minderwertiger Behandlung und in Zurücksetzung und sind doch in alleweg getreu bis in den Tod und werden teufelswild, wenn man ihnen sagt, sie seien keine guten Patrioten. Und das katholische Centrum im Reichstag bewilligt seit Windthorsts Tod allezeit, was die Regierung haben will, und bekommt nichts dafür.

Was mich mehr freute bei meiner heutigen Zeitungslektüre als die Kaisermanöver-Berichte, ist eine Äußerung des bekannten Psychiaters und Professors in Wien, Krafft-Ebing, welche in der Frankfurter Zeitung wiedergegeben war.

Derselbe behauptete dieser Tage auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Moskau,

Digitized by Google

daß „die Kultur und die Civiliſation ſchuld ſeien an der zunehmenden Gehirnerweichung in der Menſchheit.“

Da hätten wir alſo aus berufenem Munde eine Segnung der lieben Kultur bezeichnet. Dieſe eine Segnung iſt aber ſchrecklich genug, um zu zeigen, wohin dies Schoßkind unſerer Tage ſeine Verehrer bringt.

Nur die zunehmende Gehirnerweichung läßt aber auch manche unſerer neuzeitigen Kulturſprünge und Kulturzuſtände erklären. —

Dieſe Äußerung des berühmten Gelehrten hat mich doppelt gefreut, weil Krafft-Ebing ein wenig verwandt iſt mit Hasle; denn ſein Vater war in meiner und in ſeiner Studienzeit der letzte Amtmann meiner Vaterſtadt. —

Endlich las ich heute noch in den Zeitungen, daß auf dem großen Kongreß der Arbeitervereine in Zürich ein Wibervolk wieder in „Frauenemanzipation“ gemacht habe.

Es iſt in meinen Augen auch ein Zeichen der ebengenannten Krafft-Ebing'ſchen Kulturerrungenſchaft, daß die Mannsleute in ihren Verſammlungen die Weiber reden laſſen von ihrer Emanzi-

Digitized by Google

pation, als ob das weibliche Geſchlecht nicht ſchon längſt emanzipiert genug wäre.

Ja, es iſt ſchon viel zu ſehr emanzipiert, und es wäre an der Zeit, dasſelbe aus Straßen und Gaſſen, aus Gymnaſien und Univerſitäten, von den Zweirädern, vom Klavierſpielen und vom Malen weg — wieder in die Kinderſtuben, an die Waſchzüber, in die Küchen, zu den Stricknadeln und Spinnrädern zurückzutreiben.

Doch der deutſche Volksgenius heißt ja „Germania“ — iſt alſo ein Weib; drum haben auch die Weiber ſo großen Einfluß im deutſchen Reich.

Übrigens ſtehen an der Spitze der nach Emanzipation ſchreienden „Damen“ meiſt nur Blauſtrümpfe, welche, weil das Frauengehirn die Kultur noch weniger verträgt als das des Mannes, vorzugsweiſe an der Ebing'ſchen Krankheit leiden — oder Weibsleute von ausgeſprochener Häßlichkeit, die, weil ſie es nicht zu einem Mann bringen können, doch wenigſtens eine männliche Rolle im Leben ſpielen wollen. —

Am 1. September.

Am Bodenſee exiſtiert ein Sprichwort, und das heißt: „D' Brä macht 's Wetter ſchä.“ Und das trifft heute zu.

Am erſten September feiert die katholiſche Kirche das Feſt der heiligen Jungfrau Verena, und da an dieſem Tage das in der Regel ſchöne Septemberwetter beginnt, hat das Volk die heilige Verena mit dem Wetter in ſinnigen Zuſammenhang gebracht.

Dieſen Nachmittag machte ich die erſte Bekanntſchaft mit einem der neu angekommenen Karthäuſer. Er arbeitete an dem Weg, der von der Landſtraße zum Kloſter heraufführt, und fiel mir auf, weil er trotz ſeiner kleinen, ſchwächlichen Figur einen martialiſchen Schnurrbart trug.

Er iſt daheim am ſüdweſtlichen Fuße des Hühnerſedels in der Pfarrei Ottoſchwanden. Sein Vater war Weber in einem der ſechs Häuſer, die im nördlichen „Freiamt“ ſtehen und die „Hexehüsle“ heißen.

Da der Sohn zum Weber zu „krüpplig“ war, wurde er Hirtenbub und ſpäter Kleinknecht. Aber

Digitized by Google

ſelbſt ein Kleinknecht in Amt und Geſtalt iſt nicht ſicher vor dem Genius der Menſchheit, und ſo ſtieß ihn die Liebe zu einer Magd an.

Um ſie heiraten zu können, zog er in die Stadt; ein Rezept, das heute von Tauſenden angewandt wird. So kam der Jaköbele aus einem Hexehüsle am Hühnerſedel, von der Liebe getrieben, nach Freiburg.

Hier wird er zunächſt „Vogelbua“ und Handlanger bei den Maurern, die bekanntlich den Mörtelkübel mit den zwei Holzflügeln auf den Achſeln des Trägers „Vogel“ nennen.

Als Vogelbua führt der Jaköbele ſeine Angebetete heim.

Es gelingt ihm bald, Stadttaglöhner zu werden, und er arbeitet einige Jahrzehnte auf den Straßen der Dreiſamſtadt.

Invalid und alt geworden in dieſem Dienſte, bekam er ſamt ſeiner Gattin das Gnadenbrot im Heilig-Geiſt-Spital und zog nun mit ſeiner Ehehälfte auch in die Karthauſe.

Als ich ihn wegen ſeines rieſigen Schnurrbarts, der ihm ein grimmig Ausſehen gibt, interpellierte, meinte er, „das ſeien oft die beſten Leute,

Digitized by Google

die große Schnurrbärte tragen.“ Und diesen Worten fügte er eine Mitteilung bei, welche ihn zu einem halben Heiligen macht: „I ha in mim ganze Läbe no nie Verdruß g'ha mit eme Nebesmensche.“

Wer so was von sich sagen kann, ist mehr als ein guter, er ist ein tapferer Mann, und drum darf der Jaköbele aus dem Freiamt auch den Schnurrbart eines Kriegshelden tragen.

Was ich ihm dabei hoch anrechne, ist, daß er seinen Schnurrbart noch trägt in alter Art.

Seitdem der deutsche Kaiser seinen Schnurrbart nach oben gerichtet, haben zahllose Mannen im deutschen Reiche, vom Leutnant bis hinab zum Rasiergehilfen, sich beeilt, ihre Schnurrbärte ebenso zu dressieren. Und selbst ältere, ernste Bürger machen den Versuch, langsam und schüchtern die Dressur nachzuahmen.

Ich taxiere seitdem die deutschen Mannen jetzt nur noch nach der Art, wie sie den Schnurrbart tragen. Was ich aber jeweils denke, wenn ich einen Germanen mit aufwärts gedrilltem Schnurrbart sehe, will ich nicht sagen.

Ich bin überzeugt, daß, wenn der Kaiser für gut fände, Ohrringe zu tragen oder sein Haupt

Digitized by Google

zu scheren wie ein Franziskanermönch, es die Besseren und die Besten der Nation sofort nachmachen würden.

Als beim diesjährigen Kaisermanöver das Reichsoberhaupt im Vorbeireiten einen Zigarrenstummel wegwarf, stürzten sich die erwachsenen Kinder der Germania drauf los wie hungrige Wölfe auf eine Hammelskeule.

Solche Vorgänge sind bekanntlich nicht neu. Sie kamen ähnlich schon bei den alten Heiden der römischen Kaiserzeit vor.

Der berühmte Kaiser Marc Aurel aß täglich eine Portion Theriak, eine Latwerge, als Universal-Heilmittel. Kaum erfuhren das die braven Römer und Römerinnen, als sie es nachmachten und mit Todesverachtung alltäglich diese Schmiere verzehrten, weil der Kaiser es tat.

Auch forschten die heidnischen Römer, so oft ein neuer Kaiser kam, alsbald nach, welches die Lieblingsspeisen des neuen Herrschers wären, um dieselben ebenfalls zu genießen.

Es ist zweifellos, daß, wenn der Chef der kaiserlichen Küche in Berlin ein Büchlein herausgäbe über die Leibgerichte des Kaisers, sofort

Digitized by Google

Tausende und Abertausende sich darnach ihren eigenen Tisch einrichten würden.

Angesichts solcher Vorgänge bei dem christlich-germanischen Volke der Denker gibt es noch Leute, welche so dumm sind, die Demokraten zu spielen und von Republik in Deutschland zu träumen. —

Das Männlein, mit dem ich heute über sein Herkommen und über seinen Schnurrbart redete, kannte noch den Eckerjok von Ottoschwanden, von dem auch ich in meiner Knabenzeit noch viel gehört.

Er war, nebenbei ein reicher Bauer, der Fürst unter den „Sympathiedöktern" jener Tage, und wer im Kinzigtal beim Gutacherjokele oder beim Schneider-Miehle z' Hasle kein Heil fand, der stieg über die Berge und am Hühnersedel hinab nach Ottoschwanden zum Eckerjok. —

Dem kleinen Mann mit dem großen Schnurrbart behagt es in alleweg im neuen Armenhaus; er ist zufrieden und schafft gern die ganze Woche, wenn er am Sonntag nur ein paar Pfennig hat, um einen Schoppen trinken zu können.

Der Jaköbele ist protestantisch und in der Tat ein mehr als evangelischer Mann; denn seine Rede ist nicht „ja, ja" und „nein, nein," sondern

Digitized by Google

er schließt alle seine Antworten mit einem äußerst gutmütig lautenden: „Jo, jo, jo, jo!“ —

Seine Frau ist katholisch, aber hier in der Anstalt gänzlich von ihm getrennt und in der Weiberabteilung. Doch allabendlich geht sie vor dem Schlafengehen in die Hauskapelle und nimmt Weihwasser in die hohle Hand. Dann begibt sie sich zum Schlafsaal der Männer, steht unter die Türe und sprengt stille das gesegnete Wasser in der Richtung aus, wo der Mann ihrer Jugendliebe ruht, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen — und entfernt sich wieder.

Fürwahr, solch' sinnige, poesievolle und rührende Liebestat würde man vergeblich suchen bei einem bessern Wibervolk unserer Tage.

Drum hab ich auch des Jaköbeles Weib von der Stund an, da ich ihre abendliche Segnung vernommen — ins Herz geschlossen.*) —

Am 5. September.

Die katholische Seelsorge in der Karthause übt, wie seither im Heilig-Geist-Spital in der

*) Der Tod hat das brave Männlein mit dem großen Schnurrbart im Frühjahr 1900 heimgeholt.

Digitized by Google

Stadt, das Pfarramt St. Martin aus. Und an Sonntagen geht in der Regel einer der Kapläne herauf, um den Gottesdienst zu halten.

Gestern abend aber fuhr ich hierher, um den Sonntag zu übernehmen. Es war das

St. Martin

Evangelium von der Heilung des Taubstummen, nach welcher die Leute sprachen: „Er hat alles wohl gemacht."

Ich predigte nun den Armen in der Kart=

Digitized by Google

hause darüber, daß auch sie so sagen könnten, wie die Menschen im heutigen Evangelium, und daß der Gott des Christentums, welcher dereinst die Reichen richten wird nach dem, was sie für die Kranken, für die Nackten, für die Hungrigen und für die Durstigen getan — auch für sie gesorgt und auch für sie alles wohl gemacht habe.

Als ich nach dem Gottesdienst in den Hausgang trat, warteten die armen Leute auf mich, gaben mir die Hände und bedankten sich für die Trostworte, die ich ihnen gespendet.

Es rührte mich dies, weil ich daraus ersah, wie das „gemeine Volk" dankbar ist — selbst für geistige Wohltaten. —

Diesen Morgen las ich in der Lebensbeschreibung des berühmten Konvertiten Hetsch, der als Generalvikar des Bischofs Dupanloup in Orleans starb, wenige Tage bevor ich ihn 1874 auf meiner Reise durch Frankreich besuchen wollte.

Hetsch war der Sohn eines Färbers in Biberach in Württemberg, studierte ursprünglich Medizin und kam als junger Arzt auch nach Paris, wo er zur katholischen Kirche übertrat und Priester wurde.

In seiner Biographie fiel mir nun die Eides-

formel auf, die Hetsch, als er anno 1836 in Tübingen in der Medizin doktorierte, schwören mußte. Ehe er sein Diplom erhielt, hatte er auf den Knieen eidlich folgendes Gelöbnis abzulegen: „Ich schwöre, die Medizin nicht zu meinem eigenen Vorteil, sondern zur größern Ehre Gottes auszuüben. Ich schwöre, meine ganze Kraft einzusetzen, um die Religion durch die von mir auszuübende Kunst zu heiligen. So wahr mir Gott helfe und seine heiligen Evangelien!“

Ich kann zu diesem idealen Eidschwur nur sagen: „Gute, alte Zeit! Du bist längst vorüber, aber du kommst wieder, wenn einmal der Weizen, den der Materialismus gezeitigt, reif ist und gedroschen sein wird. Dann werden auch die Mediziner wieder an Gott glauben und durch ihren Beruf die Religion heiligen helfen.“ —

Heute besuchten mich liebe, alte Bekannte aus den Tagen am Bodensee her: Der württembergische General von Pfister, Gelehrter und Soldat in einer Person, und seine liebenswürdige, heitere Gattin, von der ich schon einmal in meinen „Dürren Blättern“ erzählt habe.

Beide sind auf dem Wege nach Interlaken,

Digitized by Google

wo bekanntlich nur reiche Leute ſich aufhalten können.

Die Frau „Generalin“ brachte mir etwas Neues mit, eine graphologiſche Kritik meines Weſens, die ein junger Architekt in Stuttgart, der Graphologie kundig, nach einer Briefadreſſe, die ich geſchrieben, von mir gegeben.

Der Mann hat richtig alle meine Fehler aus meinen Schriftzügen herausgeleſen. Seine Prognoſe, die ich um der gut gezeichneten Schattenſeiten willen anführe, lautet: „Etwas gedrückt, ſcharfe Beobachtungsgabe, oft Pedanterie und Eigentümlichkeiten, Phantaſie, Satire, manchmal kampfluſtig, ſchlägt kurze und derbe Quarten, macht nicht viel Umſtände, iſt nicht ſelten unwillig und eklig. Eins heißt bei ihm eins. Im allgemeinen iſt es ſchade, daß zu den ſympathiſchen Zügen nicht etwas mehr Friſch-Fröhliches und Sonniges hinzukommt. Die Phantaſie wird durch den ragenden Verſtand immer maßvoll gehalten. Selbſtbewußtſein.“

Die Fehler, welche der Schriftkenner aus meinen Schriftzügen herausgeleſen, erkenne ich alle an; von einem „ragenden Verſtand“ aber hab'

Digitized by Google

ich an mir noch nicht viel gemerkt, eher von vielfachem Unverstand. —

General von Pfister hat schon viel geschrieben, und ich habe erst in diesem Jahre zwei interessante Bücher von ihm über den Anteil der Württemberger an den napoleonischen Feldzügen mit großem Genuß gelesen. Aber am besten gefiel mir sein Motto auf einer Neujahrskarte, auf der geschrieben stund: „Nicht nur die Großen soll die Geschichte zu ihrem Recht kommen lassen, sondern auch den Größesten von allen, das Volk selbst.“

So was gut Demokratisches wird man höchst selten von einem neuzeitigen General zu lesen bekommen.

Solche Äußerungen gehören zu den Schwabenstreichen im allerbesten Sinne des Wortes.

Es freut mich immer, wenn auch „bessere Menschen“ und nicht bloß Proletarier und Bäckerbuben, wie unsereiner, dem „gemeinen Volke“ Komplimente machen.

Übrigens fiel mir kürzlich ein Buch in die Hände*), in welchem ein Geistesfürst und der

*) Gedanken über Goethe von Viktor Hehn, Leipzig 1895.

Halbgott aller gebildeten Deutschen, Goethe, dem Landvolk auch eine gute Note gibt. Als er 1777 den Harz bereiste, schrieb er: „Ich habe wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt, die man die niedere nennt, die aber für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren."

Und zwei Jahre später schrieb er aus der Schweiz: „Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und von dem größeren Erwerb (Fabriken würde Goethe heute sagen) der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut habe ich sie gefunden."

Wenn unsereiner heute noch das gleiche behauptet, gilt er als Schmäher und Verleumder der Kultur. Da hab' ich nun einmal den Halb-

Digitized by Google

gott der Kulturmenſchen zum Zeugen und werde vielleicht fortan milder beurteilt in meiner Vorliebe fürs Bauernvolk und in meiner Abneigung gegen Kultur und Fabrikweſen. —

Aber noch einen Zeugen habe ich in dem genannten Buch gefunden, den Verfaſſer desſelben, Viktor Hehn. Dieſer, ein Kulturmenſch erſter Güte und einſt Oberbibliothekar in Petersburg, behauptet da Dinge, die ich ſchon längſt geäußert habe, aber dafür als Kulturverächter bezeichnet wurde.

Hehn ſtellt auch die Anſchauungen Goethe's über den Bürgerſtand zuſammen und fügt dann bei: „Wie viel hat ſich geändert, ſeitdem Goethe dies geſchrieben*)! Die bürgerliche Sitte, jene enge, aber warme, in ſich reiche Sphäre, ſie beſteht nur noch in entlegenen Gegenden, an kleinen Orten, in zufällig verſchonten Kreiſen. Sie iſt verdunſtet wie ein edler Wein, der offen ſtehen geblieben iſt, der Luft und dem Lichte ausgeſetzt."

„In jede Hütte dringt die Zeitung jeden Tag,

*) Goethe's Gretchen im Fauſt ſaß am Spinnrad. Heute müßte es der Dichter aufs Fahrrad ſetzen. Schon dieſer Gegenſatz zeigt die ganze Kluft zwiſchen Einſt und Jetzt und die Poeſieloſigkeit des letzteren.

Digitized by Google

ja zweimal des Tages, und ist unermüdlich beflissen, den Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und die Ehrerbietung und den Glauben an ein Höheres zu zerstören. Alle Schranken sind gefallen, und so ist alles beweglich geworden, selbst der Grund und Boden, jedes Erbe der Vorfahren."

„Die Eisenbahn, diese Todfeindin heimatlicher und herzlicher Gefühle, versammelt immer mehr Menschen in den großen Städten; dort wirbeln sie wie Sandkörner durcheinander, und zuletzt zerfällt alles in dem einen großen Gegensatz von Arm und Reich, abzehrendem Elend und schwelgerischem Übermut . . ."

„Durch Schulen wird die Bildung bis in die untersten Schichten verbreitet, aber sie ist nur schön, wenn sie vollendet ist, und da sie es für die Menge nicht sein kann, so gibt sie für die verlorene Sicherheit der Natur keinen oder nur trügerischen Ersatz." —

„Alter Hansjakob," so sprach ich zu mir, als ich diese Worte aus dem Munde eines neuzeitigen Gelehrten las, „du bist gerechtfertigt!" —

Schließen wir dieses frohe Bewußtsein, die Verheerungen der Kultur allzeit richtig beurteilt

Digitized by Google

zu haben, mit dem Verse eines andern Klassikers, der Friedrich Rückert heißt:

Wie eines Königs Prachtgewand
Mit Gold und Purpurdecken
Nicht lindern kann den Wundenbrand —
Was hilfts, ihn zu verstecken?
So kann Kultur, Kunst, Wissenschaft
Dem Volke nicht erteilen
Den Balsam, der allein hat Kraft,
Das kranke Herz zu heilen. —

Am 9. September.

Gestern feierte die katholische Kirche das Geburtsfest der Mutter des Weltheilandes, und heute begehen die loyalen Untertanen Badens den Geburtstag ihres Landesherrn, des Groß=herzogs Friedrich.

Welch ein Unterschied zwischen dem Geburts=fest der Fürstentochter aus dem Hause Davids und dem eines irdischen Regenten!

Der letztere hat seine Ehre und seine Hul=digung nur im eigenen, kleinen Lande und hier nicht von allen; in fremden Ländern ist er oft nicht einmal dem Namen nach bekannt oder, wenn bekannt, manchmal gehaßt und verspottet.

Digitized by Google

Ein Fest der Mutter Jesu geht über den ganzen Erdenrund durch alle Völker und Nationen hindurch und ist bei allen, die Maria kennen, ein Fest liebender Verehrung und Huldigung — nicht aus zeitlichen und gesellschaftlichen, sondern aus idealen, übernatürlichen Gründen.

Einst sprach in einem weltfernen Gebirgsstädtchen eine arme, der Welt unbekannte Jungfrau: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter", und nie ist eine Prophezeiung glänzender in Erfüllung gegangen als diese.

Der Lobgesang, den die Jungfrau von Nazareth mit obigen Worten verband, das Magnificat, kommt mir, so oft ich es lese und durchdenke, vor, wie eine demokratische Siegeshymne oder, wenn ich so sagen darf, wie die Marseillaise der Armen und der Unterdrückten.

Fürwahr, die Worte der Mutter desjenigen, der gekommen war, den Armen seine frohe Botschaft zu bringen, die Worte: „Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet die Hochmütigen. Von den Thronen stürzt er die Fürsten und erhebt die Geringen. Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern, die Reichen aber läßt er leer ausgehen"

Digitized by Google

— sind der Triumphgesang, die Freiheitshymne des Demütigen gegen den Hochmütigen, des Kleinen gegen den Großen, des Armen gegen den Reichen.

Es sollten schon deshalb alle Demokraten bis hinab zu den Sozialdemokraten Verehrer der Jungfrau von Nazareth sein, weil sie inmitten einer Zeit der allgemeinen Sklaverei und des krassesten Absolutismus zuerst ihre Stimme erhob für die Freiheit und weil sie als die erste feierlichen Protest erhob gegen Knechtschaft, gegen Absolutismus, Kapitalismus und Gelehrtendünkel.

Es braucht sich darum der beste und gläubigste Christ nicht zu genieren, Demokrat zu sein, wenn er bedenkt, daß die Mutter Christi die erste war, welche fürs Volk und für die Armen und Geringen eintrat, welche den Kampf weissagte, den die Unterdrückten aller kommenden Jahrhunderte führen würden, und das Gericht prophezeite, so der Allmächtige halten werde von Jahrhundert zu Jahrhundert über die Tyrannen, über die Hochmütigen und über die herzlosen Geldmenschen.

Wir leben in einer Zeit, in der dieses Gericht nicht mehr fern sein kann angesichts des unheim-

Digitized by Google

lichen und brutalen Triumphzuges, den der Mammon in der ganzen heutigen Welt hält. —

Zu Ehren unseres badischen Landesfürsten sitzen heute viele Beamte, bessere Bürger und Geistliche an den Festtafeln und feiern ihren Patriotismus mit Essen und Trinken.

Ich habe in einer schwachen ultramontanen Stunde das Gelübde gemacht, so lange die badischen Katholiken nicht das Recht haben, nach den Regeln ihres Glaubens in Klöstern zu leben, keine derartige Feier mehr mitzumachen.

Ich bin für die Zulassung der Klöster nicht bloß aus religiösen Gründen, sondern als Anhänger der Freiheit und des Rechts.

Der Staat wehrt es keinem, mit den Grundsätzen eines Sozialdemokraten im Lande zu leben, drum soll es auch jedem freistehen, Kapuziner werden zu können in der eigenen Heimat. —

Gelübde muß man halten, und ich halte das meinige um so lieber, je überzeugter ich bin, daß derartige Festmahle mir schädlich sind.

Das Geld aber, so ich heute auf diese Art gespart, wollte ich doch zu einem Vergnügen verwenden. Ich bestellte mir drum am Nachmittag

Digitized by Google

einen Zweispänner und machte eine Fahrt nach St. Ulrich.

Vor zwei Jahren war ich das erstemal in diesem einsamen Waldwinkel am Fuß des Schauinslands, und es hatte mir so gut gefallen, daß ich heute nochmals dahin zu fahren beschloß.

Damals hatte ich einen Begleiter, den berühmten Dominikaner-Pater Weiß, den gelehrtesten und schlagfertigsten Mönch des heutigen Predigerordens.

Wenn die rechten Leute überall am rechten Platz stünden, wäre Pater Weiß längst Kardinal, während er jetzt sein Genie vergraben muß an der katholischen Universität in Freiburg in der Schweiz, welcher selbst Leuchten wie der geistvolle Dominikaner nicht bleibend werden aufhelfen können.

Ich dachte heute während der Fahrt lebhaft an den großen Mann auf dem kleinen Posten. —

Durchs liebliche Hexentälchen — das seinen Namen offenbar daher hat, weil die heidnischen Bauernweiber der Gegend nach dem Eindringen des Christentums hier noch die Göttin Freija verehrten — ging die Fahrt hinauf auf die Höhe.

Digitized by Google

An der Möhlin, dem kleinen Waldbächlein entlang, führt durch herrliches Tannengrün der Weg in die von hohen Bergen umschlossene Ein-

öde, in welcher St. Ulrichs altes Heiligtum gelegen ist.

Der Heilige, welchem das einstige Klösterlein sein Entstehen verdankte, stammte aus Regensburg von adeligen Eltern. Seine Mutter war eine

Digitized by Google

Verwandte des Bischofs Ulrich von Augsburg, der bekanntlich ein Graf von Dillingen gewesen.

Kaiser Heinrich III. war sein Taufpate, und der dem Priesterstande geweihte Täufling wurde später des Kaisers Hofkaplan.

Sein Oheim, der Bischof Nitger in Freising, machte ihn frühzeitig zum Dompropst. Aber weder das Hofleben noch die Würde in Freising sagten ihm zu.

Er trat, nachdem er Jerusalem und Rom besucht, in den Benediktinerorden zu Clugny, von wo aus in jenen Tagen der Orden des heiligen Benedikt reformiert werden sollte.

Ulrich wurde als Prior in den Breisgau geschickt, wo der Ritter Hesso von Rimsingen, unweit Freiburg, ein Klösterlein nach der neuen Richtung gestiftet hatte.

Dem frommen Prior war's im offenen Lande an der Heerstraße von und nach Basel zu unruhig und zu geräuschvoll; drum verlegte er das Stift in die Waldeinsamkeit an die Quellen der Möhlin, wo schon ein Einsiedler gehaust und dem Orte den Namen Willmarszelle gegeben hatte.

Dies geschah um das Jahr 1087, zur Zeit,

Digitized by Google

da der Kampf zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII. im Reiche tobte.

1093 ſtarb Ulrich im Rufe der Heiligkeit, und Willmarszelle wurde eine Wallfahrt zu ſeinen Ehren. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verſchwand auch der alte Name, und man gab dem Klöſterlein den des Stifters.

1560 kam dasſelbe, nachdem es ſchon 1546 von Clugny, „deſſen welſche Prioren in dem Gotteshäuslein übel gehauſt hatten“, getrennt worden war, an die Abtei St. Peter, deren Geſchicke es fortan teilte.

Abt Benedikt Wülberz ließ 1740 das alte, baufällige Klöſterlein und Priorat abbrechen und das heutige errichten, was ein Konſtanzer Baumeiſter Thumb alles tat um die heute lächerlich billig erſcheinende Summe von 2500 Gulden.

1806 wurde St. Ulrich wie St. Peter ſäculariſiert oder, wie man heutzutag ſagt, vom Staat annektiert.

In den öden Räumen wohnte fortan einſam der Pfarrer von St. Ulrich, der die wenigen Menſchen, welche beim Klöſterlein und drüben in der Waldgemeinde Geyersneſt wohnen, paſtoriert. —

Was mich anzieht in dieſem Waldwinkel, iſt

nicht das alte Klösterlein mit ſeiner verwahrloſten Zopfkirche, ſondern die wunderbare Einſamkeit, in welcher es gelegen iſt.

Der Schauinsland und der Gerſtenhalm, dieſe zwei rieſigen Bergrücken, umſtehen das alte Heiligtum wie gigantiſche Mauern, die nichts von der Außenwelt, nicht einmal die Luft einlaſſen zu wollen ſcheinen.

Wenn ich jung und geſund wäre, möchte ich Pfarrer in St. Ulrich ſein — ſo dachte ich vor zwei Jahren, als ich das erſtemal hier war, und ſo ſprach ich heute wieder zu mir. —

Ich beſuchte noch den mir bisher unbekannten Pfarrer und ſprach ihm meinen Neid aus über ſein einſames Leben in dieſer Waldherrlichkeit.

Als erſtes Zeichen der weltfernen und wohltätigen Einſamkeit dieſes Mitbruders erſchien mir der greiſe Schlafrock, in welchem ich ihn traf und den in der Stadt kein Pfarrer mehr tragen dürfte.

Der Paſtor im Schlafrock iſt ein württembergiſcher Schwabe und ſchon mehr denn zwanzig Jahre in St. Ulrich, deſſen Geſchichte er in ſeiner vielen Mußezeit geſchrieben hat.

Im Garten zeigte er mir noch einen Tauf-

Digitized by Google

ſtein aus den Zeiten des heiligen Ulrich, eine kreisrunde, rieſige Schale, aus einem einzigen roten Sandſteinblock gefertigt, am Rande mit Schriftzeichen und Figuren geziert.

Kirche und Pfarrhaus ſtehen auf einem Hügel, zu deſſen Füßen nur einige wenige Hütten ſich zeigen. Und doch ging aus einer dieſer Hütten ein bedeutender Mann hervor, der Geſchichtsforſcher Ämilian Uſſermann, Sohn eines armen Nagelſchmieds.

Geboren 1737, wurde er von den Vätern ſeines Heimatkloſters entdeckt und an der Abtsſchule zu St. Peter gebildet.

Merkwürdigerweiſe nahmen ihn aber, nach-

Digitized by Google

dem er die Vorstudien vollendet hatte, die Mönche von St. Peter nicht in ihr Kloster auf. Er mußte, um Benediktiner werden zu können, nach St. Blasien wandern, wo talentvolle Leute stets willkommen waren.

Priester geworden, drang seine Gelehrsamkeit bald so weit, daß er einen Ruf als Professor der Theologie und der hebräischen Sprache an die Universität Salzburg erhielt. Hier schrieb er eine hebräische Grammatik.

Sein Einkommen war aber so gering und seine Mitprofessoren so wenig kollegial, daß der Schwarzwälder bald wieder nach St. Blasien zurückkehrte.

Hier wurde er Bibliothekar und Begründer des Ruhmes der Klosterbibliothek.

Er gab als Vorläufer des von dem berühmten Abte Martin Gerbert angeregten Werkes „Germania sacra“ die Chroniken Hermanns des Lahmen von der Reichenau, Bertholds von Konstanz und Ottos von St. Blasien heraus und schrieb eine Geschichte der Bistümer Würzburg und Bamberg.

Ussermann, ein Mann von altdeutschem,

Digitized by Google

biederm Weſen, ſtarb zu Anfang unſeres Jahrhunderts.

Zu ſeiner Zeit war auch ein richtiger Kinzigtäler in St. Blaſien eingetreten und ſein Mitarbeiter geworden.

Es iſt dies der Pater Anſelm Buß von Gengenbach. Er wurde Stiftsarchivar und bearbeitete die Geſchichte des Bistums Speier.

1792 kam Buß als Profeſſor der Poeſie und der griechiſchen Sprache an das Gymnaſium nach Freiburg. Aber er war Demokrat und hielt es nicht lange aus in einem Lande, wo, wie er ſelbſt ſagte, ein „Deſpote herrſchte“. Begeiſtert für die franzöſiſche Revolution, ließ er alles im Stich, zog nach Baſel und tanzte dort mit den Republikanern um den Freiheitsbaum.

Er tanzte dann auch hinüber ins welſche Land, kam in den großen revolutionären Hexenkeſſel und verſchwand darin ſpurlos — ein warnendes Beiſpiel für geiſtliche Demokraten und ſolche, die es werden wollen. —

Vom Pfarrer weg ging ich noch um das Kirchlein herum und ſchaute nach allen Seiten in ſeine elegiſche Waldeinſamkeit. Ich ſagte mir da-

Digitized by Google

bei: „Aus solchem Frieden Mönche vertreiben, die nur Gutes taten und Almosen spendeten, das Wort Gottes verkündigten und beteten — ist eine himmelschreiende Sünde, die sich früher oder später rächen wird und rächen muß."

Und ich meine, die Rächer seien schon im Heranwachsen begriffen, und die Drachensaat sei am Aufgehen. —

Am Fuße des Hügels, der das ehemalige Klösterlein trägt, rollt ein munteres Brünnelein aus einer kleinen Kapelle.

Es ist dies die sogenannte Ulrichsquelle, und ihr Wasser soll nach dem Volksglauben heilsam sein.

Sinnig und poesievoll verehrt das Volk bei jedem derartigen Heiligtum eine Quelle, weil es weiß, was das Wasser in der Heilsordnung für eine große Rolle spielt, und weil es glaubt, daß an der Stelle, die ein heiliger Mensch betrat, auch eine heilkräftige Quelle zu Tage treten müsse.

Während ich bei der Ulrichsquelle stand, kam ein Bauersmann daher, eine Hacke auf der Schulter, um den Berg hinauf ins Feld zu gehen.

Ich stellte ihn und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. Er ist ein armer Taglöhner und ver=

Digitized by Google

dient sein Brot mit Holzmachen. Seine Kartoffeln pflanzt er selber und hat auch Gras für ein „Kühle". Er ist sechzig Jahre alt, springt aber noch, wie er selbst sich rühmt, über Stock und Stein, über Berg und Tal.

Ich sprach ihm meinen Neid über dieses Springen aus, weil ich, obwohl mit ihm gleichalterig, keine halbe Stunde zu gehen vermöchte.

Da schaute mich der arme Mann von St. Ulrich von Kopf bis zu Fuß an und meinte dann: „Herr, Euch in Ehre g'halte, aber Ihr sinn z' dick!"

Ich habe schon oft gesagt, das Volk wisse alles, selbst die Formeln der Höflichkeit, von Natur aus, und ich erkannte die Wahrheit dieser Behauptung wieder aus der Redewendung: „Euch in Ehre g'halte".

Wie fein, wie höflich, wie vornehm drückte sich der Mann über mein Dicksein aus. Dicke Leute sind in der Regel Schlemmer oder Faulenzer. Das wußte der Mann von St. Ulrich; er erkannte in der Eigenschaft „dick sein" kein Kompliment für mich, wollte mich aber damit nicht beleidigen und milderte deshalb sein Urteil durch die Worte: „Euch in Ehre g'halte."

Solch' feine Redensart wäre dem gebildetsten

Digitized by Google

Salongigerl mit aufwärts gewichstem Schnurrbart nicht eingefallen.

Und nun gab mir der Holzmacher von St. Ulrich noch ein Rezept gegen meine Bewegungsschwäche und sprach: „Nehmt einen urigen Hefeschnaps und ribt d' Füaß mit i; des stärkt dia Nerve."

Das Rezept war mir nicht neu, wohl aber das Wörtlein „urig", eine altdeutsche Bezeichnung, die ihre Stammverwandtschaft mit dem lateinischen Worte origo, original, auf der Stirne trägt. —

Da ich keine Lust und kein Bedürfnis hatte, in der kleinen Kneipe, die wenig Schritte von uns lag und in welcher mein Kutscher seine Pferde fütterte, etwas zu trinken, so gab ich meinem leichtfüßigen Altersgenossen ein Trinkgeld, um an meiner Statt dem Wirt etwas zu verdienen zu geben.

Er nahm das Geld, wollte aber den Trunk „versparen" auf den Sonntag.

Diese Selbstbeherrschung freute mich abermals, und ich entließ diesen Mann hochachtungsvoll. —

Mein Rosselenker hatte indes angespannt, und ich fuhr wieder durch Waldesgrün hinaus in den in der Abendsonne lachenden Breisgau.

Digitized by Google

Auf Umwegen und durch eine Reihe friedlicher Dörfer, in deren Weichbild die Landleute ihr Öhmdgras ernteten unter Aſſiſtenz der eben anweſenden Manöver-Soldaten — kehrte ich wieder in die Karthauſe zurück.

Es war mir zweifellos wohler als vielen Feſtteilnehmern des heutigen Tages, die in Champagner dem Landesfürſten huldigten und mit ſchweren Köpfen heimgingen.

Digitized by Google

Am 1. Oktober.

Vom 12. bis 30. September war ich im „Paradies“ Hofstetten und habe gefunden, daß das Bessere der Feind des Guten ist, wenigstens was das Wohnen betrifft.

In der Richtung hat mich die Karthause mit ihren fürstlichen Räumen und mit ihrer großen Ruhe verwöhnt.

Aber eines hat sie nicht: die Berge vor meinen Fenstern vom Freiburger Sternenwald bis hinauf zum Feldberg sind, so majestätisch sie sich auch präsentieren, nicht verklärt vom Kinderhimmel und von der Jugendsonne wie die, welche ich von den „Schneeballen“ in Hofstetten und von meiner dortigen Hütte aus sehe. —

Ich bekam heute einen Brief von einer „Dame“, die meine Bücher liest. Natürlich war das Schreiben anonym, aber so unschuldig, daß man es nur von einem weiblichen Wesen begreifen kann, so was ohne Namen zu schreiben.

Was will die verehrte Leserin von mir? Sie will, daß ich „meinen ländlichen Lesern nicht

Digitized by Google

sentimentale, mittelalterliche Romantik, sondern derbe, ernste, gesunde Wahrheit gebe."

Wenn die Frau nicht sagen würde, sie sei eine Leserin meiner Schriften, würde ich es nach diesem ihrem Ausspruche nicht glauben; denn an Sentimentalität kranken meine Schriften nicht und ermangeln auch nicht der gewünschten derben Wahrheit.

Daß diese Leserin nicht merkt, daß ich überhaupt nicht für ländliche Leser schreibe, will ich ihr nicht verübeln; denn die meisten Widervölker sind ja, wie Wendel, der Schmied von Hofstetten, sagt, „kurzrätig".

Die Briefschreiberin hat aber die Güte, mir zu sagen, was ich den Bauern predigen solle. Ich soll ihnen sagen, „sie äßen zu viel Kartoffeln und tränken zu viel Kaffee und von dem verfluchten Bier. Sie sollten statt dessen mehr Hülsenfrüchte, Bohnen, Erbsen und Linsen, Mais, Gerste und Hirse, Zwiebeln und Knoblauch genießen. Auch die Kaninchenzucht sollte ich ihnen empfehlen."

Ich bin mit der Dame völlig einverstanden, meine aber, das gäbe ein famoses Thema für weibliche Reiseprediger. Und wenn die redelustigen

Digitized by Google

und emanzipationssüchtigen Wibervölker hinaus gingen, um den Bauern und Bäuerinnen über Mittagstisch und Kaninchenzucht Vorträge zu halten, so wäre ich ganz damit einverstanden.

Übrigens züchten unsere Bauern statt Kaninchen lieber Schweine.

Wenn sie aber noch weiter so gebildet und kultiviert werden, wie in den letzten dreißig Jahren, dann werden sie bald weder Schweine noch Kaninchen züchten wollen. Diese Zucht wird ihnen zu gemein sein. —

Welche Kulturblüten unsere Tage, selbst auf dem Schwarzwald, zeitigen, davon hörte ich kürzlich ein famoses Beispiel.

In einem Dorfe im Gebiet des Hühnersedels mit kaum 600 Einwohnern und mit zwei Wirtshäusern stellte der Sternenwirt ein Billard auf. Flugs kamen alle Bauernknechte und Bauernsöhne und übten sich im Billardspiel.

Den Wirt zum Löwen ließen sie brach liegen, bis auch er ein Billard anschaffte, damit die jungen Herren sich neumodisch vergnügen könnten.

In andern Landorten sollen die gleichen

Digitized by Google

Herren bereits auch die Aufstellung von Klavieren verlangt und durchgesetzt haben.

Fürwahr, mir sind Bauernburschen, die sich von Zeit zu Zeit am Sonntag gehörig raufen, lieber und für die Zukunft weit weniger gefährlich als solche, die Billard und Klavier spielen. —

Es ist ein sonniger Herbstnachmittag heute. Ich gehe wieder hinauf unter den Lärchenbaum, um die wunderbaren Herbstlichter in Wald und Wiese auf mich wirken zu lassen.

Oben angekommen, treffe ich einen Pflegling des Hauses, einen alten Mann mit vornehmem Diplomatenbart und sinnigen, stillen Blicken. Ich setze mich zu ihm und erfahre, daß er ein Schneider sei.

Sein Aussehen spricht für einen Meister erster Güte, und ich wunderte mich, daß er seine alten Tage hier beschließt. Doch um sein Geschäft im Großen zu betreiben, fehlten ihm allezeit die Mittel; und was will, so meinte er, ein Schneider, der mit seiner Nadel allein eine Familie ernähren mußte, machen, wenn er alt ist und allein dasteht?

Sein Weib ist nach langem Siechtum gestorben und die Kinder in der weiten Welt.

Digitized by Google

Er iſt aus dem Breisgau, aus dem Dorfe Köndringen, hat in Lyon, in Paris, in Genf gearbeitet und kennt ſein Metier aus dem „F. F.“

Als alte Erinnerung an ſeine Wanderjahre in welſchen Landen kommen in ſeinem Geſpräch von Zeit zu Zeit die Worte „enfin“ und „d'abord“ vor.

Was mich an ihm freute, iſt ſein Stolz auf ſein Handwerk. „Ein rechter Schneider,“ ſo ſprach er, „iſt ein Künſtler.“

Mit Nachdruck ſpricht er von den Fortſchritten, welche die Schneiderei in den letzten dreißig Jahren gemacht habe. Ein Meiſter, der nicht mit dieſen Fortſchritten gegangen ſei, könne heute keinen anſtändigen Rock mehr machen.

Ein Handwerk, das mit einem lebendigen Weſen, wie der Menſch es ſei, zu tun habe, könne nicht ſtill ſtehen und biete ſtets mehr Schwierigkeiten als die Arbeit für tote Dinge.

„Er iſt nur ein Schneider, heißt's überall,“ ſo meinte er weiter, „und Hoch und Nieder ſchaut verächtlich auf die armſeligen Schneider herab. Und doch verdanken alle es den Schneidern, daß ſie was gleich ſehen, und alle ſind ſtolz auf ſchöne Kleider; denn die machen Leute.“

Digitized by Google

„Herren und Damen, Bürger und Bauern hätten kein ordentlich Stück Kleid am Leibe ohne die verachteten Schneider."

So und ähnlich philosophierte der alte Schneidermeister geistreich über sein Metier, und ich hörte ihm mit Wohlgefallen und mit Achtung zu. Die letztere verdient jeder Mensch, der mit einem niedrigen Beruf nicht nur zufrieden, sondern stolz ist auf dessen Leistungen.

Ich erinnerte mich bei seinen Worten aber auch, daß es ja die Schneider sind, welche die besten und schönsten Frauenkleider machen. Mein Gefährte unter dem Lärchenbaum übte ebenfalls die Damenschneiderei.

Es ist ein schweres Armutszeugnis für die emanzipationssüchtigen Wibervölker, daß zwei Funktionen, zu denen die Frau eigentlich geboren ist, in ihren bessern Formen von Männern ausgeübt werden müssen, wenn was Rechtes dabei herauskommen soll.

Diese zwei Berufe sind das Kleidermachen und das Kochen.

Die elegantesten weiblichen Modekleider werden bekanntlich in Paris von Männern nicht nur gemacht, sondern auch für die ganze Welt erfunden.

Digitized by Google

Selbst auf dem Schwarzwald, z. B. im Kinzigtal, machen vielfach die Schneider die Trachtenröcke für die Bäuerinnen.

Und wer gut und fein auftischen will, muß einen Koch nehmen. Die Köche haben auch die allermeisten feineren Gerichte erfunden.

Selbst das Spinnrad mußte ein Mann erfinden für die Frauenwelt.

Und ein solches Geschlecht, das nicht einmal seine eigenen Kleider erfinden und machen und nichts Rechtes von sich aus kochen kann, maßt sich an, Gymnasien und Universitäten zu besuchen, lateinisch und griechisch zu dozieren, den ärztlichen und juristischen Beruf auszuüben und die Männer in der Gehirnarbeit aus dem Felde zu schlagen. —

Der alte Schneidermeister Lehnis und ich wurden aber heute unter dem Lärchenbaum gute Freunde und sind seitdem zur Sommerszeit manche Stunde beisammen gesessen. —

Am 6. Oktober.

Schon oft hatte ich den englischen Schriftsteller Carlyle rühmen hören und wollte drum auch einmal etwas von ihm lesen. Ich begann

Digitized by Google

vorgestern mit seinem vielgerühmten „Sartor resartus“ und war schrecklich enttäuscht.

So was Maniriertes, Langweiliges, gesucht Witziges hab' ich in meinem langen Leben nicht in die Hand bekommen.

Ich legte das Buch immer wieder weg, weil es mich entsetzlich langweilte und weil ich vergebens nach einem mir zusagenden Gedanken suchte — und nahm es doch immer wieder zur Hand, um aufs neue zu probieren, dem „verschusterten Schuster“ eine gute Seite abzugewinnen.

Vergeblich! Endlich legte ich das Machwerk hoffnungslos für immer weg.

Ich weiß nicht, bin ich so dumm oder kann ich mich in englische Gedanken nicht hineinfinden.

Freilich einem Engländer, der imstande ist, stundenlang ans Wasser zu stehen und seine Angelschnur auszuwerfen, ohne etwas zu fangen — dem mag auch das Lesen des Carlyle'schen Schusters gelingen.

Ich habe es heute auch mit des gleichen Schriftstellers Buch „Die französische Revolution“ versucht, aber aus den vielen Fragen, Exklama-

Digitized by Google

tionen und satirischen Redensarten alles, nur kein geschichtliches Bild bekommen.

Es ist mir deshalb unbegreiflich, warum dieser Carlyle so gerühmt wird. Mir scheint es, er habe seinen Ruhm bekommen wie ein Modeartikel, der, mag er noch so unschön sein, für schön getragen wird, weil er Mode ist und alles ihn für schön hält.

Ich legte diesen Nachmittag den ersten Band der französischen Revolution durchaus unbefriedigt weg und ging hinaus in Gottes Natur, um den Carlyle'schen Schwulst zu vergessen.

Dort drunten an der Dreisam weidet ein Schäfer seine friedliche Herde. Ihm lenke ich meine Schritte zu.

Schäfer sind einsame und vereinsamte Leute. Sie verkehren selten mit Menschen; ihre stillen Hunde und die noch stilleren Schafe sind ihre einzige Gesellschaft.

Drum sind sie selbst auch stille Leute. Ich mußte aus dem Dreisam-Schäfer alles herausfragen, so wortkarg und so wenig redselig war der Mann.

Er ist schon fünfzehn Jahre Schäfer und das

Digitized by Google

Reden nicht mehr gewohnt. Er ſtammt aus dem Lande Württemberg, wo die Schäferei noch mehr im Schwung iſt als bei uns. Seine Wiege ſtund in Dornhan bei Sulz am Neckar.

Die Herde, gegen dreihundert Stück, gehört einem Freiburger Großmetzger, dem er ſie hütet für Koſt und ſechs Mark Wochenlohn.

Tag und Nacht bei einer Herde weilen, Sommer und Winter, Sonntag und Werktag, bei Regen und Sonnenschein; jede Nacht einmal aufstehen, um die Herde umzupferchen, und in einem Karren schlafen — alles für sechs Mark Lohn die Woche — ist in meinen Augen eine Riesenleistung für nichts.

Und doch ist der Mann zufrieden, liebt seinen Beruf und kennt, was noch merkwürdiger ist, keine Langeweile. Er macht sich, so gut er auch Zeit dazu hätte, keine sozialdemokratischen Gedanken, liest keine Zeitung und bekümmert sich nur um seine Schafe.

So zahm und so friedlich macht die Mutter Natur die Menschen, wenn sie nur mit ihr und nicht mit ihren Mitmenschen verkehren.

Der Hirtenstand ist übrigens einer der ältesten und darum der ehrwürdigste der Welt. Hirten waren die Stammväter aller Völker der Erde.

Drum feierte das größte Volk der Welt, die Römer, selbst in der Kaiserzeit noch als Geburtsfest seines Reiches alljährlich das Fest der Hirtengöttin Pales. Denn der Gründer ihres Reiches und Roms erster König, Romulus, war ja ein

Digitized by Google

Hirte und der Pflegsohn eines Hirten, des Faustulus.

Und das Weltreich Jesu Christi hat von der menschlichen Seite des Stifters als Ahnen die Hirtenfürsten Abraham und David. —

Ich fragte den Hirten an der Dreisam, ob er auch Schäferlieder kenne; er verneinte es mit der Begründung, daß er nie singe und nur seinem Hund pfeife.

Im Kinzigtal singen die kleinen Hirtenbuben und Hirtenmaidle auf den Bergen um die Wette; der Schäfer aber an der Dreisam ist still und stumm, wohl, weil er älter ist und immer allein, jahraus jahrein. —

Der Wirt in der Karthause, welcher am Abend oft zu mir heraufkommt, ist auch ein alter Schäfer, mit dem ich mich gerne unterhalte.

Meine Sympathie hat er gewonnen, weil er einst seine Schafe auch im Kinzigtal weidete und zwar in meinem Paradiese Hofstetten.

Seine Heimat liegt, wie die des eben genannten aktiven Schäfers, auch im schwäbischen Neckargebiet. Das Dorf Frickenhausen bei Nürtingen hat den rührigen Mann hervorgebracht.

Digitized by Google

Durch einen Vetter, der am Bodenſee ſeine Herden hatte, wurde er frühzeitig auch ein Schäfer.

Mit ſeinen Schafen kam er ſchon in jungen Jahren bis nach Paris hinein und kennt vom Bodenſee bis zum Babel an der Seine jeden Ort an der Heerſtraße.

Durch Hasle hat er unzähligemal ſeine Herden getrieben und in den ſiebziger Jahren einmal einen ganzen Winter auf den Fluren von Hofſtetten geweidet. Er hatte in den „Schneeballen“ ſeine Reſidenz, kannte alle Buren und ſpielte, da er jeden Abend ſeine Herde eintrieb, mit ihnen manche „Bottell“ heraus.

So haben wir immer Geſprächspunkte, wenn er am Abend zu mir heraufkommt oder mich begleitet, wenn ich langſamen Schrittes untertags ein oder das andermal die Karthauſe umkreiſe.

Schon als Dorfpfarrer am See hab' ich mich gerne am Abend mit Leuten aus dem Volke unterhalten und bald den, bald jenen Rebmann der Gemeinde zu mir eingeladen. An ihre Stelle iſt in letzter Zeit, ſo oft ich in der ſtillen Klauſe übernachte, der Wirt in der Karthauſe getreten.

Er hat alle Eigenſchaften, die ein richtiger

Digitized by Google

Schwabe aus den Windeln mitbringt: klug, weise, vorsichtig und tätig.

So ein rechter Schwabe weiß und will von Natur aus alles, was ihm von Nutzen ist. Drum sind uns Badenern nicht bloß die Preußen, sondern auch die württembergischen Schwaben über.

In einem Punkte sind aber die Preußen, wenigstens die katholischen Geistlichen, allen Schwaben und allen Badischen überlegen — im Fechten.

Ich bin schon lange in Dienst und Amt; aber ich habe noch nie aus Baden, Württemberg oder Bayern auch nur einen einzigen „Bettelbrief" erhalten. Aus der preußischen Monarchie bekomme ich alljährlich Dutzende und nach Süddeutschland wandern sie zu Hunderttausenden, während, ich wette darauf, aus Baden nicht ein ähnlicher Zettel den Weg nach dem Norden macht.

Wir süddeutsche Brüder sind eben gute Leute und geben lieber als die Preußen, die bekanntlich in alleweg lieber nehmen, was zweifellos praktischer ist hienieden. —

Es ist übrigens, um auf die Schwaben zurückzukommen, merkwürdig, wie schon einer ihrer berühmtesten und ältesten Landsleute, der Kaiser

Digitized by Google

Friedrich Rotbart, die Klugheit, richtiger Schlauheit, als Stammeseigenschaft der Schwaben hervorhob.

In dem Fehdebrief, welchen der greise Kaiser auf seinem zweiten Kreuzzug 1183 dem Sultan Saladin schreiben ließ, sagte er diesem: „Du weißt nicht, was unsere siegreichen Adler vermögen, du kennst nicht das deutsche Ungestüm, nicht den anstürmenden Bayer, nicht den schlauen Schwaben und nicht den vorsichtigen Franken.“ —

Vermöge seiner Stammesart hat sich der heutige Wirt in der Karthause vom Schäfer zum vermöglichen Mann und zum Hotelier aufgeschwungen, und während er in der schönen, waldumrauschten Karthause als Pächter sitzt, hat er sein eigenes Gasthaus in der Stadt, „die Linde“, verpachtet.

So weit hat's noch kein badischer Hirte gebracht und wird's auch keiner bringen.

Aber der Schwabe Weber ist auch kein gewöhnlicher Schäfer. Er ist belesen wie selten ein Bürgersmann, und die Balladen Uhlands vom Grafen Eberhard dem Rauschebart kann er alle auswendig.

Digitized by Google

Er ist aber auch kein gewöhnlicher Wirt; denn er kauft seine Weine an der Quelle und ist stolz darauf, einen echten Tropfen auszuschenken, was man in unsern weinschmiererischen Tagen nicht vielen Wirten nachsagen kann. —

Am 10. Oktober.

Nachdem ich den langweiligen Carlyle für immer weggelegt, hatte ich zu den von Arneth herausgegebenen Briefen der Kaiserin Maria The=

Digitized by Google

resia an ihre Tochter, die Königin von Frankreich, gegriffen.

Wie verachtet die deutsche Sprache in jenen Tagen noch war, kann man daraus ersehen, daß eine so durch und durch deutsche Frau wie Maria Theresia nur französisch an ihre Tochter schrieb.

Sie verliert dadurch viel der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte gegenüber, die, obwohl am französischen Hof lebend, deutsche Briefe an ihre deutschen Verwandten schrieb, und zwar weit über ein halbes Jahrhundert früher.

Wie sehr aber der religiöse Sinn seit der Zeit Maria Theresias in den bessern Kreisen abgenommen hat, kann man aus den Briefen der Kaiserin ersehen, die wir darin als eine echt christliche und echt katholische Mutter kennen lernen.

Sie gibt ihrer jungen Tochter ausführliche Vorschriften für ihr religiöses Verhalten und mahnt sie, dieselben jeden Monat zu lesen. Und die Mutter vergißt es nicht, immer wieder zu fragen, ob die Mahnungen auch befolgt wurden.

Ins kleinste Detail geht sie ein. Sie spricht vom Beten des englischen Grußes beim Mittag- und Abendläuten und von dem Benehmen des

Digitized by Google

Christen, wenn er an einer Kirche oder an einem Kreuze vorübergeht.

Sie warnt die Tochter vor jeder schlechten Lektüre und will jeweils wissen, was sie liest.

Man wird in unserer Zeit vergeblich nach Briefen sich umsehen, in denen Mütter ihren verheirateten Töchtern solche Mahnungen geben.

Köstlich ist, was die Kaiserin in der damals (1770) brennenden Jesuitenfrage der Tochter für einen Rat gibt. Sie meint: „Was die Jesuiten betrifft, mußt du dich gänzlich enthalten, darüber dich auszusprechen, weder dafür noch dagegen.“ —

Man ersieht aus diesen Briefen, daß die Mutter auch von anderer Seite, wahrscheinlich von dem kaiserlichen Gesandten, Berichte einzog über die Tochter. Sie tadelt oft deren Trägheit, Unbedachtsamkeit und Vergnügungssucht. Selbst daß Maria Antoinette ihre Zähne nicht putze, hat die Mutter gehört; ein Fehler, welcher der königlichen Tochter mehr zu verübeln ist als die andern, in die eine junge Prinzessin an dem leichtfertigen französischen Hofe leicht verfallen konnte. —

Es ist ein warmer Herbsttag heute, und die

Digitized by Google

alten Leute der Karthause ſonnen ſich an der Kloſtermauer unter dem großen Ulmenbaum.

Da ich auch zu den armen, alten Leuten gehöre, lege ich mein Buch weg und gehe hinab, um mich ebenfalls zu wärmen in der Herbſtſonne.

Abſeits von den andern auf der Straßen=mauer ſaß ein Mann, einen ſchwarzen Filzhut kühn aufs greiſe Haupt geſtülpt, und mit großen, blauen Augen und einem ſpärlichen Vollbart vor=nehm in die Welt ſchauend.

Ich glaubte, einen ehemaligen Maler oder Schauſpieler in ihm zu ſehen. Um mir Gewiß=heit zu verſchaffen, ſchritt ich hinüber zu ihm und redete ihn an.

Aus den erſten Worten, die er ſprach, merkte ich, daß er nicht aus dem Badiſchen ſtamme. Er iſt ein Mainzer Kind und von Gnaden des Unter=ſtützungswohnſitzes in der Freiburger Karthauſe.

Aber er iſt weder Maler noch Schauſpieler, ſondern Uhrenmacher. Er hatte einſt ein eigenes Geſchäft und vom Vater Haus und Geld geerbt. Aber er war, wie er ſelbſt geſteht, ein „Lebe=mann“ und hat alles vergeudet.

Verkracht und verarmt und von Weib und

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kind geschieden, ergriff er als Fünfziger noch den Wanderstab. Ein Vierteljahrhundert hat er in Freiburg als Geselle gearbeitet, und als Achtundsiebzigjähriger kam er ins Spital, weil sein Augenlicht zu schwinden begann.

Es gefällt ihm hier. Von seiner Familie weiß er längst nichts mehr, und in seine Armut kann er sich schicken. Er tröstet sich mit den Worten: „Hast du auch jetzt nichts mehr vom Leben, so hast du es doch einmal genossen und flott gelebt."

So sitzt er auf der Mauer in der Herbstsonne, träumt von vergangenen, besseren Tagen und vergißt über diesem Träumen die Gegenwart.

Sein Vater war Wagenbauer und später Rentner in Mainz gewesen und er das einzige Kind, das deshalb verzogen und sich und den Eltern zum Unglück wurde.

Gegen Ende unseres Gesprächs langte er in seinen ärmlichen, alten Rock, zog ein vergilbtes Papier heraus und reichte es mir mit den Worten: „Da, lesen Sie, was mein Vater für ein Mann war!" Ich las und staunte.

Es war die Urkunde, durch welche der bekannte Staatsminister Napoleons, Lacépède, als

Digitized by Google

Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion im Namen des Kaisers den Sergeanten im 7. Sappeur-Bataillon, Joseph Ernst von Mainz, für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Lützen zum Ritter dieses Ordens ernennt.

Der Sappeur hatte von 1804—1813 alle Feldzüge in Österreich, Preußen und Spanien mitgemacht.

Wie der Sohn mir sagte, blieb sein Vater bis zu seinem 1852 erfolgten Tode ein großer Schwärmer für Napoleon und ließ nichts über den Mann kommen, der seinem Ehrgeiz Millionen von Menschen geopfert hat, aber auch Millionen für sich zu begeistern wußte.

Der Sohn des Ritters der Ehrenlegion, welcher heute in der Herbstsonne auf dem Mauerstein saß und sonst wenig Sympathie verdient, kam mir, als ich die Urkunde gelesen, doch groß vor. Daß er das einzige, was er vom Erbe seines Vaters gerettet, den Beweis von der Tapferkeit desselben, täglich auf seiner Brust trägt und mir es heute zeigte zum Zeugnis, daß der Vater ein anderer Mann gewesen als der Sohn, imponierte mir.

Ich gab ihm ein Stück Geld und sagte ihm

Digitized by Google

dazu, er ſolle drunten beim Wirt einen Schoppen trinken, damit er an dem ſchönen Herbſtabend auch einen Extratrunk habe.

„Bei mir," antwortete er, „iſt immer Abend, und bald wird's ganz Nacht ſein."

Ich aber dachte an Uhlands „Greiſenworte":

Sagt nicht mehr: „Guten Morgen, guten Tag!"
Sagt immer: „Guten Abend, gute Nacht!"
Denn Abend iſt es um mich, und die Nacht
Iſt nahe mir; o wäre ſie ſchon da!

Die Nacht zögerte dem greiſen Sohn des Ritters der Ehrenlegion. Erſt im Sommer 1899 haben ſie ihn den Baptiſtenberg hinabgeführt auf den Friedhof. —

Von dem Mainzer Lebensphiloſophen weg ging ich zu der Gruppe, die unmittelbar unter dem Ulmenbaum beiſammenſaß, ſetzte mich in ihre Nähe und lauſchte ihrem Geſpräch.

Es waren lauter alte Kumpane. Ihnen gegenüber am Kloſtertor ſaßen noch einige betagte Wibervölker, denen die Zeit ihre Spuren noch ſtärker auf den Leib gedrückt hatte. Sie ſahen viel verwitterter und baufälliger aus als die meiſt älteren Mannsleute.

Digitized by Google

So wie der Mainzer von der goldenen Jugendzeit träumte, so redeten auch die alten Spitäler von ihr. Der eine sprach von seiner Soldatenzeit als badischer Dragoner, der andere von seinen Dienstjahren bei der päpstlichen Fremdenlegion.

Die übrigen, so nicht Soldat gewesen, horchten aufmerksam den zwei Kriegern zu, von denen der eine die Revolution von anno 49, der andere die Kämpfe gegen die Garibaldianer mitgemacht hatte.

Digitized by Google

So verkürzte allen das Träumen und Reden von jüngeren Tagen die Beschwerden des Alters.

Und nirgends fällt einem mehr auf, was das Alter für Bresten hat und wie elend es den Menschen macht, als hier in der Karthause, wo man lauter vom Alter verwüstete Menschenkinder sieht. Triefäugig, triefnasig, schweratmig, kahlköpfig, bucklig, hinkend und gelähmt — schleichen diese Leute durchs öde gewordene Leben.

Und doch sind sie mir alle als Nachbarn und Mitbewohner lieber als junge und gebildete Leute.

Wenn die Karthause ein Kurort oder eine Pension für bessere Leute und bessere Stände wäre, würde ich mich nie um eine Klause hier oben bemüht haben und nicht gegen gute Bezahlung hierher gezogen sein.

Die armen und alten Menschenkinder, die jetzt hier wohnen, sind stille, friedliche Nachbarn, die mich noch keine Sekunde gestört oder geärgert haben und die durch ihre Bresten mir täglich die Hinfälligkeit unseres Menschseins predigen.

Gebildete und wohlhabende Leute würden einen belästigen mit ihrem Geschwätz, stören durch Lärmen und Klavierspielen und unser einem schlechtes Beispiel geben durch ihr Weltleben und ihre Weltliebe.

Während ich bei den Leuten unter der Ulme saß, läutete das Glöcklein des Hauses zum Rosenkranz, und die katholischen Pfleglinge eilten der Hauskapelle zu, um in alter Spitalsitte das tägliche Gebet der Armen für ihre Wohltäter zu verrichten.

Auch ich erhob mich und ging zurück in meine Klause, befriedigt, auf so kurzem Gang wieder ein Stück Menschenleben kennen gelernt zu haben.

Was mich beschämte, war die Zufriedenheit der armen Leute. Sie erzählten aus den sonnigen, besseren Tagen der Jugendzeit, zogen aber keinen Vergleich mit dem Jetzt, und wenn sie denselben zogen, so geschah es mit dem Mut des stoischen Philosophen, wie der Mainzer Uhrenmacher es getan.

Unsereiner ist immer mißmutig und lebensüberdrüssig, wenn er Jugendzeit und Alter vergleicht. Drum fühlte ich mich heute betroffen von der Weisheit der Kleinen und der Armen. —

Am 13. Oktober.

Heute bekam ich einen Brief von einem mir bisher unbekannten Dozenten an einer deutschen Hochschule, welcher mir seine Übereinstimmung

Digitized by Google

ausspricht mit meinen Anschauungen über Kultur und Bildung.

Es ist dies der zweite Hochschulprofessor, der mit mir harmoniert; ein Beweis, daß es auch noch weiße Raben gibt selbst unter den Hohenpriestern der Kultur.

Der betreffende Herr meint, „die Abkehr von der Hyperkultur ist bei vielen, die ihr Gehirn noch nicht totkultiviert haben, ein so dringender Wunsch und ein so ehrliches Bedürfnis, daß die Hoffnung nicht aufgegeben werden darf, daß die modernen Halbmenschen den jetzigen Kulturweg als zum Sumpfe führend erkennen und zur Einfachheit und zur Natur zurückkehren oder zunächst wenigstens den Willen zu dieser Rückkehr nicht mehr lächerlich finden werden."

Der Herr Professor zeigt in diesen seinen Worten, daß er ein viel größerer Optimist ist als ich. Ich glaube nicht, daß die Menschheit von ihrem heutigen Kulturwahn sich abkehrt, ehe sie bis an den Hals im Sumpfe steckt und ehe sie physisch und sozial bankerott geworden sein wird.

Vortrefflich aber spricht der Herr von „modernen Halbmenschen". Ja, so ist es, die heutige

Digitized by Google

Bildung macht nur Halbmenſchen, weil ſie nur den Verſtand und nicht das Herz bildet, nur den Leib, nicht auch die Seele pflegt und nur für dieſe Zeit ſorgt und nicht auch für die Ewigkeit.

Entſprechend dieſem Halbmenſchtum hat unſere Zeit auch nichts ſo ſehr entwickelt als die Wiſſenſchaft des Irdiſchen, der Natur.

Wir leben im Jahrhundert der Naturwiſſenſchaften; dieſe ſind ſein Stolz und ſein Ruhm, den es ſelber nicht laut genug verkünden kann.

Aber ich frage, was haben dieſe Naturwiſſenſchaften geleiſtet auf den höheren, idealen Gebieten der Menſchheit?

Haben ſie die Welträtſel gelöſt, vor denen die Menſchheit ſteht ſeit vier Jahrtauſenden? Haben ſie uns der Erkenntnis dieſer Rätſel und dem Sinn und Weſen der Dinge näher geführt? Nein und abermals nein!

„Alles iſt Kraft und Stoff," rufen unſere Naturforſcher und Naturſchwärmer, aber was dieſer Weltſtoff und was die Kraft ſei, welche ihn bildet und treibt, können ſie uns ſo wenig ſagen als ein ſechsjähriges Schulbüblein.

Die Naturforſcher unſerer Zeit und ihre

Digitized by Google

Nachbeter bis herab zum Handwerksgesellen, sie brüsten sich mit der Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze und leugnen frech das Unerforschliche, trotzdem sie mit jedem Schritt ihrer Naturerkenntnis vor demselben stehen.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Naturforschung zu erstaunlichen Entdeckungen und Erfindungen geführt hat.

Aber je tiefer der Mensch eindringt in die Natur, je mehr er hineinschaut, um so rätselhafter wird alles, und gerade jene Erfindungen und Entdeckungen haben das Rätselhafte nur noch vermehrt.

Der gelehrteste Naturforscher weiß über die Grundbedingungen und über die letzten Ursachen der Naturerscheinungen gerade so viel als ein Hirtenbube auf dem Schwarzwald.

Die Gelehrten unserer Tage glauben baumfest an die Unerschütterlichkeit und unbedingte Gültigkeit der von ihnen entdeckten Gesetze, und doch wird kein vorsichtiger Denker behaupten können und wollen, daß diese Gesetze in allen Welträumen gelten, auch in denen, die unsere stolze Wissenschaft nicht erreichen kann.

Andere Welträume können andere Gesetze

Digitized by Google

haben, und ſelbſt der größten Denker einer, der Begründer der höhern Mathematik, der berühmte Carteſius, meint, 2×2 ſei vier, — aber Gott hätte dieſes mathematiſche Geſetz auch anders ſchaffen können.

Ich meine, wir ſpielen eben in unſerem Denken, Fühlen, Hören und Sehen auf den Taſten, mit welchen unſer Gehirn und unſere Sinne organiſiert und konſtruiert ſind. Es kann aber jenſeits dieſer Erde auch andere Konſtruktionen geben, und die Schöpfung iſt ſicher nicht bei unſerem menſchlichen Gehirn ſtehen geblieben.

Wer will leugnen, daß das Inſekt, welches ganz andere Augen hat, die Dinge in der Welt unter ganz anderen Geſetzen der Lichtbrechung ſieht als wir Menſchen? Und wir Menſchen ſelbſt, wir denken und hören und reden und ſehen ſofort ganz anders, wenn unſere Gehirnnerven krankhaft affiziert ſind! —

Je mehr unſere Naturkundigen forſchen, um ſo tiefer bringen ſie vor an die große, endloſe Felſenwand, von der das Echo widerhallt: „Ihr wißt nichts und werdet nie alles wiſſen!“ Drum ſollten die Herren immer demütiger werden; ſtatt deſſen

Digitized by Google

werden sie immer hochmütiger und ziehen in ihren Hochmut und in ihren Unglauben auch die unteren Volksklassen hinein.

Sie haben durch ihre Leugnung einer höhern, übernatürlichen Welt dem rohen Materialismus, der rohen Genußsucht Tür und Tor geöffnet.

In allen wahren, höheren Wissenschaften und Künsten ist darum kein Fortschritt zu verzeichnen. Philosophie, Dichtkunst, die malenden und bildenden Künste sind stille gestanden oder dienen lediglich entweder der Leugnung oder den Sinnen und dem nackten Realismus.

Und in der Ethik, auf dem Gebiete der Sittlichkeit, wie die heutige Wissenschaft sie lehrt, sind alle Tugenden geschwunden, weil alle Ideale eines höhern Lebens untergegangen sind im Materialismus. Das „reine Menschtum", von dem so viel die Rede ist in unsern Tagen, wird schließlich sich als „reine Bestialität" entwickeln, als die echte Tochter der heutigen Weltanschauung. —

So sind die Naturwissenschaften mit ihrem ungeheueren Fortschritt und ihrem ebenso großen Hochmut schuld an allem sittlichen Elend und damit an allen Gefahren unserer Zeit.

Digitized by Google

Sie ſind auch ſchuld an unſerem entwickelten Fabrikweſen, das einerſeits ein enterbtes Proletariat, anderſeits eine Kaſte von Millionären geſchaffen, der Landwirtſchaft aber, der Seele eines geordneten Staatslebens, den Tod gebracht und das Familienleben von Hunderttauſenden zerſtört hat.

Sie ſind ſchuld an der Lebensregel vom beſſern irdiſchen Daſein; ſchuld an den Tauſenden neuer Lebensbedürfniſſe und Lebensgenüſſe, welche die Menſchheit krank machen und entſittlichen; ſchuld an dem leichten Verkehr auf Eiſenbahnen mit all ſeinen Nachteilen für Volk und Volkstum; ſchuld an der Verödung des Landes und ſchuld an dem Entſtehen unſerer Großſtädte, dieſen Kirchhöfen für Leib und Seele der Menſchheit.

Sie ſind ſchuld an allen Fälſchungen im Handel und Verkehr.

Sie ſind durch ihre „Verbeſſerung“ der Feuerwaffen, durch ihre Erfindung neuer Mordwerkzeuge, durch ihre Schnellfeuergewehre und Mitrailleuſen ſchuld, daß die Tapferkeit des Einzelnen keine Rolle mehr ſpielt, ſondern die Maſſen, die man mit der Eiſenbahn zuſammengeführt und mit

Digitized by Google

schrecklich wirkenden Waffen auf einander los=stürzen läßt.

Wer am meisten und mit den modernsten Waffen versehene Soldaten hat, ist Sieger.

Drum sind die Naturwissenschaften auch schuld an unseren Großstaaten mit ihrem Militarismus und mit all ihrem schlimmen Einfluß auf die wahre Kultur.

Sie sind schuld an der Weltpolitik und Kolonialsucht dieser Großstaaten und schuld an all dem moralischen Elend, das der Europäer mit seiner Kultur in die „wilden", aber vielfach „bessern" Völker anderer Erdteile hineinträgt.

Sie sind aber auch schuld an der Konkurrenz, die uns eines Tages von diesen Völkern erwachsen wird, wenn sie die Segnungen der modernen Naturwissenschaften auch einmal kennen und in Handel und Fabrikwesen anwenden. Diese Konkurrenz allein wird dereinst, wenn unsere Fabriken keinen Absatz mehr haben, Revolutionen bewirken.

Die Naturwissenschaften sind ferner schuld, daß man in unserer Zeit die Größe und die Wohlfahrt eines Volkes abhängig macht von der Menge der Fabrikschlote, von der Größe des Eisenbahn=

Digitized by Google

und Telegraphennetzes, von der Anzahl der Millionäre, von der Höhe der Kapitalrentensteuer und von der Menge der gezogenen Geschütze und der Kriegsschiffe.

Drum werden die katholischen Spanier und Italiener zu den untergehenden Nationen gerechnet, weil sie in allen diesen Dingen nicht al pari stehen.

Ich bin der letzte, welcher die schändliche politische und soziale Mißwirtschaft verteidigt, unter welchen die eben genannten Völker seit Jahrhunderten gelitten haben; aber ich meine denn doch, daß die wahre Wohlfahrt und das wahre Glück eines Volkes nicht von obigen Dingen abhängt, sonst müßten die Deutschen, die Engländer und die Amerikaner zu den glücklichsten Nationen gehören, während doch im Verhältnis sicher viel mehr unzufriedene und unglückliche Menschen in diesen Ländern wohnen als in Spanien und in Italien.

Gerade da, wo die Millionäre am dicksten sitzen und wo die Fabrikschlote wie Wälder in die Welt schauen, ist die Zahl der unzufriedenen, enterbten und haßerfüllten Proletarier am größten.

Was die Menschen glücklich macht, ist die Tugend:

Digitized by Google

die Selbstaufopferung, Entsagung, Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Sitten und des Lebens. Und diese Dinge finden sich bei den Nationen, die nicht auf der Höhe der Zeit und der Naturwissenschaften, des Militarismus und der Flottenmacht stehen, noch weit mehr, als bei den gepriesenen Fortschritts- und Industriestaaten unseres Jahrhunderts.

Und dann entscheidet sich das Los des Einzelnen und der Völker nicht hienieden, sondern in einer andern Welt, welche Welt die heutigen Wissenschaften zwar leugnen, aber damit nicht beseitigen können. —

Endlich sind die so hochgefeierten Naturwissenschaften auch schuld an der Zerstörung der Poesie in der Natur.

Wo ein Wasserfall sich zeigt, der malerisch und herzerfreuend über Felsen stürzt, wird er abgefangen, zerstört und dem Schoßkind jener Wissenschaften, der Elektrizität, dienstbar gemacht.

Während ich den Druck dieses Büchleins überwache, schreibt mir ein Pfarrer aus der Schweiz folgendes: „Ich pastoriere seit zwölf Jahren eine kleine Berggemeinde. Bei dem einfachen, an Seele und Leib gesunden, braven Berg-, Land- und

Digitized by Google

Hirtenvolk war ich bis dato in stiller Einsamkeit glücklich und zufrieden und hoffte da meinen Lebensabend zu beschließen."

„Doch der Mensch denkt, und der Kulturteufel lenkt. Seit drei Jahren hat dieser Industrie-Herrgott sein Augenmerk auf dieses stille, glückliche Tal geworfen, um es zu verderben. Und leider ist der Plan nur zu gut gelungen."

„Von den hiesigen Wasserkräften angelockt, kamen die Geldleute und haben auf alle Weise, vorab durch den Geldteufel, die früher zufriedenen, einfachen Landleute verführt. Die meisten sind der Verlockung unterlegen und haben ihre Güter, Grund und Boden, an die Herren verkauft. Selbst Pfarrkirche, Schule und Pfarrhaus sind mit Einwilligung der Curie verkauft, und dieses Jahr noch müssen die meisten Bewohner ihr heimatliches Tal verlassen. Da, wo das Dorf und seine ertragsreichen Felder liegen, wird ein See angelegt, um die Wasserkräfte zu elektrischem Zwecke zu gewinnen."

„So wird eine Jahrhunderte lang bestehende, schöne, glückliche Gemeinde total ruiniert. Und Sie werden begreifen, daß mir um meiner Pfarrkinder

Digitized by Google

willen und der schönen Gemeinde wegen das Priesterherz Tag und Nacht blutet."

Und das alles haben die Naturwissenschaften getan, welche dem herzlosen, brutalen, stolzen Mammon an seinem Triumphwagen, den er eben durch die Welt führt, den stärksten Vorspann leisten.

Sie haben, diese hochgerühmten Wissenschaften, nicht bloß Gott aus der Natur verbannt, sie treiben auch die Poesie aus ihr fort und aus den Herzen der Menschen jeden idealen Zug, selbst die Liebe zur Heimat.

Die Früchte dieser Segnungen werden nicht ausbleiben. —

Am 16. Oktober.

Ich war übernacht hier. Es ist Samstag heute und die Landstraße, die vom Schwarzwald herabführt, belebt von zahlreichen Fuhrwerken. Die Bauern und die Boten eilen der Stadt zu; denn der Samstag ist nach uraltem Brauch der Hauptmarkttag in der Dreisamstadt, auf den die Völker alle, so im Rheintal und auf dem Walde wohnen, ihre Vertreter senden.

Jedes Städtchen, von Breisach bis Löffingen

Digitized by Google

und von Todtnau bis Furtwangen, ſchickt ſeinen Boten und zahlloſe Dörfer ihre Bötinnen, die alle mit unzähligen Aufträgen in die Stadt ziehen, um tauſenderlei Dinge aus ihr heimzubringen.

Die „Wälder“ bringen ihre Butter und die Landleute aus der March und vom Rheintal ihre Feld- und Gartenfrüchte zu Markt.

So ſind alle Straßen, die zur Stadt führen, am Samstag belebt, und alles erinnert an die gute, alte Zeit, die noch keine Eiſenbahnen kannte und in der ein gutes Stück Volksleben auf den Landſtraßen ſich abſpielte.

Man hat es dem Dichter Grillparzer verübelt, daß er, als die erſten Eiſenbahnen gebaut wurden, meinte:

Eiſenbahnen —
Die Wege, die wahren,
Um zum Teufel zu fahren.

Und im rechten Lichte betrachtet, hat Grillparzer doch ein prophetiſches Wort geſprochen.

Der Kulturteufel und der Genußteufel feiern wahre Orgien, ſeitdem die Lokomotive überall hinfährt und überallhin die Segnungen der Kultur trägt.

Digitized by Google

Am schlimmsten wirken im Volke die so beliebten „Lokalzügle“. Diese locken das Landvolk förmlich, wegen „jedem Hafenkäs“ auch am Werktag in die Stadt zu fahren und sein Geld loszubringen, und verleiten die Stadtleute, bei jedem Sonnenblick einen Ausflug zu machen und Geld auszugeben. —

Es ist heute ein herrlicher Herbstmorgen. Die Sonne verklärt überall die sterbende Natur, voran den Buchenwald, der im Halbkreis die Karthause umsteht.

Die Tannen im Sternenwald drüben überschleiert ein silberner Nebelhauch.

Ich gehe hinab auf die Straße und treffe am Bach einen alten Mann, der an der Stellfalle beschäftigt ist, die den Zulauf des Wassers reguliert für die weiter unten liegenden Fabriken.

Ich hab' ihn früher, da ich noch jeden Abend vom Sternenwald her über die Karthäuserbrücke wanderte, oft gesehen, aber nie mit ihm gesprochen.

Heute tat ich es und lernte in ihm einen Helden kennen. Er ist bald 40 Jahre Arbeiter in der Papierfabrik, hat zwölf Kinder erzogen

Digitized by Google

und trotzdem bei 2 Mark 40 Pfennig Lohn sich 6000 Mark erspart.

Solch einen Mann nenn' ich einen Helden, der das eiserne Kreuz erster Klasse mehr verdiente, als einer, der im Krieg eine einmalige mutige Tat vollbracht hat.

Ein Soldat kann für Stunden, für Augenblicke voll Mut und Aufopferung sein und wird so zum Helden und als solcher dekoriert.

Dieser Arbeiter aber hat vierzig Jahre lang tagtäglich gearbeitet und entsagt und gespart, um zwölf Kinder ernähren zu können, und um im Alter einen Notpfennig zu haben.

Freilich haben ihm sein Weib und seine Kinder auch geholfen zu seinem kleinen Vermögen, aber es bleibt trotzdem noch Heldentum genug übrig für den Vater, der unzähligemal noch die Nacht benützt hat, um seinen Lohn zu vermehren. —

Als ich zurückkehrte, waren meine Zeitungen aus der Stadt angekommen. In mein Gemach schien die Sonne ebenso hell als mild und machte es mir leicht möglich, die Blätter zu lesen.

Meine Augen sind schwach und streiken gleich, wenn ich bei schlechtem Licht Zeitungen lese. Denn

Digitized by Google

unsere Tagesblätter haben anfangs ein derart liederliches, graues, lumpiges Papier und einen so schlechten, leichtfertigen Druck, daß ein schwaches Auge sie bald nicht mehr lesen kann.

Selbst die sicher reiche Prozente abwerfende Frankfurter Zeitung, die, ehe sie Aktiengesellschaft war, ein gutes, weißes Papier hatte, steht heute, was Papier und Druck betrifft, al pari mit jedem Winkel- und Käsblatt, das Löcher bekommt, wenn man es zweimal umwendet, und sich anfühlt wie ein feuchter, dünner Lumpen.

Unsere Zeitungen sind jetzt richtige Tages-blätter im vollen Sinne des Wortes. Sie halten nur einen Tag lang, und dann sind sie Fetzen.

Das ist auch einer der schönen Erfolge unserer so stolzen Naturwissenschaften. Sie sind schuld an dem grundliederlichen Holzstoffpapier, das, weil billig, jetzt überall zur Verwendung kommt und bewirkt, daß in fünfzig Jahren alles, was man auf dieses Papier schreibt und druckt, unbrauchbar geworden sein wird.

Die Archivare von ganz Europa halten zur Zeit Kongresse ab und beraten, wie man alte Manuskripte und Urkunden, die längst gedruckt

Digitized by Google

sind, erhalten könne; aber zu beraten, wie man die neuen Schriftstücke, die viel gefährdeter sind, vor dem Holzstoffpapier bewahren möge, daran denken die Herren nicht.

Überall begegnet man den Segnungen oder, richtiger, den Verschlechterungen und Fälschungen durch unsere Naturwissenschaften: Liederliches Papier, gefälschter Wein und gefälschtes Bier, künstlicher Butter, Kunstwolle und Kunstleder, falsche Edelsteine, falsche Haare, falsche Zähne. Kurzum nichts ist mehr sicher vor Fälschung, und alles, was der echten, rechten Natur feind ist, verdanken wir den sogenannten Naturwissenschaften, die gelehrt haben, in unzähligen Dingen die Natur zu mißbrauchen und zu fälschen und alles lumpiger und schlechter zu machen.

Das heißt man aber heutzutag Fortschritt. Ja, es ist Fortschritt zur Lumperei, zur Unnatur und zum Verderben der Menschheit.

Am 20. Oktober.

Ehe ich heute nachmittag hierherfuhr, wurde mir noch eine Mitteilung, die mir nicht wenig Spaß machte und die beweist, daß es doch noch Dinge gibt, die neu sind unter der Sonne.

Digitized by Google

Das Landkapitel Freiburg, zu dem auch die St. Martinspfarrei in Freiburg gehört, hatte seine Jahresversammlung, bei der alle Geistlichen des Kapitels sich einzufinden pflegen.

Ich war diesmal nicht dabei, und das war gut; denn sonst wäre vielleicht der „Staatsstreich“ gegen mich in der Versammlung nicht gefallen, und das wäre wirklich schade gewesen.

In meiner Abwesenheit erhoben sich nämlich einzelne Pfarrer aus dem Elztal und beantragten ungefähr das Folgende: „Man habe gehört, der Pfarrer Hansjakob wolle infolge der Befehdung des Bleibacher Trachtenfestes etwas über das Tanzen schreiben; die Versammlung möge doch dagegen einschreiten und höheren Orts beantragen, daß der genannte Pfarrer nichts schreiben dürfe über das Tanzen.“

Der gesunde Sinn der Mehrheit lehnte diese Zumutung ab. Ich aber sage: So was ist denn doch noch nicht vorgekommen, daß einer auf den Index gesetzt wird, ehe er einen Buchstaben geschrieben hat.

Nach der Anschauung dieser Elztäler Index-Kongregation sollen aber schon Gedanken und

Digitized by Google

Absichten mit dem Banne belegt werden, noch ehe man weiß, wie dieselben lauten werden.

Selbst die alten Nürnberger wollten nur einen hängen, der wirklich ein Verbrechen begangen hatte, dessen sie aber nicht habhaft werden konnten; hier sollte aber einer gehängt werden, ehe er eine Straftat verübt, ja noch ehe es erwiesen war, daß er eine solche begehen werde und begehen wolle.

Wahrlich, Ben Akiba, der große Gelehrte, würde angesichts dieses Vorkommnisses verwundert sein Haupt schütteln und sagen: „Es gibt doch Neues unter der Sonne", und so er noch lebte, würde er ins waldige Elztal reisen und fragen: „Wo wohnen die Männer, die so Neues erfunden unter der Sonne, ich muß sie sehen und grüßen." —

Vor Jahr und Tag schon wurde mir gesagt, ein Pfarrer aus der gleichen Gegend habe geäußert: „Dem Hansjakob sollte man das Maul verbinden und das Schreiben verbieten."

Das wäre allerdings eine Radikalkur, und ich glaube, daß noch mehr als ein Gerechter in Israel lebt, der dem Manne im Elztal beistimmt.

Der heilige Apostel Paulus schreibt: „Wo

Digitized by Google

der Geiſt Gottes iſt, da iſt Freiheit", und ich meine drum, der Geiſt überhaupt weile nicht da, wo derartige Maulverbinder wohnen.

Übrigens kenne ich Leute, die noch weiter gingen als der ſchneidige Elztäler; ſie würden mir ſelbſt das Predigen verbieten, trotzdem ich dabei ſtets bemüht bin, das Wort und die Ehre Gottes zu verkünden. —

In neueſter Zeit vernahm ich noch einen andern Ausſpruch eines katholiſchen Pfarrers in einer Amtsſtadt am Oberrhein. Bei ihm, der eine katholiſche Bibliothek verwaltet, fragte ein katholiſches Menſchenkind auch nach Büchern von mir. Hierauf meinte der Pfarrer: „Von dem habe ich nichts; er ſchreibt nur ſo dumme Geſchichten von Schnapsbrüdern."

All' dieſe Vorgänge und Ausſprüche haben mich perſönlich, ſo wahr ich lebe, nicht beleidigt; im Gegenteil, ſie haben mich amüſiert.

Ich finde es nur zu begreiflich, daß unbefleckte Lämmer mit einem räudigen Schafe, wie unſereiner es iſt, nicht harmonieren und nichts wiſſen wollen von einem Bücherſchreiber, der mit Schnapsbrüdern zu tun hat, und dem, offen

Digitized by Google

gestanden, ehrliche Schnapsbrüder lieber sind als falsche Betbrüder, weil jene nur den Schnaps, diese aber die Religion mißbrauchen. —

In alleweg halte ich es jedoch mit dem großen Revolutionsmann Proudhon, der da meint: „Leide und stirb, aber was dir Wahrheit dünkt, das sage."

Angesichts der Intoleranz gewisser geistlicher Amtsbrüder gegen mich Tanzverteidiger und Schnapsbrüder-Beschreiber muß ich die Toleranz der Frauenwelt gegen mich hervorheben, von welcher gerade der heutige Tag mir ein Beispiel brachte.

Diesen Abend erhielt ich einen Brief von einer Dame, worin sie mir die Äußerung einer Fürstin über mich mitteilte. Diese habe gesagt: „Sie lese sehr gerne meine Bücher, trotzdem ich ein halber Sozialdemokrat sei und weder die Fürsten, noch die Wibervölker leiden könne."

Wie hoch steht diese Fürstin an Milde und Nachsicht über meinen eigenen „Mitbrüdern"! Sie ist persönlich engagiert bei den Schriften des „Sozialdemokraten" und „Weiberfeindes", und doch liest sie seine Bücher und will nicht, daß man ihm das Schreiben verbiete.

Digitized by Google

Wahrlich, die Wibervölker ſind doch bisweilen die beſſeren Menſchen! —

Am 23. Oktober.

Heute haben ſie den erſten Toten aus unſerer kleinen Karthäuſer-Gemeinde fortgeführt.

Als ich geſtern nachmittag, aus der Stadt kommend, den Hügel heraufgeſtiegen war, trugen ſie eben einen bewußtloſen Mann durch das Kloſtertor. Es hatte ihn beim Holzmachen der Schlag getroffen. Ich leiſtete ihm ſofort geiſtlichen Beiſtand; aber er ſtarb, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben.

Digitized by Google

Heute gegen Abend holte ihn der Leichenwagen hinab auf den Kirchhof der Stadt. Die Armen des Hauses gaben dem toten Genossen unter Gebet das Geleite bis auf die Straße hinunter.

Eine Träne hat ihm niemand nachgeweint bei diesem Leichenzug. Der Verstorbene gehörte ja zu den vielen Heimat- und Familienlosen, auf deren Grabeshügel nur der Himmel seine Tränen vergießt.

Wenn es auf mich ankäme, würden die Toten der heutigen Karthause begraben werden wie einst die Mönche — im Klostergarten, wo schon so viele vermodert sind aus vergangenen Jahrhunderten.

Es ist gewiß ein schöner Gedanke, auf gemeinsamer Stätte alle diejenigen im Tode zu vereinen, die hienieden den gleichen Ort bewohnt und den gleichen Herrn der Auferstehung und des Lebens geglaubt und bekannt haben.

Aber da es mir persönlich besser gefiele, ganz allein an einem stillen, einsamen Ort begraben zu sein, so meine ich, man sollte es jedem freistellen, wo er in Gottes freier Natur begraben sein wolle.

Es wäre auch für die Lebenden gut und heilsam, wenn sie in Berg und Tal, auf Wegen und Stegen einsamen Menschengräbern begegneten. —

Digitized by Google

Diesen Nachmittag besuchten mich zwei junge Priester, die in Freiburg noch Studien machen wollen. Der eine ist Elsässer, der andere Lothringer.

Zu meinem Staunen reden beide den preußischen Dialekt, weil sie in der Schule zu demselben angehalten wurden von preußischen Schulmeistern.

Ich machte den zwei Leuten Vorwürfe, daß sie den urkräftigen, allemannischen Dialekt ihrer Heimat verleugneten und auch glaubten, man sei nur ein guter Deutscher, wenn man preußisch rede in den „Reichslanden".

Wenn's so fortgeht, wird in fünfzig Jahren ein großes Stück allemannischen Sprachgebiets dem norddeutschen Dialekt gewichen sein.

Und wenn der Dialekt in Baden in den Schulen behandelt wird wie seither, so geht's bei uns gerade so, und unsere Schwarzwälder werden nach einigen Jahrzehnten preußisch reden und von „juter Butter" und von „schönem Wein" sprechen.

Ich bin froh, daß ich alt bin und diese Komödie nicht mehr zu erleben brauche.

So wie jetzt bei uns viele Leute es als ein

Digitized by Google

Stück Bildung ansehen, wenn sie preußisch sprechen, so war es in der römischen Kaiserzeit Mode, statt lateinisch griechisch zu reden und seine Mutter=sprache zu vernachlässigen.

Der bekannte römische Dichter Juvenal klagt, daß zu seiner Zeit in Rom die Quiriten, d. i. die alten, echten Römer nichts mehr, die eingewanderten Griechen aber alles galten.

Ähnlich wird's auch bei uns Süddeutschen kommen; die Preußen werden bald mehr gelten als die Allemannen und die Schwaben und Bayern. Der Anfang ist bereits gemacht.

Wenn nicht der große „Kladderadatsch" eine unliebsame Störung bringt, so werden in nicht allzuferner Zeit in ganz Süddeutschland die Preußen und die Juden überall das erste Wort reden und die erste Violine spielen.

Die Preußen sitzen bei uns bald in allen Stellen, nicht bloß als Offiziere, sondern auch als Amt=männer, Richter, Professoren, Ärzte und bis herab zum Gendarmen und Bureaudiener. Und die Juden besitzen in unseren Städten und Städtchen bereits die schönsten Häuser und die besten Geschäfte.

Es hat mir noch niemand nachgesagt, daß

Digitized by Google

ich für die Preußen oder für die Juden schwärme, aber gleichwohl habe ich vor beiden einen gewissen Respekt. Beide wissen, was sie wollen, und beide treiben das, was sie treiben, recht.

Es ist merkwürdig, daß ein französischer Revolutionsmann, der bekannte Abbé Sièyes, der vor 100 Jahren als Botschafter der französischen Republik in Berlin war, die Preußen die Juden Deutschlands nannte.

Preußen und Juden haben in der Tat manches gemein. Beide sind nüchtern, sparsam, energisch, keine Gefühlsdusler und keine Wolkensegler wie wir Süddeutsche.

Drum konnte nur ein Preuße, der Blut und Eisen nicht fürchtete, Deutschland unter einen Hut bringen. Wir Süddeutsche meinten lächerlicherweise, ein geeintes Vaterland lasse sich bei Bier und Wein zusammenschwätzen und zusammensingen.

Juden und Preußen sind aber auch, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, sehr gerne gegen andere Menschenkinder herrisch, sich überhebend, anspruchsvoll, nach oben demütig und nach unten rücksichtslos.

Doch sind die ersteren den letzteren in all diesen Eigenschaften noch bedeutend über.

Ihre Geschmeidigkeit und ihre natürliche Schlauheit haben schon im alten Heidentum den Juden zu vielen Siegen und Vorteilen verholfen.

Sie wußten, wie heute noch, durch allerlei Mittel, auch durch Weibereinfluß Ansehen zu gewinnen, nicht nur bei den assyrischen und babylonischen Großkönigen, sondern auch bei den Kaisern des römischen Weltreichs. Ich erinnere nur an den Kaiser Titus und an die Jüdin Berenike, die Kaiserin geworden wäre, wenn nicht die antisemitischen Römer es verhindert hätten.

Wie mächtig und einflußreich die Juden schon in den Zeiten der römischen Republik waren, davon gibt uns der Römer Cicero Kenntnis in seiner Verteidigungsrede für den Statthalter von Asien, Valerius Flaccus. Dieser hatte den Juden seiner Provinz verboten, die Tempelsteuer nach Jerusalem in Gold abzuführen, und sie hatten ihn deshalb in Rom verklagt.

Cicero verteidigte den Angeklagten und sagte in der Rede zu Laelius, dem Advokaten der Ankläger: „Du weißt, wie groß der Juden Macht ist, du kennst ihre Einigkeit, und wie vielen Einfluß sie haben in den Volksversammlungen. Ich

Digitized by Google

muß leiſe ſprechen und nur ſo laut, daß die Richter es verſtehen; denn es fehlt hier nicht an Leuten, welche die Juden gegen mich und gegen jeden beſſern Bürger aufhetzen."

Wie groß muß der Juden Macht geweſen ſein, daß ſelbſt ein Mann wie Cicero und jeder beſſere römiſche Bürger ſie zu fürchten hatte!

Im Mittelalter, das in alleweg praktiſcher war, hatten die Juden zwar auch das große Geld, aber ſie wurden von Zeit zu Zeit gehörig geſchröpft, und als kaiſerliche Kammerknechte waren ſie eine ergiebige Einnahmequelle für die geldbedürftigen Kaiſer.

Aber was die Juden dieſen bezahlen mußten, wußten ſie bald wieder aus dem Volke zu gewinnen.

Ihre Emanzipation im 19. Jahrhundert hat ihren Einfluß und ihre Macht zur höchſten Blüte geſteigert. Sie beherrſchen heute nicht bloß den Geldmarkt — und Geld regiert die Welt — ſie beherrſchen auch die Preſſe und die Literatur, den geiſtigen Weltmarkt.

Ja ſie haben in manchen Ländern den größten Einfluß auf die Politik und auf die Geſetzgebung und entſcheiden über Krieg und Frieden.

Digitized by Google

In ihrer Hand steht es ferner, was die Christen bezahlen müssen für das, was sie essen und trinken und womit sie sich kleiden; denn sie sind auch hier die Herren des Marktes.

Sie sind Liebkind bei den Fürsten und haben gute Freunde bei den Sozialdemokraten und bei den Kommunisten. Sie haben Einfluß oben und unten in der Gesellschaft, und die mittleren Klassen, Bürger und Bauern, sind ihnen darum tributpflichtig. Mag kommen was da will, sie haben bei jeder Partei, die etwa siegt, ihre guten Freunde, und ihre Gegner reden allermeist so leise wie Cicero, wenn sie gegen die Juden sprechen, aus Angst vor ihrem Einfluß.

So gehört in alleweg die Zukunft den Juden, die schon in der Vergangenheit gezeigt haben, was sie vermögen.

Und wer nicht einsieht, daß Israel jedem Volke, in welchem es al pari schalten und walten kann, zum sozialen und nationalökonomischen Schaden ist, der ist entweder ein Esel zu Pferd oder von den Juden abhängig.

Das internationale Judentum zieht heute aus den europäischen Völkern mehr Millionen als der

Digitized by Google

Militarismus, und seine Macht ist auch größer als die aller europäischen Armeen zusammen.

Die Juden sind zum Kampf ums bessere Dasein, welcher die Parole unserer Zeit ist, eben besser organisiert als wir Arier, die sie rücksichtslos unterkriegen in diesem Kampfe, wo immer sie mit ihnen konkurrieren. Und sie verstehen es trotzdem, sich eine Menge guter Freunde und Gönner unter den Christen zu verschaffen.

Es gibt billige Denker genug unter den letztern, die gegen jeden, der etwas über die lieben Juden sagt, herfallen, ihn Hetzer nennen und sich in die Brust werfen für Israel.

Ich aber sage: Respekt vor den Juden, welche sich so viele Esel unter den Christen zu verschaffen wissen! —

Übrigens muß man auch gerecht sein. Die Juden und die Wibervölker waren Jahrhunderte lang unterdrückt und rechtlos. Wenn sie jetzt, emanzipiert, den Stiel umkehren und ihre Unterdrücker beherrschen und statt Ambos Hammer sein wollen, kann man es ihnen ehrlicher Weise nicht verübeln — von ihrem Standpunkte aus.

Digitized by Google

Am 2. November.

Die letzten acht Tage war ich nicht hier. Eine Erkältung, die bei mir, wie schon einmal gesagt, sich stets zu einer förmlichen Krankheit ausgestaltet, hielt mich in der Stadt fest.

Ein Nebelmeer ergoß sich in diesen Tagen in alle Straßen, und die Sonne schien bleibend in ihm untergegangen.

Hier oben aber finde ich heute hellen, lichten Sonnenschein und eine wunderbare Herbstruhe über Berg und Tal gelagert, eine Ruhe, die mir doppelt wohl tut, nachdem ich eine ganze Woche lang den Lärm der Stadt wieder habe über mich ergehen lassen müssen.

Ich versuche es noch einmal, unter dem Lärchenbaum am Walde in die Sonne zu sitzen. Seine Nadeln und die Blätter der Buchen sind jetzt goldig verklärt, ehe sie abfallen, und der mächtige Buchenwald ringsum bildet einen riesigen, goldenen Laubkranz, den die Natur zum Abschied auf das Grab des Sommers legt.

Es ist Allerseelentag heute. In der Zeit, da die Natur sich zum Sterben anschickt, begeht

Digitized by Google

die chriſtliche Kirche in ſchöner Art ein Feſt der Unſterblichkeit.

Vor wenigen Monaten ſaß ich hier oben am Pfingſtfeſt, und die Natur feierte ihren vollen Frühling. Überall Singen und Klingen, Knoſpen und Blühen, Hüpfen und Springen.

Heute iſt alles ſtill um mich. Die Sonne beſcheint einen großen Friedhof. Nur an den alten Efeuranken an der Kloſtermauer fliegt bisweilen leiſe und ohne zu ſummen ein Bienlein hin und her und ſucht Blüten. Und auf der Wieſe am Walde drüben ſtolzieren drei einſame Krähen auf und ab.

An der ſonnigen Mauer hin kriechen melancholiſchen Ganges einige Ameiſen.

Die Ameiſen bilden bekanntlich Sklavenſtaaten, und es kam mir der Gedanke, ob die vereinzelten Wanderer in der kalten Herbſtzeit wohl Verbannte wären, daß ſie zu ſo ungewöhnlicher Zeit außerhalb ihres Baues ſich ſehen ließen.

Vielleicht, ſagte ich mir, ſind es Demokraten, die, der Sklaverei überdrüſſig, ihren Mitſklaven von Freiheit ſprachen und dafür von den Herren im Ameiſenſtaat verbannt wurden.

Digitized by Google

Doch spann ich diesen politischen Gedanken nicht weiter, weil es mir wieder einfiel, daß Allerseelentag sei und an einem solchen Tag die Politik der Menschen uns ebenso armselig als töricht vorkommen muß.

Allerseelentag und Allerseelenzeit! Wer denkt da nicht an die Flüchtigkeit unseres Daseins, ans Sterben und ans Begrabenwerden! Wer denkt nicht daran in einer Zeit, da die Menschen die Gräber ihrer Toten schmücken und die ganze Natur im Begriffe steht, alles, was sie im Frühling und im Sommer geboren hat, zu begraben!

Ich sah, unter meinem Lärchenbaum sitzend, hinab auf die einstige Totenstätte der Karthäuser und auf die Stätte, da ihr Kirchlein stand, in welchem die sonst stummen Mönche vier Jahrhunderte lang ihre frommen Lieder sangen. Und ich dachte an die Dichterworte:

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen —
Vergessend all ihr trübes Erdenlos?
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen.

Über ihren Gräbern wächst jetzt Gras, und wo ihr Kirchlein stand, da blühen Rosen, letzte

Digitized by Google

Rosen. Ihrer und aller heimgegangenen Seelen aber gedenkt heute die katholische Kirche, und mitten im Tod, mitten in den Gräbern, mitten im Sterben der Natur feiert sie ein Fest des Lebens, des ewigen Lebens. Denn der Gedächtnistag für alle Seelen hat nur einen Sinn, wenn diese Seelen fortleben in einer andern Welt.

Gräber schmücken und Gräber besuchen am heutigen Tage und dabei nicht an die Unsterblichkeit glauben, ist eine schreckliche Arbeit, die nur der Unglaube unserer Zeit fertig bringt. Aber lange halten sie, die Glaubenslosen unserer Tage diese Arbeit nicht aus, und die Gräber derer, die auf Nimmerwiedersehen und in ewige Nacht von dannen gingen, sind bald einsam und verödet.

Trost und Friede am Grabe gibt nur der Glaube an die Unsterblichkeit, und nur wenn dieser Glaube im Herzen der Lebenden wohnt, hat es einen Sinn, an ihren Ruhestätten der Toten liebend und betend zu gedenken. —

Draußen im Tal keuchte die Lokomotive dem Höllental zu und weckte mich aus meinen Allerseelen-Gedanken. Ich erhob mich.

Digitized by Google

Vom Kloſter herauf kam ein alter Mann, den ich bisher noch nie beachtet. Er ging eilenden Schrittes, als wollt' er den Augenblick nicht verpaſſen, mich noch allein da oben zu treffen.

Schüchtern trat er dann auf mich zu und ſprach: „Herr Pfarrer, es iſt heut Allerſeelentag, und da denkt man ans Sterben. Ich habe mir ſeit Jahr und Tag zehn Mark erſpart; die will ich Euch geben, und dann ſeid ſo gut und ſorgt dafür, daß ich und meine Frau, die auch in der Karthaus iſt, ehrlich begraben werden und auch eine Totenmeſſe für uns gehalten wird."

Nach dieſen Worten zog er, in vergilbtes Papier eingewickelt, ein Goldſtück, ſein ganzes Vermögen, aus der Taſche und wollte es mir übergeben.

Ich war gerührt von des armen Mannes Entſchluß, all ſein bares Geld zu opfern für ein ehrlich und chriſtlich Begräbnis. Ich ſagte ihm alsbald, er möge ſein Geld nur behalten, das Heilig-Geiſt-Spital ſorge in chriſtkatholiſcher Art für alle ſeine Armen auch nach ihrem Tode, und wenn er und ſein Weib vor mir ſtürben, würde ich noch ein Übriges tun. Für das Geld aber ſolle

Digitized by Google

er ſich und ſeiner Frau bisweilen eine gute Flaſche Wein kaufen und ſich und ihr die alten Tage verſüßen. Und wenn es alle wäre, möge er es mir ſagen.

Nun wollte ich aber auch noch mehr wiſſen von dem braven Mann, der ſo ernſtlich an den Tod denkt und an die Ewigkeit. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer und erforſchte ſein Leben.

Er iſt zu meiner Freude ein Kinzigtäler, aus der Nachbarſtadt von Hasle, aus Gengenbach.

Von da kam einſt der Sohn meines Ahnherrn als Färber nach Hasle; drum bin ich auch ein halber Gengenbacher und ſehe in jedem Gengenbacher einen Stammesgenoſſen.

Der alte Spitäler trägt zu dieſer Verwandtſchaft auch noch meinen Vornamen und iſt als der Sohn eines armen Schuhmachers im Oberdörfle zu Gengenbach geboren anno 1822.

Schuhmacher werden wollte er nicht, als er aus der Schule entlaſſen war; drum ging er zum Salmenwirt ſeiner Vaterſtadt als „Bua“. In dieſer Eigenſchaft ſetzte er am Abend den Gengenbacher Herren die Kegel auf, und untertags geleitete er die Vorſpannpferde der großen Güter-

Digitized by Google

wagen bis Hasle, zu einer Zeit, da ich kaum auf der Welt war.

Ein Postillon, der neben ihm gedient hatte und später nach Freiburg verzogen war, lockte ihn auch in diese Stadt, wo er als Stiefelputzer im römischen Kaiser und im wilden Mann funktionierte, bis die Revolution von 1849 ihn heimrief, auf daß er die Waffen ergreife für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Unter dem „Müllermichele", dem Kommandanten der Gengenbacher Freischaren, machte er in Gemeinschaft mit denen von Hasle die Besetzung der Stadt Lahr mit.

Die Preußen, so meinte er, machten dem G'spaß bald ein Ende. Der Müllermichele mußte fliehen, den andern aber taten die Preußen nichts.

Heinrich Petershauser, so heißt mein Mann, machte sich alsbald wieder auf gen Freiburg, wohin, wie er sagt, „jeder wieder gerne geht, der einmal dort gewesen." Aber alle Stellen sind besetzt, und unser Gengenbacher muß weiter wandern, um nach Brot zu schauen.

In der Nähe von Neuenburg am Rhein findet er Dienst als Knecht bei einem Bauer, wo er

Digitized by Google

zwei Jahre bleibt und dann nach dem benachbarten Müllheim zieht.

Bei einem Ökonomen aus dem bekannten Hause Blankenhorn kommt er als Futterknecht an, und es wird ihm „ein rechter Lohn diktiert.“ Sechs Jahre dient er hier „rechtschaffen.“ Da „drillt ihm eines Tages der Melker, ein grober Schwyzer, einen Finger ab auf der Futterschneidmaschine.“

Er will alsbald nach der Verstümmelung des Fingers diesen mit einem Beilhieb gleich ganz von der Hand trennen, aber sein Herr verhindert es; so bleibt dem Heiner nach langer Spitalzeit sein Zeigefinger.

Aber er fürchtet, der Melker könnte ihm noch mehr Finger „abdrillen“, und da der Meister denselben nicht entlassen will, quittiert der Futterknecht von Gengenbach den Dienst und zieht wieder hinab in die schöne Stadt an der Dreisam.

Hier wird er nun Taglöhner und bleibt es fast vierzig Jahre lang. In den sechziger Jahren wurde er einmal beim Graben eines Brunnens verschüttet und lag von abends 6 Uhr bis morgens um die gleiche Stunde unter Schutt und Steinen und mit dem halben Körper im Wasser.

Digitized by Google

Aber „er hat ein zähes Leben“; wider alles Erwarten ziehen ſie ihn noch lebendig aus ſeinem Grabe, und nach Monaten kann er wieder gehen, aber nicht arbeiten.

Er hat 200 Gulden erſpartes Geld, und von dem zehrt er, in der „Gerberau“ wohnend, bis er wieder ganz bei Kräften iſt, und dann geht's wieder ans Taglöhnern.

Ende der ſiebziger Jahre arbeitete er, ſchon ein ziemlicher Fünfziger, in der Zähringer Vorſtadt. Sein Veſperbrot nimmt er „in der Stadt Wien“ ein und trifft da eine Taglöhnerin, die von Wildtal jeden Morgen in die Stadt kam, in Reben und Gärten taglöhnerte und am Abend wieder heimkehrte. Sie veſpern einige Zeit mit einander in der Stadt Wien, lernen ſich ſo kennen, heiraten und taglöhnern zuſammen weiter, bis ſie, alt geworden, Aufnahme finden im Spital.

Das iſt, kurz geſagt, der Lebenslauf eines armen Mannes aus dem Kinzigtal, der am Allerſeelentag als ein Greis von 75 Jahren ſein letztes Geld opfern will zum Heil ſeiner Seele und zu einem ehrlichen Begräbnis. —

Wie ich ſpäter hörte, iſt der greiſe Gengen-

Digitized by Google

bacher ein ſtiller Mann, der noch täglich arbeitet, was er kann, aber ums Leben gerne, wenn er dazu kommt, einen Schnaps trinkt.

Da hätten wir alſo richtig wieder einen von meinen „Schnapsbrüdern“. Und doch denkt dieſer den norddeutſchen Nektar liebende Kinzigtäler noch an Tod und Ewigkeit am heutigen Tage und ſteht weit über vielen Gebildeten, denen der Allerſeelentag ein Tag iſt wie jeder andere, oder die, wie es in großen Städten Sitte geworden, die Friedhöfe benützen wie die Italiener ihren „Korſo“.

Man gehe einmal am Allerheiligen-Nachmittag auf den großen Kirchhof der Stadt Freiburg und ſehe da das Jahrmarkttreiben der Lebendigen über den Gräbern der Toten.

Es iſt eine Art Blumenkorſo, der da abgehalten wird. Man ſtaunt den größern oder kleinern Luxus an, der da in Gräberſchmuck getrieben wird; die Damen zeigen ihre erſte Wintertoilette, und die Herren bewundern ſie. An Tod und Ewigkeit, an Sterben und Vergänglichkeit denken die Leute dabei ebenſo wenig als an ein Gebet für diejenigen, deren Gräber man geſchmückt hat.

Drum lob' ich mir ſolchen Leuten gegenüber

Digitized by Google

meinen Kinzigtäler Landsmann und Schnapsliebhaber Heinrich Petershauser von Gengenbach.*) —

Am 8. November.

Gestern abend war ich zum erstenmal, seitdem ich in Freiburg bin, im — Theater, eine Tat, die bei manchen Leuten ebenso verpönt ist als das Tanzen, diese Verpönung aber, wie ich früher schon dargetan, heutzutag weit mehr verdient als dieses.

Das Stück, welchem ich beiwohnte, stammt noch aus der guten, alten Zeit. Es war „Das letzte Fensterl", in Musik gesetzt von Lachner.

Vorher wurden lebende Bilder gegeben zu meinem „Vogt von Mühlstein". Ein poetischer Staatsanwalt, Gageur, hatte dazu den schönen Text gemacht.

Das Ganze hatte der unermüdliche Vorstand des Trachtenvereins Freiburg, Landeskommissär Reinhard, veranstaltet, auf daß der Verein zu Mitteln käme, mit denen er seine Zwecke fördern könnte.

*) Er mußte Todesahnungen gehabt haben; denn am nächsten Allerseelentag war er ein toter Mann. Seine Frau aber lebt noch.

Digitized by Google

Und da der Veranſtalter in alleweg ein Glückskind iſt und alles proſperiert, was er in ſeine liebenswürdige Behandlung nimmt, ſo gelang der Wurf über alle Maßen.

Weil ich meinem Vogt von Mühlſtein zulieb auch in die Vorſtellung mußte, ſo kam ich nach vielen Jahren wieder einmal ins — Theater und hatte meine helle Freude an der gemütvollen Muſik von Lachner.

Man hörte aus dieſen weichen, ſanften Melodien die ganze gute, alte, poeſievolle Zeit wieder, während in der heutigen Theatermuſik die wilde Leidenſchaft der Sinne und das wüſte Rennen und Jagen unſerer Tage nach Genuß ſich kund gibt.

Ich bezahlte das abendliche Ausgehen, das Zuſammenſein mit ſo vielen Menſchen und die wenn auch angenehme Aufregung durch die Macht der Töne mit einer ſchlafloſen Nacht.

Schlafloſigkeit ohne leibliche Schmerzen und ohne Seelenqual iſt mir aber nicht unlieb, und wenn ich überhaupt einmal in meinen Büchern einen guten Gedanken habe, ſtammt er aus dieſen Stunden.

Drum halt' ich es mit dem Dichter, der da ſagt:

Digitized by Google

Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!
Denn seine Herde treibt der laute Tag
In unsern grünenden Gedankenhag;
Die schönsten Blüten werden abgefressen,
Zertreten oft im Keime und vergessen. —

Schlafen und Träumen ist zwar auch schön, wenn der Traumgott uns zurückführt in längst vergangene, selige Tage, ins Elternhaus und in die glückliche Jugendzeit.

Was aber hilft's? Wir wachen auf —
entschwunden
Ist all das Glück; es schmerzen alte
Wunden. —

Ich flüchtete mich heute bei Zeiten hierher, um Ruhe zu finden in der waldesstillen Einsamkeit.

Es ist ein wunderbarer, warmer Novembertag, und nach kurzer Siesta auf meinem Ruhebett wandle ich hinaus in die verklärte Natur.

An dem Weg, der von der Landstraße zur Karthause führt, sind Italiener beschäftigt, die Steigung zu vermindern.

Ihr Koch richtete eben das Mittagsmahl zu, indem er Maccaroni, Salz und Brotschnitten in

Digitized by Google

einen Kessel voll heißen Wassers warf. Er kann nichts deutsch und ich nicht mehr viel italienisch. Aber so viel bringe ich doch heraus, daß er im Modenesischen, in der Nähe von Reggio in der Aemilia daheim ist, wo ich auch einmal gewesen bin und von wo aus ich die Ruinen von Kanossa besucht habe.

Diesen weltberühmten Namen kennt mein Italiener nicht.

Ich frage ihn, wie hoch die Verpflegung für den Mann pro Tag komme, und erfahre zu meinem Staunen, daß dieselbe nicht mehr als 25 Pfennig betrage, wenn er dreimal des Tags solche Suppe koche.

Dabei arbeiten die Leute sehr streng — ohne Fleisch; ein Beweis, wie hinfällig die Behauptung ist, daß der Mensch bei schwerer Arbeit Fleisch brauche.

Ich redete auch mit einigen Kollegen des italienischen Kochs, der übrigens nur als solcher fungiert, bis das Essen fertig ist. Ich fand noch zwei weitere Modenesen unter ihnen, von denen der eine Soldat in Palermo, der andere Nachtwächter im Elsaß gewesen war, ehe sie nach Freiburg kamen.

Ich fragte sie auch nach den Verhältnissen in ihrer Heimat. Sie meinten, ihre Eltern behaupteten, es sei viel schlechter geworden, seitdem

Digitized by Google

sie dem geeinten Italien angehörten, weil dieses zu viele „große Spitzbuben“ habe.

Weil dies so sei und die Verhältnisse in Italien immer schlechter würden, wanderten auch jedes Jahr mehr Italiener aus.

Weiter unten traf ich den Akkordanten, auch Italiener, einen ältern Mann, der gut deutsch sprach. Ich sagte ihm, man beklage sich in letzter Zeit so bei uns, daß seine Landsleute gegen früher viel mehr mit den Gesetzen in Konflikt kämen und drum nicht mehr so beliebt seien, wie ehedem.

Es sei das nur zu richtig, meinte der Alte, aber einmal käme jetzt viel Gesindel aus Italien und dann lernten die Leute in Deutschland viele Genüsse kennen, die ihnen in der Heimat wegen Geldmangels verschlossen blieben.

Deutsch gesagt, soll der letzte Grund heißen: „Die armen, einfachen Italiener machen in Deutschland Bekanntschaft mit den Segnungen des Kulturlebens und werden dadurch verdorben.“ Ich bin der letzte, der diesen Grund nicht für vollwertig anerkennt.

Dazu kommt aber noch, daß diese Leute absolut keine Erziehung genossen haben und verwahrlost aufgewachsen und groß geworden sind. —

Digitized by Google

Bei der Rückkehr von meinem kurzen Spaziergang sah ich eine Anzahl Frauen unserer Karthause unter dem Ulmenbaum sitzen und sich sonnen.

Eine fiel mir auf, weil sie durch ihr ganzes Äußeres abstach von den andern. Ich schaute sie genauer an und erkannte sie alsbald.

Sie ist eine Wienerin, war einst eine Schönheit und Primadonna auf verschiedenen Theatern. Ihr letztes Engagement als Sängerin hatte sie in Freiburg. Sie verlor es, weil Stimme und Schönheit schwanden.

Ihr Mann, den sie mit ihrem Sang ernährte, suchte den Tod im Wasser, unfern der Karthause. Sie lernte dann einen Freiburger kennen, der anno 1847 mit mir hier in die Volksschule gegangen war, in seinem späteren Leben aber an zu großem Durst litt.

Die Sängerin schloß sich ihm an auf seinen Trinkfahrten, trank mit ihm und geleitete den Wankenden am Abend heimwärts. Zum Dank dafür heiratete er sie, und ich — traute beide vor zwölf Jahren.

Der gute Joseph starb nach Jahr und Tag, die Wienerin aber kam ins Armenspital und mit diesem in die Karthause.

Sie schickt sich gar wohl ins Unvermeidliche,

Digitized by Google

ſitzt heute heiter bei ihren Kolleginnen aus dem Taglöhnerſtande und verkehrt mit ihnen völlig wie mit ihresgleichen.

Es gibt Menſchen, die ſich in alles finden können, und das iſt eine beſondere Gnade, welche auch der einſtigen Theater-Schönen zuteil ward.*) —

Später hörte ich die Frauen ſingen und erfuhr durch eine barmherzige Schweſter, daß ſie den ganzen Monat November, der bei den Katholiken auch der Allerſeelenmonat heißt, jeden Tag das Allerſeelenlied ſängen.

Ich kannte dies Lied nicht, ließ es mir darum ſagen und fand einen uralten Sang aus dem Volksmund:

Der Himmel ſteht offen,
Weiß niemand warum;
Es iſt keiner auf Erden,
Der kämpfet darum.

Dort hinten, dort hinten
Bei der himmliſchen Tür',
Dort ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

*) Sie iſt im Frühjahr 1898 gottergeben und chriſtlich geſtorben.

Digitized by Google

Arme Seele mein,
Komm zu mir herein,
Komm', beicht' mir deine Sünden,
Seien sie groß oder klein.

Komm', beicht' sie mir
Mit all' deinem Fleiß,
Und so werden deine Kleider
Auch alle schneeweiß.

Schneeweiß, schneeweiß
Und schneeweiß wie der Schnee,
Und so woll'n wir miteinander
In das Himmelreich geh'n.

In den Himmel, wo kein Fieber,
Keine Krankheit regiert,
Wo unser Herr Jesus
Im Garten spaziert.

Wahrlich, in den armen, alten Weiblein, welche in der Karthause zum Gedächtnis der Abgestorbenen einen Monat lang alltäglich dies Lied singen, steckt mehr Gemüt und Poesie, als in allen „Damenkränzchen" der Welt, in denen die lebenden Mitmenschen durchgehechelt und mit böswilligen Zungen kritisiert werden. —

Digitized by Google

Am 13. November.

Ich will heute hier übernachten und stehe zwischen Dämmerung und Nacht am Fenster, um zuzuschauen, wie drunten im Tale und drüben am Walde die Nacht den Tag begräbt und wie düst're Nebel ihn zudecken.

Eben will ich mich abwenden von diesem Begräbnis, bei dem es mir, so oft ich's ansehe, schwer in der Seele wird — ich will mich abwenden und Licht machen im Zimmer, um durch dasselbe die trüben Gedanken der Dämmerung zu verscheuchen; da fällt mein Blick auf die riesige Platane, die so nahe an meinem Fenster steht, daß ich sie fast mit der Hand berühren kann.

Sie kam mir plötzlich vor wie ein gigantisches Weib aus der Urzeit, das zu mir reden wollte. Ich schaute an ihr hinauf. Im Nachtwind bewegten sich ihre Zweige, und sie fing also zu sprechen an:

Ich sehe dir schon lange zu, wie du da in meiner Nähe sitzest und schreibst und erzählst von den Menschen, die einst hier wohnten oder heute hier leben. Fast täglich schaust du an mir hinauf

Digitized by Google

oder an mir vorbei in Berg und Tal, und nie iſt dir in den Sinn gekommen, auch mich zu fragen, ob ich dir nichts zu erzählen wiſſe von einſt und jetzt und aus meinem eigenen Leben.

Aber ihr Menſchen ſeid es ja gewohnt, uns zu verachten, weil ihr nicht wiſſet und ahnet, wie nahe wir euch verwandt ſind.

Der größte Demokrat des 19. Jahrhunderts, der Engländer Darwin, er hat alle Kaſten und Privilegien im Naturreich aufgehoben und alle Geſchöpfe al pari geſtellt.

Und in einer Baumwurzel iſt oft mehr Lebenskraft und Geiſt und Energie, als in manchem verkümmerten Menſchenhirn.

Heute abend biſt du am Fenſter geſtanden und haſt Gedanken für dein Buch geſucht, drunten im dämmernden Tal. An mich haſt du auch heute wieder nicht gedacht. Und doch iſt der beſte Erzähler dir ſo nahe, ich, der mehr als hundertjährige Baum.

Und da der Nachtwind mir Stimme gibt heute, ſo will ich ſelbſt das erſte Wort ſprechen und dir kurz erzählen, was ich erfahren und erlebt, ich, die uralte Platane.

Digitized by Google

Hör' drum, du kurzlebiges Menschengewächs, höre und erzähle dann deinen Mitmenschen, was ein greiser Baum zu sagen weiß!

So sprach der Riesenbaum. Ich zog den Stuhl von meinem Schreibtisch ans Fenster und ließ mich nieder und lauschte, während eben das Mondlicht vom nahen Wald her die Erzählerin zauberhaft zu beleuchten anfing.

Dort drunten, so begann die alte Platane, wo jetzt der schöne Tulpenbaum steht, erhob sich vor 150 Jahren eine mächtige Eiche. In ihrem Schatten habe ich, aus der Erde keimend, das Licht der Welt erblickt.

Kaum sah die greise Eiche das kleine Pflänzchen aus dem Boden wachsen, als sie mich in ihren mütterlichen Schutz nahm und mir erzählte, woher ich gekommen. „Deine Mutter," so sprach sie, „stund dort droben, wo sie jetzt ein neues Kloster zu bauen anfangen, und sie mußte sterben, um dem Neubau Platz zu machen. Wir waren gute Freundinnen und redeten oft mit einander im Morgen- und im Abendwind."

„Sie war damals der stolzeste Baum im ganzen Revier und hat mir oft erzählt,

Digitized by Google

wie die Karthäuser sie einst als Seltenheit auf St. Johanns-Baptistenberg gebracht und gepflegt hätten."

„Aus dem Morgenland," so erzählte sie, „seien die Platanen nach Europa gekommen und bei den alten Heiden als heilige Bäume verehrt worden."

„Trotz ihres ehrwürdigen Alters mußte sie aber sterben, weil sie dem Prior Kolb und seinem üppigen Bauplan im Wege stund."

Eine Lehre gab mir drum die alte Eiche von Jugend an und die lautete: „Hasse die Menschen, denn sie sind die selbstsüchtigsten aller Geschöpfe, die geschworenen Feinde aller ihrer Mitwesen und die Massenmörder der Schöpfung. Nichts ist sicher vor ihrer Mordgier, weder das Fischlein im Wasser noch der Baum im Walde, weder der Vogel in der Luft noch das Tier auf der Weide."

„Hörst du," so sprach sie oft, „dort drüben am Wasser die Klostersäge knarren, wie sie die Leiber der Bäume durchschneidet. So wird es auch mir, so auch dir gehen. Ich komme vor dir ans Sägemesser. Der Prior hat mich schon längst mit tödlichen Blicken betrachtet und wird mich sicher noch opfern zu seinem Prachtbau."

Digitized by Google

So und ähnlich redete zu mir die greise Eichenmutter in windstillen Zeiten. Wenn aber die Weststürme vom Rhein her tosten und es ächzte und rauschte in ihrem Geäst, da schützte sie durch ihren Riesenleib mich schwaches, schwankendes Bäumlein.

Jahre und Tage vergingen; der Prachtbau der Karthäuser stund, und noch immer lebte meine Beschützerin und Lehrmeisterin.

Ich hoffte, sie würde noch länger ihre Zweige in die Äther des Himmels treiben, noch länger den Stürmen trotzen und noch länger mich in ihren Schutz nehmen.

Sie selbst teilte diese Hoffnung nicht, weil sie euch Menschen nie was Gutes zutraute.

Sie hatte recht. Als der Bau des Klosters vollendet war, fehlte noch in dem großen Weinkeller, den der Prior angelegt, die Kelter, um die Trauben zu pressen, die drunten am „Hirzberg" den Mönchen gediehen. Jetzt mußte die alte Eiche sterben. Mit Äxten und Sägen bewaffnet, erschienen die Klosterknechte und der Sägeknecht eines Tages, um ihr ans harte Leben zu gehen.

Als sie daherzogen, sprach die alte Waldkönigin: „Sie kommen, mich zu töten, aber ich

Digitized by Google

werde noch leben, wenn meine Mörder längst Staub und Asche geworden und niemand mehr die Stätte weiß, auf der sie vermodert sind."

Ihre Prophezeiung ging in Erfüllung. Sie steht heute noch ganz in meiner Nähe im Keller, und in dunkeln Nächten flüstern wir zusammen durchs Kellerloch.

Den Winden preisgegeben, schwankte ich drunten schutzlos an der Halde hin und her, nachdem die Eiche gefällt war. Es war mir bange um meine Zukunft.

Da ging eines Morgens der Prior Kolb in der Sonne spazieren und an mir vorbei. Er sah mich an, und es kam ihm der Gedanke, der Tochter unweit der Stelle, wo die Mutter gestanden, einen Platz zu geben.

Am gleichen Tage kam ich, kaum vierjährig, in die windstille, schützende Ecke, in der ich heute noch stehe.

Was ich alles erlebt und gesehen, seitdem ich dastehe, gäbe ganze Bücher voll, und ich könnte dir wochenlang Erinnerungen aus meinem Leben erzählen. Ich will mich aber kurz fassen, da ich sonst nicht Platz finde in deinen Tagebuchblättern, in

Digitized by Google

denen ich auch genannt zu werden verdiene als die älteſte Bewohnerin der Karthauſe.

In den erſten Jahren meines Hierſtehens reichten meine oberſten Zweige kaum vor die Fenſter des erſten Stockwerks, in denen der Pater Schaffner wohnte.

Ich ſah ihn oft gedankenvoll im Zimmer auf und abgehen, wenn er an den Koſten des Prunkbaues bezahlen ſollte und kein Geld hatte.

Oft hörte ich ihn auch ſtreiten mit dem Prior, der ſeine Kloſtergemeinde in Schulden geſtürzt; hörte, wie er dieſem Vorwürfe machte, daß er durch ſein Großtun allen Segen genommen von dem einſt ſo friedlichen Gotteshaus.

Ich erlebte von nun an alle Kataſtrophen, die hereinbrachen — die Verſetzung des Priors Kolb, die Flucht der Mönche, den Brand der Kirche, die Aufhebung des Kloſters, die Verſteigerung und Verſchleuderung ſeiner fahrenden Habe.

Ich ſah aber in meinen jungen Jahren auch von meinem hohen Standpunkt aus, wie 1770 Hunderte von Bauern die Talſtraße dort drüben bauen mußten, lediglich, damit eine fünfzehnjährige

Digitized by Google

österreichische Prinzessin, Marie Antonie, bequem zu fahren hätte auf ihrer Reise nach Paris.

Von Ulm bis Straßburg, so hörte ich damals, wurde eine neue Straße gebaut wegen der Hochzeitsfahrt einer fürstlichen Braut, und in der Stadt Freiburg mußten auf obrigkeitlichen Befehl alle Häuser in grauer Farbe angestrichen werden, damit der Blick auf die alte, wechselvolle Bemalung derselben die Fürstentochter nicht störte.

Ich sah aber auch einige Jahrzehnte später das Volk, welches die Prinzessin guillotiniert hatte, in hellen Scharen und die Revolutionshymne singend die gleiche Straße hinaufziehen, um mit Waffengewalt die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf den Schwarzwald zu tragen.

Ich sah fünfzig Jahre später die badischen Freischärler mit den gleichen Grundsätzen auf den Schwarzwald marschieren, aber hinter ihnen drein sah ich auch die Preußen kommen und dem Freiheitsrausch ein Ende machen.

Ich sah nach den Mönchen auch andere Menschen hier leben, leiden und sterben und erkannte, wie viel Leid auf euch Adamskindern liegt, wie wenig Friede

Digitized by Google

und Freude euch zuteil wird, und wie kurz die Spanne eures Daseins bemessen ist.

Und ich konnte es nie begreifen, wie ihr Menschen in der kurzen Lebenszeit kämpft und eifert und politisiert und streitet für bessere Tage, die nie kommen.

In gleicher Ordnung und in gleicher Ruhe erhebt sich die Sonne und geht unter, fällt der Tau vom Himmel, erleuchtet der Mond die Nacht, kommen Frühling und Sommer, sprossen die Blumen und welken, keimen Saaten und reifen — und nur ihr Menschen weint und jammert, klagt und jagt, hofft und wünscht, freut euch und leidet, lebet und sterbet, immer wechselnd mit euern Wünschen und Ansichten und stets voll Unruhe und voll Friedlosigkeit.

Ich sah hier in diesem Hause unzufriedene Mönche, sorgenvolle Barone, siechе Millionäre. Und seitdem ein Spital hier ist, höre ich seufzende Kranke, stöhnende Sterbende, schaue gebrechliche Greise, wankende Matronen und sehe und höre dich, den alten Pessimisten und Melancholiker; höre dein Pfeifen und Singen, dein Seufzen und deine Selbstgespräche, sehe dich schreiben und lesen und

Digitized by Google

kenne deine täglich wechſelnden Gefühle und Stimmungen.

Und wenn ich all' meine langen Erfahrungen zuſammenrechne, ſo komme ich zum Schluß: Es iſt nichts Jammervolleres auf Erden als der Menſch. Auf ihm muß ein Fluch liegen.

Und ſchon oft habe ich im Nachtgeſpräch mit der alten Eiche im Keller ihr geſagt: „Tröſte dich, Schutztante meiner Jugend, die Menſchen bezahlen ihre Grauſamkeit gegen und ihre Herrſchaft über alle andern Geſchöpfe teuer genug. Es geht ihnen viel ſchlechter als jedem andern Weſen, das Gott geſchaffen hat."

„Sie leiden zu allen Zeiten, leiden, ob ſie in die Gegenwart oder in die Vergangenheit oder in die Zukunft ſchauen. Sie leiden nicht nur jeder für ſich, ſie leiden auch für andere und mit andern. Jeder Tag bringt ihnen neue Sorge und neue Mühe."

Und mit dir, dem Bücherſchreiber, hab' ich heute auch deshalb ein Geſpräch angefangen, um dir das gleiche zu ſagen.

Du haſt Verſtändnis für das Elend, ſo auf euch Menſchen laſtet, und wirſt mir Beifall geben.

Digitized by Google

Du bist bereits ein alter Knabe und ich werde auch dich um lange Jahre überleben. Die Winde werden noch in meinen Zweigen spielen in unzähligen Nächten, die Vögel noch singen in mancher Sommerszeit und die Blumen drunten auf den Matten werden noch viele Frühlinge unter meinen Augen blühen, wenn du längst nicht mehr sein wirst. —

So sprach die Hundertjährige zu mir, in voller Lebenskraft ihre Zweige schüttelnd. Der Mond stund gerade über ihr, da sie ausgeredet, und warf seinen Schein auch in mein Zimmer.

Er schien höhnisch zu lächeln, als wollt' er sagen: „Aber die Platane hat dir und allen deinen Mitmenschen gesagt, was ihr seid. Doch sie hat recht; ich bin noch einige Hunderttausende von Jahren älter als sie und kann aus eigener Erfahrung reden und es bestätigen. Es war einst viel schöner bei meinen nächtlichen Wanderungen auf Erden, ehe es auf ihr Menschen gab. Erst seit sie da sind, gilt das Sprichwort, daß die Nacht niemands Freund sei. Durch euch kam die friedliche Nacht, meine getreue Gefährtin, die dunkle Göttin mit dem Sternenschleier, in Verruf und

Digitized by Google

ich mit ihr. Wir beide ſollen ſchuld ſein an allen nächtlichen, unheilvollen Liebesſchwüren, an allen Raub- und Mordtaten und an allem Radau, den die Menſchen verführen, während wir zwei doch Frieden halten mit allen Weſen und die Ruhe zu Pferd ſind.“

Er wollte noch weiter reden, der greiſe höhniſche Mann im Mond, aber ich hatte genug gehört von Menſchtum und Menſchenleid — ich langte nach der kleinen Waffe, die ihn verſcheucht.

Ich zündete ein Streichhölzchen an und damit meine Lampe, und verſchwunden war aus meiner Stube der blaßgelbe Moralprediger.

Nun ſetzte ich mich an meinen Tiſch und ſchrieb nieder, was ich dieſen Abend gehört.

Es ſchlug die neunte Stunde, da ich die Feder weglegte und das Fenſter nochmals öffnete, um in die wunderbare Mondnacht zu ſchauen.

Da flüſterte mir leiſe die Platane noch zu: „Ich hab' vergeſſen, dir noch was mitzuteilen. Wenn's wieder Frühjahr wird und die Sonne in meine Zweige ſcheint, dann fang ich an, dir gefährlich zu werden. Schließe die Fenſter, denn die Sternhaare, welche von meinen Blättern

Digitized by Google

herabſinken, bringen den Menſchen den Schnupfen. Die neueſte Wiſſenſchaft hat, was du wohl noch nicht weißt, den Platanenſchnupfen erfunden, und ich möcht' nicht haben, daß du durch mich krank würdeſt, du biſt ſchon krank und elend genug."

„Sie werden dich ohnedies bald begraben, ſelbſt wenn ich, die dir wohl will und Mitleid mit dir hat, nicht auch noch zu deinem Tod beitrage."

Am 20. November.

So ſtill und friedlich es hier oben iſt, ſo ſehr meine Seele ausruht in dieſem ſtillen Frieden und ſo gut meinen Nerven die erquickende Waldluft bekömmt, in einem Punkte iſt mir die Karthauſe vielleicht ſchädlich.

Ich werde nämlich verwöhnt durch die aufmerkſame Bedienung der barmherzigen Schweſtern. Dieſe tun alles ſo exakt, ſo ſorgfältig, ſo willig und ſo ohne Widerrede, daß der Dalai Lama, der „Ozeanprieſter" der Mongolen, nicht beſſer bedient ſein kann als ich, ein ſimpler Unter-Lama der chriſtlichen Religion.

Meine leibliche Schweſter, die als ſolche manche brüderlichen Eigenſchaften im kleinen beſitzt, iſt

Digitized by Google

keine barmherzige Schwester, sie gehört keinem Orden an, der unbedingten Gehorsam und Schweigen verlangt; drum verwöhnt sie mich nicht, und ich habe bei ihr immer noch Gelegenheit, Geduld und Selbstverleugnung zu üben.

Wer aber zu diesen Tugenden keine Gelegenheit hat, wird gerne selbstsüchtig und verzogen. Und das ist die einzige Schattenseite meines Aufenthalts hier in der Karthause.

Ich war im Leben noch nie in der Lage, so lange direkt von barmherzigen Schwestern bedient zu werden, bis ich hierher kam, wo ich weibliche Wesen kennen lernte, die ganz anderer Art sind als all' die übrigen Töchter Evas; Wesen, die ebenso still und friedlich und fromm und demütig als unermüdlich tätig durch die Welt gehen.

Ich weiß nun allerdings nicht, ob alle barmherzigen Schwestern so geartet sind, wie die zwei, welche hier für mich sorgen; aber ich hoffe und glaube es, wenn es auch sicher, wie überall, einzelne Ausnahmen von der Ordensregel geben wird.

Es sind vorzugsweise zwei Schwestern, die sich in die Pflege des alten Karthäusers teilen, eine ältere, aus meiner Geburtszeit, und eine junge.

Digitized by Google

Die eine serviert mir das Essen, und die andere „macht die Zimmer“ und heizt die Öfen.

Schwester Proba, die ältere, ist aus Säckingen und entstammt der dortigen Patrizierfamilie der Brogli, ein Geschlecht, das in vergangenen Jahrhunderten aus Italien an den Oberrhein gekommen ist.

Schwester Proba ist schon bald ein halbes Jahrhundert im Orden des heiligen Vincenz; sie hat noch in Straßburg ihre Profeß abgelegt und in Baden alle Arten von Werken der Barmherzigkeit durchgemacht.

Sie war fast zwanzig Jahre Lehrerin und Erzieherin von Waisenkindern, dann Krankenpflegerin in Triberg und später Vorsteherin des Haushaltes bei meinem Freunde, dem Dekan Xaver Lender in Sasbach, der einige Hundert Studentlein meist um Gotteslohn nährt.

Im Heilig-Geist-Spital zu Freiburg übernahm sie die Gartenwirtschaft und pflanzte die Gemüse für die Armen.

In der Karthause, wo die verwahrlosten Klostergärten wieder neu angelegt werden müssen, ist sie erst recht in ihrem Element.

Digitized by Google

Bei Wind und Wetter, vom Morgen bis zum Abend ſteht die alte Schweſter draußen mit den noch arbeitsfähigen Armen und rodet und ſäet und pflanzt und begießt.

Und was mich beſonders freut, ſie ſieht noch auf die Himmelszeichen, wenn ſie ſetzt oder ſäet, und iſt, wie ich, überzeugt von deren Einfluß auf die Pflanzenwelt. Drum „ſtupft“ ſie keine Bohnen im Zeichen des Steinbocks, weil ſie zäh werden, und legt keinen Gurkenkern „in der Jungfrau“, weil die Gurken ſonſt nur blühen, aber keine Frucht bringen.

Wenn ſie mir am Mittag das Eſſen und am Abend die Milch bringt, diskurieren wir noch miteinander über allerlei: über die alte Rheinſtadt Säckingen, wo ich einſt auch wohlbekannt war, und über den heiligen Fridolin, den ich vor dreißig Jahren einmal verherrlicht habe in ſeiner ſchönen Kathedrale am Rhein.

Wir reden auch vom Gartenbau, von meinem Freunde Xaver in Sasbach, bei dem es nicht extra gut hauszuhalten iſt, weil das oder jenes zu viel koſtet, da er ſelber nichts dafür bekommt und ſparen muß, um die vielen hungrigen Student-

Digitized by Google

lein durchzubringen ohne Gefahr des Bankerotts.

In alleweg aber hat die Schwester Proba bei großer Weltkenntnis eine Eigenschaft, die bei weiblichen Wesen selten ist; sie sagt stets, was und wie sie denkt, frisch und frei und offen, ohne Umstände und ohne Komplimente.

Und da ich auch zu dieser nicht überall beliebten Sorte von Menschenkindern gehöre, so harmonieren wir ganz gut miteinander. —

Die junge Schwester, so mich bedient, ist noch ein Kind, innerlich und äußerlich. Sie heißt Marie Lothar, stammt aus Sinzheim bei Baden, wo mein einstiger Gönner, der Bischof Lothar Kübel, geboren ist. Sie trägt auch seinen Geschlechtsnamen und erhielt deshalb, weil sie Geburtsort und Geschlecht mit diesem ausgezeichneten Manne teilt, auch seinen Vornamen Lothar.

Bei den barmherzigen Schwestern, die, wie alle Ordensleute, den Taufnamen bei der Einkleidung ablegen und einen neuen Namen bekommen, ist die Emanzipation des Weibes schon so weit vorgeschritten, daß viele Schwestern männliche Namen tragen. So gibt es Schwestern,

Digitized by Google

die Xaver, Albert, Melchior, Balthasar, Joachim u. s. w. heißen.

Ich bin ein geschworener Feind aller Emanzipation des Weibes, soweit sie in männliche Rechte und Eigenschaften eingreift, halte aber bei den barmherzigen Schwestern die männlichen Namen, wenn auch für höchst eigentümlich, so doch für unbedenklich, weil diese weiblichen Wesen durch die Ordensregel gebunden genug sind, um nicht so emancipiert zu werden, wie die Evastöchter draußen in der Welt.

Diese bringen es übrigens bei der großen Weiberschwäche der blasierten Männer unserer Tage sicher noch so weit, daß sie Männernamen tragen und ihre Gatten mit Weibernamen ihre Heldenrollen spielen.

Es gibt bereits Mariannen und Lisetten genug unter den heutigen Männern, und wenn die Frauen derartige Männer zu Sklaven und zu Weibern herabdekretieren, so haben sie recht. —

Unsere Schwester Lothar trägt ihren Namen zu Ehren eines tapfern, mutigen Streiters, der mitten im Kulturkampf das Schifflein der katholischen Kirche in Baden lenkte. Und sie hat mit

Digitized by Google

ihrem doppelten Namensvetter eines gemein — die Tapferkeit, nur in anderer Art.

Sie kämpft tapfer gegen ihre ſchwache Geſundheit und mutet dieſer eine Rieſenarbeit zu. Etwa ſiebzig alte Frauen ſind ihrer Obhut und Pflege anvertraut, darunter viele kranke und elende, die ſie beſonders zu warten und zu pflegen hat.

Sie ſpringt förmlich den ganzen Tag ihrer Arbeit nach, und wenn ſie bleich ausſieht wie der Tod, ſo ſagt ſie ſtets, wenn man nach ihrem Befinden frägt, es gehe ihr gut.

Ich habe oft im ſtillen dieſes ſchwache, weibliche Weſen bewundert ob ſeiner Tapferkeit und ſeiner Selbſtverleugnung.

Unſereiner jammert und klagt und iſt ungehalten und unzufrieden, wenn das leibliche Wohlbehagen fehlt. So eine Schweſter tut ihre Pflicht unverdroſſen und lautlos, auch wenn die Körperkräfte nicht mehr mittun wollen.

Morgens um fünf Uhr ſtehen die Schweſtern auf, und abends gegen zehn Uhr begeben ſie ſich zur Ruhe. Sie haben eine ſechzehnſtündige Arbeitszeit und opfern dazu oft noch einige Stunden der Nachtruhe, wenn Kranke rufen oder Sterbende

Digitized by Google

jemanden haben müssen, der mit ihnen betet, bis sie den letzten Seufzer getan.

Drum sterben aber auch die meisten dieser Ordensschwestern in jungen Jahren infolge von Überanstrengung.

Ich habe es den Obern und Oberinnen dieser Kongregationen gegenüber schon oft getadelt, daß die Schwestern zu viel arbeiten, zu viel wachen und nach meiner Ansicht auch zu viel beten müssen.

Da sollen diese Schwestern, deren Arbeit im Dienste der Nächstenliebe das schönste Gebet ist, noch ihre Tagzeiten beten wie eine Nonne in einem Kloster, das nur dem beschaulichen Leben seiner Bewohner dient. Sie müssen sie gar noch lateinisch beten, diese armen Töchter vom Lande, welche oft mit Not ihr Deutsch lesen und schreiben können und von Latein soviel verstehen als ihre Väter, die daheim hinter dem Pfluge hergehen.

Ferner müssen diese Schwestern, wenn sie im äußeren Krankendienst sind, oft gerade, wo sie am nötigsten wären, am frühen Morgen in ihr Ordenshaus zurück zu Gebet und Andacht.

Ist denn niemand da, der in unserer sozial

Digitized by Google

so fürsorglichen Zeit auch an die Erleichterung der barmherzigen Schwestern denkt, welche in der Krankenpflege sich aufreiben?

Als Antwort heißt es: „Es wird von überall=her um Schwestern gebeten; wir können nicht anders. Unsere Krankenpflegerinnen müssen jede zweite Nacht durchwachen, oft zwei Nächte hinter=einander, sonst können wir nicht allen Kranken Hilfe leisten."

Woher kommt aber diese starke Nachfrage nach Krankenschwestern? Sie kommt daher, daß die wahre, echte Liebe aus unseren Familien geschwunden ist. Früher, ehe die Krankenschwestern existierten, haben die Mütter und die Töchter die Kranken des Hauses selbst gepflegt, wie es sich bei einem richtigen Familienleben von selbst versteht.

Seitdem nun die guten Krankenschwestern ihre christliche Liebe für fast nichts ausüben und seitdem die religiöse Auffassung des Familienlebens und seiner Pflichten gewichen ist, sind die Mütter und die Töchter zu bequem geworden zur Krankenpflege.

Sie brauchen ihre Zeit zu nötigeren Dingen, zu Theevisiten, zu Kränzchen, zu Bällen, zum Theaterbesuch, zum Rad= und Schlittschuhfahren

Digitized by Google

und wollen weder nachts Kranke pflegen, noch Nächte durchwachen. Man holt einfach eine Schwester, die „ja zu so was da ist.“

Für solche Fälle ist das Christentum, dessen Lehren und Gebote den gebildeten Damen vielfach höchst gleichgültig sind — gut genug. Es erzieht und begeistert Ordensschwestern, damit die modernen Damen keine Kranken zu pflegen brauchen und die Pflichten als Mütter und Hausfrauen leichten Herzens vernachlässigen können.

Die Dämchen, d. i. die Töchter besserer Stände, besuchen zwar in letzter Zeit in der Stadt Freiburg Verbandkurse bei den Professoren der Chirurgie. Aber das geschieht nicht fürs Haus und für die eigene Familie, sondern wird als eine Art Sport betrieben und als Opfer fürs Vaterland betrachtet, damit auch die Frauenzimmer ihren Patriotismus betätigen und in Kriegszeiten Soldaten und Offiziere pflegen können, während sie in der Friedenszeit die Pflege ihrer kranken Angehörigen den Ordensschwestern überlassen.

Fürwahr, wenn diesen Schwestern, die allem entsagen, was Welt und Genuß und Freude heißt, um sich lediglich der Pflege der Kranken und

Digitized by Google

Armen zu widmen, nach dem Tod kein beſſeres Los zuteil würde als ihren weltfröhlichen, Arbeit und Mühe ſcheuenden Zeitgenoſſinnen, dann müßte man verzweifeln.

Doch der gerechte Ausgleich zeigt ſich hienieden ſchon; denn dieſe Schweſtern der chriſtlichen Liebe ſind bei all ihrer Entſagung und Aufopferung glücklicher und zufriedener, als die blaſierten, vergnügungsſüchtigen Weltdamen unſerer Zeit. Und jene Ordensſchweſter, die dem Ungläubigen, der ſie ſpöttiſch auf den Himmel vertröſtete, ſagte: „Ich genieße den Himmel jetzt ſchon" — hat ein wahres Wort geſprochen. —

Am 22. November.

Der Winter rückt langſam an. Kalter Nebel bedeckt das ganze Dreiſamtal. Am Fenſter erſcheinen dieſen Morgen die erſten Meiſen, die Lieblingsvögel meiner Knabenzeit.

Sie erinnern mich, wie glücklich ich war, an den Herbſtnebelmorgen jener Tage Meiſenſchläge zu ſtellen im Garten der Großmutter.

Dieſe Erinnerung ſtimmt mich alten Mann um ſo wehmütiger, weil die katholiſche Kirche am

Digitized by Google

heutigen Tage das Fest der heiligen Cäcilia feiert. So aber hieß meine gute Mutter, deren dreißigster Todestag in diesen Monat fällt.

Trübe gestimmt stund ich am Fenster und tauchte meine Seele hinein ins graue Nebelmeer drunten im Tale, als ob ich das stille Wehe, das mich erfüllte, in ihm begraben wollte.

Die Meisen riefen indes auf den nahen Bäumen ihr „Zit isch do, Zit isch do“ und mahnten mich an meinen eigenen Tod.

Ich bin heute schon um vier Jahre älter als die Mutter war, da man sie begrub.

Ich meine, es seien erst dreißig Jahre, seitdem ich sie als junge Frau vor mir sah, ich, der Fünfjährige, und sie, die Dreißigjährige.

Ich kann mir die Mutter als solche noch gar wohl vorstellen in ihrem Sonntagsstaat, mit dem schwarzen Seidenkleid, dem großen weißen Schulterkragen, den breiten, blau und rot gefärbten Seidenbändern über den Schultern und mit dem schönen Gürtel um den Leib und dem großen Schildkrotkamm im zierlich geflochtenen Haar.

Oft stehe ich vor ihrem Bilde, das der „närrische Maler“ in diesem ihrem Sonntagsputz ge-

Digitized by Google

malt hat, und gedenke voller Wehmut jener Tage, da die Mutter so vor mir stund, heiter, lebensfroh und lebenslustig.

Und heute ist sie schon drei Jahrzehnte tot, und aus dem fünfjährigen Knaben ist ein Sechziger geworden.

Und wie mußte diese einst so lebensfrohe

Digitized by Google

Frau leiden und kämpfen, bis der Tod sein Werk an ihr vollbracht hatte!

Ja, der Tod ist nicht jener Götterbote, wie die alten Griechen ihn darstellten, der die Seele aus dem Leibe küßt und sie dann leise zum Fährmann in die Unterwelt geleitet. Er ist auch nicht der Sensenmann, wie wir ihn gerne bezeichnen; denn ein Sensenmann mäht rasch das Gras und quält nicht lange den Halm, ehe der tödliche Schnitt fällt.

Der Tod ist für die meisten Menschen ein brutaler, herzloser Folterknecht, der sie monatelang martert und quält, bis sie den letzten Seufzer ausgehaucht haben. —

Die Gedanken an die Mutter und ihre Todesqualen trieben mich hinaus aus der Stube in die nebelkalte und todesfeuchte Natur.

Ich schritt durch den Karthäusergarten, in dem ungezählte Tote ruhen aus längst vergangenen Zeiten — und durch den alten Thorbogen hinaus in den düstern Hohlweg am Walde.

Am Rain stund noch einsam eine kleine, gelbe Blume, die einzige auf öder Flur.

Alle Blumen des Sommers sind gestorben,

Digitized by Google

sie allein lebt noch; aber man sieht es ihr an, auch sie möchte lieber sterben, als so einsam weiterleben in kaltem Nebelmeer.

Sie kam mir vor wie ein alter Mensch, der von einer ganzen, einst blühenden, fröhlichen Generation übrig ist und vereinsamt und freudelos auf den Tod wartet in einem stillen, weltfernen Erdenwinkel, in einsamer Gasse und in noch einsamerer Stube. —

Ich schritt weiter an alten und entlaubten Nußbäumen hin und kam auf den Hügel, der gen Westen die Karthause begrenzt.

Der Nebel ward dünner, kalter Schneewind kam das Tal herauf, und vom Himmel fielen die ersten Schneeflocken.

Es war um vier Uhr des Nachmittags. In den kalten Lüften zogen Scharen von Raben schreiend über mich hin. Sie kamen vom obern Dreisamtal her und zogen abwärts dem Rheine zu.

Wie oft hab' ich in frühern Jahren, als mich noch mein Spaziergang täglich über die Karthäuserbrücke führte, an düstern, rauhen Herbsttagen diese Tiere beobachtet!

Den Sommer über leben sie beständig in den

Digitized by Google

obern Tälern der Dreiſam. Sobald aber kalte, rauhe Tage kommen, ſuchen ſie allabendlich ihr Nachtquartier im Mooswald unterhalb der Stadt, wo es windſtiller und wärmer iſt, um am Morgen wieder ins Tal hinaufzufliegen.

Krächzend zogen ſie auch heute kompagnien=
oder, wohl richtiger, familienweiſe über mich hin, und ich war ſo ganz in der Stimmung, ihnen mit dem Dichter zuzurufen:

Ja, ja, ihr lauten Raben
Hoch in der kühlen Luft,
's geht wieder ans Begraben,
Ihr flattert um die Gruft!

Digitized by Google

Die Wälder sind gestorben,
Hier, dort ein leeres Nest;
Die Wiesen sind verdorben,
O kurzes Freudenfest!

Ich wand're hin und stiere
In diese trübe Ruh';
Ich bin allein und friere
Und hör' euch Raben zu.

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag' ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

Einst sah ich Blüten prangen
An meinem Reiserbund,
Und schöne Lieder klangen
Im Laub, das fiel zu Grund.

Die Bürde muß ich tragen
Zum letzten Augenblick;
Den Freuden nachzuklagen,
Ist herbstliches Geschick.

Soll mit dem Rest ich geizen
Und mit dem Reisig froh
Mir meinen Winter heizen?
Ihr Raben, meint ihr so?

Digitized by Google

Erinnerungen ſchärfen
Mir nur des Winters Weh';
Ich möchte lieber werfen
Mein Bündel in den Schnee.

Dieſes nach meinem Empfinden ſchönſte Lied Lenau's war mir heute aus voller Seele geſchrieben, und mit Salomo, dem Weiſen, konnte ich ſprechen: „Ich lobe mir die Toten mehr als die Lebendigen."

Ich ſtieg herab von meinem Hügel, die Raben krächzten ſchauerlich weiter. Ich aber war froh, daß der Fuhrmann kam und mich in die Stadt zurückführte. Es war auch gar zu traurig heute, mutterſeelenallein in kalter, nebeldüſterer Natur zu ſein, allein mit ſeinem Alter und mit ſeinen Erinnerungen an die Jugendzeit und ans Elternhaus.

Am 29. November.

Mir iſt ſchon allerlei im Leben paſſiert. Ich ſtund ſchon wegen verſchiedener Anklagen vor Gericht, war zweimal eingeſperrt, aber ſo was wie heute iſt mir doch noch nie widerfahren.

Ich bekam vom Gerichtsvollzieher in Lahr einen Zahlungsbefehl, die dem Maurer Krämer in Kuhbach ſchuldigen 39 Mark innerhalb acht Tagen zu bezahlen.

Digitized by Google

Ich kannte meiner Lebtag keinen Maurer dieſes Namens, bin in der gleichen Zeit nur zweimal durch das Dorf Kuhbach bei Lahr gegangen, das letztemal vor bald vierzig Jahren, habe nie im Leben bei armen Leuten Schulden gemacht und doch ſollte ich — einem dortigen Maurer was ſchuldig ſein.

Ich meldete dies dem Mann des vollziehenden Geſetzes mit dem Bemerken, daß der Maurer von Kuhbach entweder mich oder ihn zum beſten gehabt haben müßte.

Ich bin aber um eine Erfahrung reicher, um die nämlich, daß der brävſte Mann nicht ſicher iſt vor einem Zahlungsbefehl, wenn es einem Spottvogel und einem Gerichtsvollzieher gefällt.

Dieſer letztere muß übrigens ein ſehr leichtgläubiger Mann ſein, daß er ſich von einem Kuhbacher ſolch einen Bären hat aufbinden laſſen. —

Heute machte mir eine barmherzige Schweſter die intereſſante Mitteilung, daß von den Inſaſſen der Karthauſe die Männer der beſſere Teil ſeien. Sie wären weit zufriedener und viel leichter zu leiten als die Weibsleute.

Ich war nun ſtark in Verſuchung, an dieſe

Digitized by Google

Mitteilung einige Bemerkungen anzuknüpfen zu Gunsten der Männer, als mir — da ich am 10. Oktober 1898 diese Zeilen für den Druck niederschrieb — von Leipzig ein Schriftstück zukam, das mir ein für allemal den Mund stopfte in Sachen weiblicher Wesen.

Die Redakteurin der in Leipzig erscheinenden Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt „Von Haus zu Haus" schrieb mir nämlich das Folgende: „Es ist beabsichtigt, auf den 22. Oktober, als dem Geburtstage Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin, eine reich ausgestattete Festnummer erscheinen zu lassen. In derselben ist eine Rubrik vorgesehen für Aussprüche berühmter Männer und Frauen über die deutsche Kaiserin Augusta Viktoria."

„Wir würden Ihnen nun," so heißt es wörtlich weiter, „sehr dankbar sein, falls es Ihren Intentionen entspricht, wenn Sie durch ein paar Zeilen Ihrer sehr geschätzten Feder zu der Geburtstagsgabe für die hohe Frau beisteuern wollten. Nur wenige Worte in Poesie oder Prosa genügen, die entweder die deutsche Kaiserin charakterisieren oder einen Glückwunsch aussprechen."

Ich las diese Worte mit wachsendem Er-

Digitized by Google

ſtaunen, betrachtete nochmals genau die Adreſſe, ob dieſe wirklich auf mich laute — und legte dann, als kein Irrtum möglich ſchien, das Blatt tief beſchämt auf den Schreibtiſch.

Glühendere Kohlen wurden noch nie auf dem Haupt eines Demokraten und „Weiberfeindes“ geſammelt als die, welche die Redakteurin der Leipziger Frauenzeitung auf den Schreibtiſch des proletariſchen Bäckerbuben von Hasle gelegt hat, der an den Wibervölkern keinen „guten Fetzen“ läßt und faſt zu den Sozialdemokraten und Jakobinern gezählt wird und der nun gewürdigt werden ſoll, eine Kaiſerin verherrlichen zu helfen.

Ich fühlte mich ſo tief beſchämt, daß ich gar keine Antwort fand und mich völlig ausſchwieg der edelmütigen Kohlenſammlerin gegenüber. Ich tat dies auch deshalb, weil ich mich nicht zu den „berühmten Männern“ zähle.

Aber gelobt habe ich mir im Innerſten meiner Seele, nie mehr etwas gegen die Wibervölker zu ſagen oder zu ſchreiben.

Daß ich in alleweg ſchwieg, war auch das Geſcheiteſte, was ich tun konnte; denn etwas über eine lebende Kaiſerin zu ſchreiben, wäre mir

Digitized by Google

wahrhaftig ſchwerer geworden, als einem ſechs=jährigen Bauernbüble die Berechnung der Bahn eines neuentdeckten Kometen.

Ich hätte glauben können, die genannte Re=dakteurin gefalle ſich darin, mit mir einen Spaß zu treiben; allein ich wurde kurz darauf darin beſtärkt, daß ſie es in der Tat allen Ernſtes auf mich abgeſehen hatte.

Sie ſandte mir nämlich die betreffende Feſt=nummer nach ihrem Erſcheinen zu und bat, obwohl ich ſie ohne Antwort gelaſſen, um einige Worte über die kaiſerlichen Kinder zum gleichen Zweck.

Ich ſchwieg abermals; denn die Gefahr war nun nahe, allem und jedem demokratiſchen Weſen zu fluchen und die hochherzige Redakteurin Anny Wothe in Leipzig und ihre patriotiſchen Abſichten zu ſegnen.

Am 1. Dezember.

Von geſtern auf heute iſt der Winter völlig eingetreten. Schon liegt auf allen Bergen Schnee, Schnee auch im Tal, und der Sturm heult durch die Tannen und Buchen ringsum.

Ich ſitze am Fenſter und leſe, wie ſeit einigen

Digitized by Google

Tagen, in den „Essays" von F. X. Kraus. Es ist dies eine Sammlung von Aufsätzen des Verfassers, welcher Professor der Theologie an der Universität Freiburg ist.

Professor Kraus ist ein geistreicher Mann mit dem Wissen eines alten Humanisten. Er gilt auch für den Verfasser der kirchen-politischen Briefe in der „Allgemeinen Zeitung". Ich weiß nicht, ob dem so ist, aber sicher ist, daß ihm der Glaube, er sei der Schreiber jener Briefe, viele Feinde gemacht hat, obwohl in denselben sehr viel Wahres und Zutreffendes zu lesen ist.

Kraus wird überhaupt von vielen beschränkten Fanatikern, die ihm an Wissen nicht an die Schuhsohlen reichen, verketzert. Ich bin aber der festen Überzeugung, daß er es mit den wahrhaft religiösen Interessen der katholischen Kirche besser meint als viele seiner Gegner.

Ich las heute seinen Aufsatz über die „Pensées" des französischen Domherrn Roux in Tulle. Diesem Monsieur Roux hätte ich aber ein anderes Gedenkblatt geschrieben als Kraus.

Dieser französische Abbé war zehn Jahre

Digitized by Google

(1876—86) Landpfarrer in einem entlegenen Dorfe im Nieder-Limouſin.

Der Menſch jammert und klagt nun über ſeine Langeweile auf dem Land, ſehnt ſich, wie das Kind nach der Mutter, nach Stadt und Geſellſchaft, nennt ſich den letzten aller Menſchen im letzten aller Länder und fragt dann, ein echter Streber: „Man ſehe doch, wo ich bin und wer ich bin! Ein Nichts in einem Nichts.“

Um ſeinem unbefriedigten Ehrgeiz Luft zu machen und ſeine Langeweile zu töten, ſchimpft nun dieſer Abbé über die Bauern, unter denen er leben muß.

Er nennt den Bauer einen unförmlichen Menſchen, nennt ihn die perſonifizierte Sünde, ein abergläubiſches Tier. Ja, der Bauer ekelt dieſen — Pfaffen an.

Was ich nun Kraus übelnehme, iſt, daß er meint, dieſer Abbé Roux habe mit ſeinen Majeſtätsbeleidigungen, die er dem Landvolk antut, „die Seele des Bauern“ entdeckt.

Nein, Herr Profeſſor, der Monſieur Roux hat die Seele des Bauern ſo wenig entdeckt als Ihr Hund die Sonnenflecken, und in der Seele

Digitized by Google

des Bauern ſchlummern Schätze, die man in der Seele „der Herrn“ vergeblich ſuchen wird. Es läßt ſich viel eher die Seele eines Strebers à la Roux oder die eines deutſchen Gelehrten entdecken als die Seele eines Bauern.

Allein Profeſſor Kraus iſt eben Geheimer Hofrat, und ſolche kennen die Bauern ebenſo wenig als ein Landpfarrer à la Roux, der Tag und Nacht ſeufzt nach beſſerer Geſellſchaft und höherer Stellung. Und doch ſchlägt dieſer Menſch ſich ſelbſt, indem er Züge voll Poeſie aus dem religiöſen Leben des Volkes im Limouſin erzählt — Beiſpiele einer Poeſie, welcher alle Streber der Erde ferner ſtehen als eine alte Katze dem Mittelpunkt der Sonne.

Man leſe einmal die Schilderungen eines Miſtral von dem Landvolk und ſeinem Leben in der Provence und man wird finden, daß im gemeinen Volk, ſelbſt in Frankreich, die Wunderblume Poeſie blüht in einer Art, wie ſie keine Univerſität der Welt bietet.

Freilich hat die franzöſiſche Revolution in vielen Teilen Frankreichs dem Bauer die Religion gänzlich genommen, und man wird dort viele Bauern finden, die unſerem Kulturkampf-Bauer

Digitized by Google

ähneln, bei dem man allerdings bisweilen vom Tiere reden könnte.

Daß aber die Bauern im Limousin nicht zu diesen Tieren gehören, zeigt selbst der Landpfarrer Roux in seiner Schilderung eines Versehganges zu einem Sterbenden.

Nun ist der Mann glücklich Domherr in Tulle und wird zufrieden sein; seine Bauern aber, dessen bin ich sicher, haben ihm jedenfalls nicht nachgeweint; denn das Landvolk hat ein gutes Gefühl, um zu merken, ob sein Pfarrer ein Seelenhirt oder ein unzufriedener Streber ist. —

Viel mehr als an dem französischen Streber habe ich mich an dem Aufsatz des Professors Kraus über Antonio Rosmini erbaut.

Rosmini ist jedenfalls einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Priester der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts, welche in diesem Säkulum an großen Männern so arm ist wie die übrige Welt.

Ja, Döllinger meinte, seit Thomas von Aquino sei kein größerer Denker in den Reihen des katholischen Klerus aufgestanden als Rosmini.

Und doch kam selbst dieser heiligmäßige und

Digitized by Google

der Kirche so treuergebene Priester, der einst in hoher Gunst stund bei Pius IX., wegen seiner Schrift über „die fünf Wunden der Kirche“ auf den Index — allerdings mit einer sehr gelinden Censur. Seine Schrift wurde nur als „nicht zeitgemäß“ verworfen.

Als erste Wunde hatte Rosmini den Mangel an Zusammenhang zwischen Klerus und Volk bezeichnet, weil das letztere — in Italien — zu wenig vom ersteren unterwiesen und die Volkssprache beim Kultus zu wenig berücksichtigt würde.

Als zweite Wunde galt ihm die unzureichende Erziehung und Bildung des Klerus, woran die Bischöfe die Schuld trügen, die selbst nicht, wie ehedem, die Blüte wissenschaftlichen Lebens und Strebens repräsentierten.

Die dritte Wunde sieht Rosmini in der Ernennung der Bischöfe durch die weltliche Macht, während nach der beständigen Übung des Altertums diese Wahl der Geistlichkeit und dem Volke zustehe.

Die vierte und fünfte Wunde über die Uneinigkeit der Bischöfe und die Unfreiheit und unpassende Verwendung des kirchlichen Besitzes haben

Digitized by Google

in meinen Augen keine große Bedeutung, aber über die drei ersten ließe sich heute noch viel, sehr viel sagen.

Köstlich ist, wie Professor Kraus sich wehrt gegen eine Wahl der Bischöfe durch das Volk. Er sieht darin eine förmliche Gefahr für die Kirche — angesichts der demokratischen Umgestaltung der Gesellschaft in unsern Tagen.

Kraus spricht überhaupt mit Vorliebe gegen „die Politik und gegen die Herrschaft des Trottoirs", wie er die Demokratie nennt.

Man kann sicher einem Geheimen Hofrat nicht zumuten, Demokrat zu sein; aber als Professor der Theologie sollte Kraus nicht vergessen, daß das Christentum in erster Linie die Religion des Trottoirs, d. i. der Armen, der Enterbten, der Unterdrückten, der Mühseligen und der Beladenen ist.

Der Heiland der Welt hat dies selbst ausdrücklich gesagt und hinzugefügt: „Geht hinaus an die Ausgänge der Straßen und ladet, wen immer ihr findet, zu meinem Hochzeitsmahle ein."

Von einer „Salon-Religion" wollte er somit nichts wissen, drum hat er seine Apostel nicht von

Digitized by Google

Hochschulen geholt, auch nicht aus „bessern Familien" genommen, sondern aus dem „gemeinen Volke." —

Rosmini starb verkannt, aber als ein Heiliger im Jahre 1855 in Stresa am Lago Maggiore, wo heute noch sein Muster-Institut zur Bildung von Weltpriestern existiert.

Daß Professor Kraus diesen edlen Mann in deutscher Sprache nach Gebühr verherrlicht hat, ist ein wahres Verdienst.

Am 9. Dezember.

Ich bin volle acht Tage nicht mehr hier gewesen. An dem schönen Wintertag des ersten Dezember ging ich einige Schritte weiter, als es meinen Nerven behagte — im ganzen keine zwanzig Minuten — und die Folge davon war, wie schon oft, ein Streik der kleinen Nerventeufel.

Wie ein Stück Holz oder wie eine Geige mit gesprungenen Saiten lag ich wieder da.

Gestern besuchte mich, während ich auf meinem Ruhebett in der Stadt lag, der Bürgermeister meines alten Pfarrdorfes am Bodensee.

Er erzählte mir, wie sich seit meinem Weggang vieles neuzeitlich geändert habe und ich heute schon nicht mehr „das alte Hange" finden würde.

Digitized by Google

Wo Kultur und Fortschritt eben einmal angebissen haben, da lassen sie nicht nach, bis alles anders geworden ist.

Aber auch andere trübe Gedanken machte mir der Bürgermeister. Wir sprachen von all denen, die noch lebten, als ich vom Bodensee schied, und die nun tot sind. —

Kaum war ich heute nachmittag in der Karthause angekommen, als zwei Bauern aus dem Breisgau mich aufsuchten, nachdem sie in meiner Stadtwohnung gewesen waren.

Und was wollten sie? Sie fragten mich allen Ernstes, ob ich ihnen keine Dienstmädchen verschaffen könnte. Es sei ein wahres Elend auf dem Land; entweder gingen die Mädchen zum Dienen in die Stadt oder sie heirateten mit zwanzig Jahren irgend einen Fabrikarbeiter.

Ich fragte die Leute, warum sie denn zu mir kämen. Sie antworteten, gehört zu haben, daß ich eine Stiftung unter mir hätte, in welcher die Mädchen gehalten seien, Dienstboten zu werden.

Es gibt in Freiburg eine städtische Stiftung, von einem Priester Sautier gemacht, für dürftige Mädchen und Knaben, um sie auszubilden als Dienst-

boten und Handwerker. Die Mädchen, welche als Mägde dienen, bekommen besondere Prämien.

Ich war einige Jahre Direktor dieser Stiftung, und das hatte die Bauern zu mir geführt.

Ich hätte ihnen aber nicht helfen können, selbst wenn ich noch an der Spitze der Stiftung gestanden wäre; denn es hält schwer, die Mädchen auch nur in der Stadt zum Dienstbotenwerden anzuhalten, aufs Land aber ginge sicher keines.

Lieber wandern sie in die Fabriken, wo sie jede Woche bares Geld bekommen, um sechs Uhr jeden Abend frei haben und am Sonntag den ganzen Tag.

Ich konnte den zwei Bauern nur den Rat geben, fleißig zu beten, damit unsere Gesetzmacher wieder zum Verstand kommen und die Freizügigkeit und die schrankenlose Verehelichungsfreiheit aufheben.

Ich zweifle aber sehr, ob dieses Gebet Erhörung finden wird; denn in der Regel läßt unser Herrgott den Dummheiten der Menschen freien Lauf und sie selbst erst zum Verstand kommen, wenn die Folgen ihrer Genieſtreiche zutage treten.

Aber das weiß ich sicher, wenn's noch lange so fortgeht mit unserer Industrie-Ritterei und den

Digitized by Google

jetzigen Anschauungen über Nationalökonomie, dann kann man auch, wie über den „letzten Mohikaner", einen Roman schreiben mit dem Titel: „Der letzte deutsche Bauer".

In Wahrheit sind unsere Bauern in ihrer Forteristenz nicht weniger gefährdet als die Indianerstämme in Amerika. —

Mit Vergnügen las ich heute eine mannhafte Schrift der Handelskammer in Villingen, die energisch loszieht gegen die Feuerversicherungsgesellschaften, welche die Schindel- und Strohdächer des Schwarzwalds so scharf verfolgen im Dividenden-Interesse.

Ich will über diese Sache, von der ich schon oft gesprochen, kein Wort mehr verlieren, aber eines doch noch sagen: Es ist merkwürdig, die Strohdächer verfolgt man durch allerlei Vorschriften und Chikanen, die Strohköpfe unter den Menschen aber sind vielfach beliebt; sie sind reich, geehrt und angesehen und spielen oft große Rollen in der Gesellschaft.

Diese Ungerechtigkeit gegen die malerischen Strohdächer im Vergleich zu den vielen angesehenen Strohköpfen ärgert mich. —

Digitized by Google

Trotzdem ich mich durch Gehen erst verdorben, ließ ich es mir, als die Bauern fort waren, doch nicht nehmen, wieder einen Gang zu machen in den obern Garten, der inmitten des Waldes liegt.

Die Föhren und Tannen hatten ihren schönsten Winterschmuck an; sie waren von gefrorenem Duft wie verzuckert, eine Pracht, die ich nie genug bewundern kann und die mit der Baumblüte in der Maienzeit wetteifert an Schönheit.

„Wie sollten wir Menschen," so dachte ich, „den Schöpfer loben, der in der Winterszeit die Tannenbäume mit Bluft bedeckt, das die Maienblüte übertrifft!"

Pah! sagt der Ungläubige, das ist lediglich Naturgesetz. Der Mann vergißt aber, daß, wer von Gesetz redet, damit auch einen Gesetzgeber bekennt, und der kann in unserem Fall nur Gott, der Allmächtige, sein.

Alle Universitätsprofessoren, Chemiker und Weltweisen der ganzen Erde wären ja nicht imstande, auch nur einen einzigen Tannenbaum so zu verzuckern, wie heute vom Karthäuser-Wald bis hinauf zum Feldberg Millionen verzuckert worden sind in einer Nacht.

Digitized by Google

Ja, wenn uns die Herren nur ſagen könnten, wie kalte, feuchte Luft zu Duft wird, ſo wollten wir ihnen noch eher glauben, wenn ſie Gott aus der Natur hinausleugnen.

Am 13. Dezember.

Vor wenig Tagen noch Schnee und duftvolle Bäume — und heute wieder Frühling. Föhnwind und Regen haben den Winter völlig vertrieben, und die Sonne ſcheint ſo warm wie im April. Das Thermometer vor meinem Fenſter zeigt 20 Grad Réaumur.

Es lockt mich hinaus. Drunten, wo die Ökonomiegebäude der Karthauſe ſtehen, treffe ich meinen ehemaligen Kammerdiener. Er macht einen Hühnerſtall und meint, „die Verlobung der Natur mit dem Winter habe nicht lange angehalten. Aber es ſei das ein Fehler, der Winter laſſe ſich nicht ſo mir nichts dir nichts zurückſtoßen. Er komme dann meiſt wieder, wenn die Natur ſich dem Frühling ergeben wolle, und ſtrafe ſie mit Kälte.“

Um ſeinen originellen Ausſpruch zu bekräftigen, erzählte er, wie in ſeiner Heimat Waſenweiler anno 52 die Jungfrauen des Dorfes an

Digitized by Google

Weihnachten der Muttergottes in der Kirche einen Kranz Veilchen überreicht hätten; aber im folgenden Februar habe dann „der Winter ganz närrisch getan und alles in Banden geschlagen.“ —

Unweit von dem klassischen Schilderer der Natur begegnete mir ein anderer Karthaus-Genosse, der alte Wetter. Er besorgt die Schweine des Hauses.

Wetter, ein Freiburger Kind, ist körperlich und geistig von der Natur stiefmütterlich bedacht, aber begabt mit einem Blick von unaussprechlicher Gutmütigkeit und mit einem warmen Herzen für die ebenso verachteten als nützlichen Borstentiere, die man Schweine nennt.

Er pflegt diese Geschöpfe wie ein Vater seine Kinder, und diese Schweinekinder sind dankbar. Strahlenden Auges erzählte er mir heute, daß sie, so oft sie seine Stimme von weitem hören, alsbald ein Freudengrunzen erheben. Und wenn er in ihre Nähe kommt, beißen sie mit ihren Zähnen liebkosend in seinen Schurz und schauen an ihm hinauf „wie Kinder“.

Den armen Mann hat jedenfalls nie im Leben eine Seele geliebt — seitdem er die Mutter,

Digitized by Google

die ihn geboren, verloren, und jetzt lieben ihn nur Schweine, und er nimmt diese Liebe dankbar entgegen und erwidert sie freudigen Sinnes.

Ich halte diese Liebe der Schweine in der Karthause zu ihrem Pfleger und Fütterer und umgekehrt für aufrichtiger und wahrer und darum für edler, als die Liebe manches Leutnants und manches verschuldeten Barons zu einer reichen, jüdischen Bankierstochter. —

Bei der Rückkehr von meinem winzigen Spaziergang sah ich vor dem Tore eine alte Frau mit markigen Zügen, wie sie die Holzbildhauer des Mittelalters so gerne verewigt haben und wie man sie nur noch in kulturfernen Gegenden des Schwarzwaldes trifft. Denn die Kultur verhunzt ja alles, selbst die Gesichtszüge der Menschen.

Die Matrone saß auf einer der kleinen Steinbänke, die noch von Klosterzeiten her rechts und links vom Toreingang sich befinden.

Ich weiß nicht, war's eine Ahnung oder roch ich in der Nähe der Alten heimatlichen Boden; denn ich fragte sie alsbald: „Ihr seid gewiß aus dem Prächt?" Und richtig lautete die Antwort: „Jo frili, des bin i."

Digitized by Google

Jetzt setzte ich mich zu ihr auf den Stein, und wir redeten von allen Höfen und Tälern und Weilern ihrer und meiner Heimat; auch vom Jahrmarkt in Hasle und von der Jugendzeit.

Und sie wurde wieder jung und lebensfroh, die Vierundachtzigjährige, die mehr als ein halb Jahrhundert Hirtenmaidle und Magd gewesen war auf den Höfen im Brächt, ehe sie nach Freiburg kam, wohin ihr Sohn sie gerufen.

Es hat sie oft gereut, die Heimat verlassen zu haben; aber, „was will ma mache, wemma alt isch und si Brot nimme verdiene ka. In Friburg isch's au schö, aber nit so schö wie im Brächt, womma daheim isch."

Ihre Mutter hat ihr, da sie noch ein jung Maidle gewesen, oft gesagt: „Maidle, gang nia witer von daheim weg, als daß du immer no d'Glocke vom Kirchturm in Elze lüte härsch, no word's dir nia schlächt goh."

Wie sinn- und poesievoll hat diese Mutter im Brächt einst die Mahnung an die Tochter eingekleidet, nicht von der heimatlichen Erde, nicht aus dem Kirchspiel zu gehen und nicht in die weite Welt hinauszuziehen.

Digitized by Google

Die Tochter hat ein halbes Jahrhundert den Rat der Mutter befolgt, bis das Alter sie zu ihrem Sohne zwang, der, selbst arm, nach Jahren die hilflos Gewordene dem Spitale übergab.

Sie ist zufrieden hier oben; man hat, so meint sie, besser zu essen und zu trinken, als im Prächt, aber man ist halt nit daheim — im Elztal.

Ihre Augen sind fast erblindet, sie muß sich führen lassen. Heute wollte sie wieder einmal in die Sonne sitzen, und diese Sonne tut ihr so wohl.

„Gott sei Lob und Dank," so sprach sie, „um jeden Sonnenstrahl, den er mir hüt schickt!"

Mir glänzte eine Träne im Auge, da ich das blinde Weiblein Gott danken hörte selbst für den Sonnenstrahl, der nur schwach noch in ihr Inneres dringt.

Ich dachte an jene Stelle Mistrals in seiner wunderbaren Dichtung „Mireïo", wo er davon spricht, daß wir in jeder Stellung, ob hoch oder nieder, zufrieden sein sollen, und dann schließt:

Schuf Gott als Eidechs dich, verhalte
Dich still in deiner Felsenspalte,
Trink' einen Sonnenstrahl und sage
fröhlich Dank.

Digitized by Google

Ich verſprach der guten Alten, die mich ob ihres Dankes für den Sonnenſtrahl tief beſchämte und deren Worte mich mehr ergriffen als die ſchönſte Faſtenpredigt, im Frühjahr das Reiſegeld, damit ſie noch einmal heim könne und die Glocken von Elze läuten höre.

Der Frühling kam — um's hier noch zu ſagen — aber mit ihm kam der Tod zu der greiſen Prächterin. Ich war gerade hier oben, als es ans Sterben ging, und ſtund ihr bei. Sie war ſo ſtill und ſo friedlich, als freue ſie ſich aufs Heimkommen ins — ewige Vaterhaus.

Am 15. Dezember.

Seit dem Erſcheinen meines Buches „Aus kranken Tagen" fragen mich öfters im Jahre nervenleidende Menſchen brieflich oder mündlich um Rat.

So kam auch heute zu mir in die Karthauſe eine Frau aus einem Dorf im Dreiſamtale, eine arme Witwe, und erzählte mir ihr Leiden, das ganz ähnlich iſt dem meinigen: Schwermut, Angſtgefühl, Zwangsvorſtellungen und Schlafloſigkeit.

Es weiß niemand, auch kein Arzt, der dieſe Krankheit nicht ſelbſt an ſich erfahren hat, was

Digitized by Google

das für Leiden sind. Drum erfaßt mich immer das innigste Mitgefühl, wenn ich einen solchen Kranken klagen höre.

Es ist auch kein Patient dankbarer, als ein Gemüts- und Nervenleidender, wenn jemand Verständnis zeigt für das, was er mitzumachen hat; denn die Brutalität der Gesunden, die um einen solchen Kranken sind und ihm seine Qualen als Einbildung auslegen und ausreden, ist meist gerade so groß als ihre Dummheit und ihr Unverstand.

Ich riet der Frau, was ich allen, die mich fragen, rate, eine Heilanstalt und zwar Illenau aufzusuchen und das möglichst bald.

„Das kann ich nicht," antwortete mir die Frau, „was würden die Leute sagen?" Eine Antwort, die ich regelmäßig zu hören bekomme.

Als ich ihr nun erwiderte, ich sei ja auch in Illenau gewesen, da gab sie mir gar trefflich zur Antwort: „Ja, Sie sind ein g'studierter Herr und dene nimmt man das weniger übel."

Die Frau wollte damit sagen: „Im Volk hält man die g'studierten Leute ohnedies für halbe oder für ganze Narren, also nimmt es ihnen niemand übel, wenn sie ins Narrenhaus gehen."

Digitized by Google

Im Kinzigtal hörte ich früher oft das Sprichwort: „Je g'ſtudierter der Herr, um ſo größer der Narr.“ Drum freute mich die Antwort der Frau um ſo mehr, als ich daraus erſah, wie die Volksſeele überall gleich denkt über die Kulturmenſchen. —

Meine Leidensgefährtin erzählte mir auch, wie ſie ſchon bei allerlei Ärzten geweſen ſei, ſelbſt bei einem, der mit Sympathie kuriere.

Dieſer habe ihr noch am meiſten Erleichterung verſchafft; er riet ihr, ſich dreimal täglich kalt abzuwaſchen und jeweils drei Vaterunſer dazu zu beten.

Ich erkannte ſofort die praktiſche Weisheit der Volksärzte, die zu ihren einfachen Hausmitteln jeweils noch Gebet anempfehlen, lediglich, um die Leute eher zu vermögen, jene Mittel anzuwenden.

Hätte in unſerem Falle der Mann einfach Waſchungen verordnet, würde die Frau ſie wohl gar nicht gemacht haben. Nun gibt er aber noch Gebet dazu, macht die Sache dadurch geheimnisvoll und bringt ſie mit einer höhern Macht in Verbindung, und die Patientin folgt.

Es iſt dies das uralte Mittel des großen Propheten und Arztes Moſes, der durch ſeine Er-

Digitized by Google

ziehung am Hofe der Könige von Ägypten alle Wissenschaften dieses alten Kulturlandes kennen lernte und seinem eigenen Volke damit nützen wollte.

Um seine Juden aber zur Befolgung seiner Vorschriften zu bringen, stellte er seine Reinigungs- und Speisevorschriften als Satzungen der Religion hin mit der Formel: „So spricht der Herr!“

Drum fürchten die Juden bis heute das Wasser nicht so sehr an ihrem Leibe, wie zahllose Christen, weil sie an die Worte glauben, welche Gott zu Moses und Aron sprach: „Belehret die Söhne Israels, daß sie Verunreinigung meiden und nicht des Todes seien in ihrem Schmutze.“

Wenn der berühmte Indienreisende Ehlers recht hat, so sind wir Europäer überhaupt viel wasserscheuer als viele Völkerschaften in Asien und Afrika. Ich glaub's, denn äußerlich sind wir die elegantesten und kultiviertesten. Wo aber viel Äußerlichkeit und viel Kultur, da gibt's am meisten Firnis und Tünche, mit denen der innere Schmutz und Moder verdeckt wird. Außen Hui und innen Pfui!

Die Kultur, welche den Menschen körperliche

Digitized by Google

Reinigung und Waschung empfiehlt, laß ich mir in alleweg gefallen, und wünschte ich sie namentlich auch unsern Schwarzwäldern, Manns- und Wibervölkern.

Die klarsten Bächlein laden sie zum Waschen und Baden ein, und doch sind sie fast durchweg wasserscheu. —

Der kranken Frau redete ich so lange zu, nach Illenau zu gehen, bis sie ja sagte. Ob sie's aber ausgeführt hat, möchte ich nach den Erfahrungen, die ich schon gemacht, stark bezweifeln.

Es war vor nicht gar langer Zeit ein „g'studierter Herr" bei mir, dem ich den gleichen Rat gegeben. Ich sagte ihm, es sei hohe Zeit für ihn, eine Anstalt aufzusuchen.

Er versprach's, führte den Entschluß jedoch nicht aus und endigte bald darauf seine qualvollen Leiden durch Selbstmord.

Am 19. Dezember.

War vor wenigen Tagen eine Frau in eigener Sache bei mir, so suchte mich heute eine solche auf und wollte Rat für ihren geisteskranken Mann.

Digitized by Google

Diese Frau heiratete den Mann, trotzdem sie wußte, daß er erblich belastet sei. Sie will auch heute noch, nach 25 Jahren, nachdem er ihr das Vermögen verschwendet und sie entsetzlich leidet unter seinen geistigen Abnormitäten, sich nicht von ihm trennen und scheiden lassen. Ja, sie allein sorgt aus eigener Kraft für seinen und ihren Unterhalt.

Hier haben wir einen jener Punkte, in denen die Frauenwelt die Männer himmelweit übertrifft, weil ihre Liebe ehrlicher, aufrichtiger, tiefer und tausendmal opferfähiger ist als die der Männer.

Ein Mann hätte sich in obigem Falle längst von seiner Frau getrennt und diese zeitlebens in einer Anstalt verschwinden lassen. Ich mache aber daraus keinem Mann einen Vorwurf, da ich in der gleichen Lage selbst so handeln würde. Eine normale Frau kann einem Mann schon unter Umständen genug das Leben verbittern, wie erst eine närrische!

Wir Männer sind, wie ich schon oft gesagt, die geborenen Egoisten, und was dem lieben Ich irgendwie im Wege steht, das ist unbeliebt oder muß weichen, selbst wenn's die kranke Frau ist. —

Digitized by Google

Ich machte mir gerade in meinem Tagebuch einige Notizen über die wackere Frau, die mich eben verlassen hatte, als ein Mannsbild aus der Fremde bei mir, dem Karthäuser, vorsprach.

Er will ein Mädchen heiraten, das ohne Vermögen ist, und sein reicher Vater die Zustimmung nicht geben. Ich soll beim Papa, den ich gut kenne, intervenieren.

Man könnte versucht sein, zu glauben, dieser Entschluß des jungen Mannes zeuge doch auch von aufrichtiger, tiefer Männerliebe. Es ist dies aber nicht der Fall. Dieser Jüngling ist einfach liebeskrank, und wenn er sein Ziel erreicht hat und die Frau krank und elend würde, müßte sie wahrscheinlich auch wie Tausende ihres Geschlechtes erfahren, daß die Liebe der Männer nur der Jugend und der Schönheit gilt.

Die Männer lieben eben allermeist die Frauen nur um ihrer, der Männer selbst, willen, und sobald das liebe Ich des Egoisten an der Frau körperliche oder geistige Defekte entdeckt, hört die Liebe in der Regel auf. Man trägt die Ehe weiter, aber als ein Joch, das man nicht mehr abschütteln kann, trägt es mit mehr oder

Digitized by Google

weniger Anſtand, mit größerer oder kleinerer Reſignation.

Item, in derlei Dingen ſtehen die Frauen hoch über den Männern. —

Ich begleitete den liebenden Jüngling einige Schritte von der Karthauſe weg und ließ mich dann im Rückweg mit einem Mitbewohner, der langſam, auf ſeinen Stock geſtützt, daherkam, in ein Geſpräch ein.

Ich fragte ihn zunächſt nach ſeinem Namen und hörte einen durchaus franzöſiſch klingenden Geſchlechtsnamen. Richtig iſt der Mann auch der Sohn eines echten und rechten Franzoſen.

Sein Vater diente unter Karl X. als Soldat, deſertierte aber, kam bei Breiſach über den Rhein und ließ ſich in einem Dorfe am Kaiſerſtuhl nieder. Deſſen Mutter, eine vermögliche Bäuerin und Witwe, verkaufte Hab und Gut und folgte dem einzigen Kinde ins fremde Land.

Sie brachte einen Korb voll Fünflivrestaler mit und kaufte dem Sohn ein kleines Gut.

Aber die alte Franzöſin litt entſetzlich an Heimweh und brachte die meiſte Zeit oben auf der Bergeshöhe zu, von wo man hinüberſieht zu

Digitized by Google

den Vogesen. Hier saß sie stunden- und tagelang und weinte, weinte, bis sie starb an ungestillter Sehnsucht nach dem schönen, sonnigen Frankreich.

Ihr Sohn, im Dorf nur „der Welsche" genannt, verlor durch seine Gutmütigkeit Hab und Gut und starb als armer Mann.

Der Enkel suchte sein Brot in der Stadt und, alt geworden, kommt er ins Spital. —

Ich wandle an der Klostermauer hin dem Walde zu. Der Westwind will den Föhn, wie die Leute am Bodensee so schön sagen, wieder „heimschicken", und er tobt in den Bäumen, daß die letzten Blätter fallen und das im Walde dicht gelagerte Buchenlaub durcheinander rauscht.

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir's getroffen;
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Wir Menschen verstehen eigentlich den Herbst und den Winter der Natur erst recht, wenn einmal diese Jahreszeiten auch unserm eigenen Leben gelten.

Die Frühlingszeit des Lebens aber lernen wir erst im Herbst schätzen, weil wir erst in spätern

Digitized by Google

Jahren und nach ſchmerzlichen Erfahrungen das Glück der Jugendzeit erkennen.

So redeten auch heute zu mir in der ſtillen Waldecke die entlaubten Buchen, die gefallenen Blätter, der kalte Herbſtwind eine Sprache, die ich nur zu gut verſtund.

Sie waren mir auch ſympathiſcher und verwandter als die Tannen und Föhren, die vereinzelt grün und lebensluſtig mitten in dem Waldkirchhof der toten Buchen ſtunden, welche ihre letzten Blätter eben noch den Winden hinwarfen.

Wie ſchön ſagt Lenau:

Die Buche ſeh' ich ſchwinden
Im Froſte, lebensſatt,
Wie ſie den kalten Winden
Hinwirft das letzte Blatt.

Zu meiner Seele Trauer
Die Buche beſſer ſtimmt,
Weil ſie den Winterſchauer
Sich ſo zu Herzen nimmt.

Ich gedachte, mit meinem Stocke in das tiefe Buchenlaub ſchlagend, an die Tage, da ich als Knabe im Urwald von Hasle in dem gefallenen Laub Bucheln ſammelte mit einer fröh-

Digitized by Google

lichen Kinderschar, von der keines an den Herbst des Lebens dachte. In jeder Seele lebte ja beständiger Frühling, und sie sang und jubelte auch unter sterbenden Buchen ihre Frühlingslieder.

Heute stehe ich, ein entlaubter Stamm, dem längst nichts mehr blüht, unter toten Buchenbäumen im stillen Walde und pfeife mein Lied. Was sag' ich — ein Lied? Es war Beethovens Trauermarsch, der mir unwillkürlich zwischen die Zähne gekommen war und zu den Akkorden meiner Seele den richtigen Takt schlug.

Plötzlich schrie ein Specht aus dem Wald herab in mein Pfeifen, als wollt' er mich verspotten und Hohn lächeln in meine Herbststimmung, während er immer Frühling hat, weil er Sommer und Winter Würmer aus den Baumrinden hacken kann.

Fürwahr, wenn's für uns Menschen keinen ewigen Frühling gibt in einer andern Welt, dann dürfen wir hienieden kühnlich alle singen und sagen: O selig, ein Specht und Sommer und Winter zufrieden zu sein beim Würmersuchen im Walde! —

Digitized by Google

Am 21. Dezember.

Heute ist der kürzeste Tag und des Winters Anfang, der Festtag des heiligen Apostels Thomas; dies Jahr ein heller, kalter, echter Wintertag.

An diesem Tag begeht man in meinem früheren Pfarrdorf am Bodensee eine kleine Feier. Ein ehemaliger Kaplan hat dort eine Stiftung gemacht für arme, brave Mädchen. Alljährlich ziehen sie am Thomastag das Los, welche zwei von ihnen je hundert Gulden erhalten. Der Ortspfarrer hat jeweils vor der Ziehung eine Ansprache zu halten.

Ich rede hier davon nur, weil ich mich heute lebhaft erinnere, wie oft ich an diesem Tag im dichten Seenebel von meinem Pfarrhäuschen schweren Sinnes zum Rathaus am See hinabschritt und dachte: „Wenn nur der Winter vorüber und wieder Frühling im Lande wäre!“

Und der Frühling ist immer wieder gekommen; ja er ist, seitdem ich das letztemal den Thomastag am See mitmachte, schon vierzehnmal in die Welt gegangen, und ich sagte mir heute: „Es wird bald die Zeit da sein, wo es Frühling wird und du

Digitized by Google

nicht mehr ſein wirſt; auch für dich kommt der kürzeſte Tag und der Totenzeit Anfang.“ —

Ich war von geſtern auf heute hier über=nacht und die Poſt brachte mir dieſen Morgen einen Brief von einer Dame aus Amerika. Sie iſt eine Leſerin meiner Schriften, hat mir ſchon öfters auch aus ihrem Leben geſchrieben und ſich bei mir eingeführt als eine ungemein klar denkende Frau, die im Leben ſchon viel Bitteres erfahren.

Sie ſchreibt heute, was trefflich paßt für meine Gedanken am kürzeſten Tag: „Es wäre doch ſchrecklich, wenn man immer hienieden leben müßte!“

Fürwahr, die Frau hat recht. Wir jammern über die Vergänglichkeit des Lebens und über die Kürze der Zeit, die uns auf Erden vergönnt iſt. Aber es wäre doch in der That ſchrecklich, wenn wir auch nur zweihundert Jahre lang die winzigen Freuden und die vielen Leiden und Täuſchungen dieſes Erdenlebens erleben, wenn wir ebenſo lang unſere eigenen Narrheiten und die unſerer Mit=menſchen mitmachen, wenn wir die Schlechtigkeit und Dummheit dieſer Welt immer als Sieger ſehen und wenn wir den ewigen Wechſel der Mode

Digitized by Google

und der Tagesmeinungen der Menschen, die ewige Charakterlosigkeit und den ewigen Knechtsinn derselben so lange vor Augen haben müßten.

Die altheidnischen Dichter schon meinten, den Göttern fehle, weil sie unsterblich seien, die schönste Gabe der Sterblichen — der Tod.

Das ist ja die größte Strafe für den ewigen Juden, daß er nicht sterben kann und so keine Ruhe findet.

Und was ist der ewige Jude anders als das Sinnbild der von Christus losgelösten Menschheit, welche durch die Jahrhunderte und durch die Jahrtausende hinstürmt, aber keine Ruhe findet, weil sie das Glück hienieden sucht. —

Ein evangelischer Pfarrer, Siebenhaar in Breitenbronn in Sachsen, machte mir heute auch eine rechte Weihnachtsfreude. Er hatte mich vor längerer Zeit um die Melodie des Liedes „O Jesulein“ gebeten, das wir Dreikönigsknaben in Hasle einst gesungen und das ich in mein Buch „Aus der Jugendzeit“ aufgenommen habe.

Heute sandte er mir nun die von dem berühmten Domchor-Dirigenten Becker in Berlin harmonisierte Ausgabe dieses Liedes mit dem Bei-

Digitized by Google

fügen, dasselbe würde nun über die kommende Weihnachtszeit in zahlreichen Kirchen Sachsens gesungen werden.

Das freut mich, daß unser altes Haslacher Sternenlied vom Dreikönigstag so zu Ehren gekommen ist und den Beifall eines Kenners, wie Becker, gefunden hat. Ich bin überzeugt, daß die wunderbare Volksmelodie und der kindlich schöne Text des Liedes fortan manch Christenherz erfreuen werden auch im fernen Norden unseres Vaterlandes.

Am 26. Dezember.

Ich bin heute in der Frühe herauf. Über der Stadt lag schwerer Nebel. Hier oben war Sonnenschein, und alle Bäume hingen wieder voll Duft, der in Millionen diamantenen Splittern funkelte.

Was sind alle Christbäume der Welt, die in den vergangenen Nächten glühten, gegen einen Wintertag wie der heutige — mit Sonnenschein und duftverzuckerten Bäumen im stillen Waldwinkel der Karthause!

Diesen Nachmittag hatten unsere Armen ihre „Bescherung". Um einen riesigen Christbaum

Digitized by Google

waren sie versammelt, und die Festrede hielt aus ihrer eigenen Mitte eine Frau so vortrefflich, wie ich noch nie eine ihres Geschlechtes und noch selten selbst Männer habe reden hören.

Nicht bloß ihre Mitarmen lauschten voll Staunen den Worten der Sprecherin, auch mich, der ich vom dunkeln Hausgang aus zuhörte, ergriff ihre schlichte, mit tiefem Gefühl vorgetragene Rede.

Ich bin überzeugt, daß im ganzen deutschen Reich keine Mutter vor dem Christbaum zu ihren Kindern in diesen Tagen so passende, so wahre und so ergreifende Worte gesprochen hat, wie diese arme Frau zu den Genossen ihrer Armut.

Wie viele Christbäume brennen und leuchten, kommen und vergehen in zahllosen Familien, ohne daß auch nur mit einem Worte des Lichtes gedacht wird, das in der heiligen Nacht über der Erde aufging und das die Welt erleuchtet bis zur Stunde!

Darum ist aber auch so wenig Frieden auf Erden, so wenig Frieden in den Familien und unter den Völkern, weil die Menschen nicht mehr guten Willens sind und längst vergessen haben

Digitized by Google

den, der in der heiligen Nacht Mensch geworden ist, damit alle, die an ihn glauben, hienieden Frieden und jenseits das ewige Leben haben. —

Am heutigen Abend holte man die erste tote Frau aus unserer Karthause. Sie war diesen Mittag gestorben und bekam so, meines Erachtens, das beste Christgeschenk von allen; sie hat dies armselige Dasein überstanden für immer.

Vor lauter Festesfreude nahmen sich nur wenige ihrer Mitarmen Zeit, dem Totenwagen einige Schritte weit das Geleite zu geben.

Die Tote stammte aus einem winzigen Weiler im obern, waldigen Linzgau, von wo, da ich noch Pfarrer am Bodensee war, zur Erntezeit die Wirte nach Hagnau kamen, um Wein zu holen, damit die Jugend ihrer Berge dazu tanzen könnte.

Ich stund an meinem Fenster, als sie die arme Frau im Sarge aus dem Haus trugen und in den Totenwagen legten, und dachte an des Dichters Lied:

Vier Männer dort in schwarzem Kleid,
Die tragen auf der Bahre,
Lastträger ohne Lust und Leid,
Des Todes kalte Ware.

Digitized by Google

Sie eilen mit dem toten Leib
Hinaus zum Ort der Ruhe;
Schlaf' wohl, du armes Bettelweib,
In deiner morſchen Truhe!

Dir folgt kein Menſch zum Glockenklang
Mit weinenden Gebärden,
Die Not nur blieb dir treu, ſo lang
Von dir noch was auf Erden.

Einſt blühteſt du im Jugendglanz,
Vom ganzen Dorf geprieſen,
Die ſchönſte Maid am Erntetanz
Dort unten auf den Wieſen.

Folgt keiner dir der Burſchen nach,
Die dort mit dir geſprungen?
Wohl längſt die munt're Saite brach,
Die dort ſo hell geklungen! —

Ich wollte die Rednerin des Tages kennen lernen und ließ ſie noch ſpät am Abend zu mir bitten und fragte ſie, woher ſie ihre Rednergabe bekommen habe? Und da hörte ich den alten Satz beſtätigen, daß der Dichter geboren, der Redner aber gebildet wird.

Die Frau, heute eine Siebzigerin, iſt die Tochter eines Bataillonstambours, von dem ſie jedenfalls den Mut geerbt hat, ohne Furcht und Zagen vor ihre Mitmenſchen hinzutreten.

In der Schule lernte ſie „rechtſchaffen“ leſen und ſchreiben, und als ſie ſpäter einen Schuhmacher heiratete, half ſie ihm das tägliche Brot verdienen, indem ſie Leuten, die nicht ſchreiben oder nichts „verfaſſen“ konnten, Briefe und Bittſchriften ſchrieb.

Digitized by Google

Später fing ihr Mann einen Handel mit „alten Sachen“ an, und sie hielt diese Antiquitäten an Samstagen auf dem Münsterplatz feil.

Es waren darunter viele Bücher; in denen las die Frau auf dem Markt und daheim und „gewann so die Redensart“ und die Kenntnisse, die sie als Rednerin jetzt verwertet.

Ihr Mann ist längst tot; sie aber hat das Heilig-Geist-Spital aufgenommen, wo sie nun frommen Sinnes auf den Tod wartet.

Es sprach ein mächtiger, energischer Geist aus den Augen der armen Frau, aber auch der Geist der Schwermut ging über ihre Züge.

Und in der That gestand sie mir, oft unter diesem Geiste zu leiden.

Ich bot ihr als Geschenk ein Buch an, was immer für eins sie wünschte. Sie entschied sich für ein Gebetbuch und meinte: „Ich habe früher viel und gerne gelesen aus der Welt und aus allerlei Wissenschaft. In meinem Alter aber geziemt sich nur noch das Lesen religiöser Bücher; denn der Tod steht vor der Türe, und da heißt es wachen und beten.“

Ich dachte bei dieser Rede, die auch mir eine

Digitized by Google

Lehre gab, an die Worte des Heilandes: „Den Kleinen, Vater, haſt du es geoffenbart, den Hochmütigen aber bleibt es verborgen“ — was ihnen zum Heile dient.

Am 31. Dezember.

Ich bin heute nachmittag zeitig hierher gekommen, um das Begräbnis des alten und die Geburt des neuen Jahres in der Stille der Karthauſe zu begehen.

Solche Tage und Stunden bringt ein junger Menſch am liebſten im Lärm der Geſellſchaft zu, ein alter am beſten in der Einſamkeit.

Die Jugend hat noch Zeit zu verſchwenden, dem Alter iſt ſie am Ausgehen; drum ſtehen alte Leute am Grabe eines Jahres mit andern Gefühlen als junge.

Und doch, wo ſind die Menſchen, welche ſelbſt im Alter die rechten Gefühle haben beim Ausgehen ihrer Lebenszeit und beim Nahen der Ewigkeit?

Ich war acht Jahre lang Vorſtand der Freiburger Anſtalt für Verſorgung erwachſener Blinden.

Auf Neujahr gratulierten mir jeweils einzelne Blinde mündlich oder schriftlich.

Eines Sylvesterabends zu Ende der achtziger Jahre kam auch ein blinder Mann in mein Haus und wünschte mir „einen glücklichen Ausgang aus dem alten und einen glücklichen Eingang ins neue Jahr."

Ich dankte und wünschte ihm auch alles Gute. Da meinte der arme Mann mit schmerzlichen Gebärden: „Bei uns Blinden ist ein Jahr so freudelos wie's andere; da heißt es: blind im alten und blind im neuen Jahre, und damit ist alles gesagt."

Mir fiel heute, da ich am Sylvestertag in der Karthause auf meinem Ruhebette lag und von der Wintersonne mich bescheinen ließ, das Wort des blinden Mannes ein, und ich sagte mir: Können nicht wir Menschen fast alle sagen, wie dieser Blinde: blind im alten, blind im neuen Jahre; blind in der Jugend und blind im Alter, blind unsern ewigen Zielen gegenüber, blind trotz der Flüchtigkeit der Zeit und trotz der Nichtigkeit alles Irdischen!

Wer schwingt sich im Alter zu dem Mut auf,

Digitized by Google

der Welt in Wort und Tat mit Walther von der Vogelweide den Abschied zu geben und zu sagen:

Frau Welt, ich hab' zu lang gesogen,
Mich zu entwöhnen ist nun Zeit.
Dein Liebesblick hat mich betrogen,
Er, der so süße Freud' verleiht.
Vor deinem Fallstrick sich kein Mensch bewahrt.
Gott geb', Frau Welt, euch gute Nacht;
Zur Herberg gehet meine Fahrt! —

Der heutige Tag schien so lockend und verklärend zu mir herein, als wäre er nicht der letzte im Jahr.

Ich gedachte, still dalie;end, der Zeiten und der Menschen, die über den stillen Waldwinkel der Karthause hingingen, seitdem die ersten Mönche den Wald gerodet, um sich eine Stätte zu bauen.

Ich sah im Geiste noch die Ritter, welche Burgen und Waffenspiel, Fehde und Kampf verließen, um hier Mönche zu werden.

Ich sah die Scharen der Mönche, die ein halb Jahrtausend lang hier oben beteten, schwiegen und starben.

Ich sah die Gelehrten, die Jahrhunderte hindurch in wallenden Talaren aus der Stadt zur

Digitized by Google

Karthause zogen, um hier oben ſich auszuruhen oder ihr Leben zu beſchließen, und deren Namen und Ruhm längſt vergeſſen ſind.

Sie ſind verſchwunden und vergeſſen alle wie die Tannenbäume, die vor Jahrhunderten hier ſtunden.

Wie rauſcht's im Walde, wenn eine Tanne ſtürzt, gefällt vom tödlichen Axthieb; wie ſchwanken die Äſte und Zweige der Bänme ringsum; wie fliehen das Reh und der Vögel, aufgeſcheucht vom krachenden Getös, das die fallende Tannenkönigin im Wald hervorgerufen!

Nur kurze Zeit, und im Wald herrſcht tiefe Ruhe; die Vögel ſingen wieder ihr Lied, und das ſcheue Reh liegt friedlich im weichen Mooſe, das bald auch den Platz bedecken wird, auf dem die Tanne ſtund.

So geht's uns Menſchen in dieſer irdiſchen Zeit. Wie gibt's ein Reden, ein Rauſchen, ein Wehklagen und Weinen, wenn berühmte, hervorragende Männer ſterben, und wie bald wird's wieder ſtille von ihnen, und „die Welt treibt fort ihr Weſen, als wären nie ſie geweſen.“

Wer ſpricht heute noch auch nur in Freiburg von jenen Leuchten der Wiſſenſchaft, die einſt die

Digitized by Google

Hochschule zierten und in der Karthause am Wald aus- und eingingen?

Sie alle sind der Welt so unbekannt wie die Spitalarmen, welche am Sylvestertag des Jahres 1897 in der Karthause wohnen. —

Ich muß über diesen Sylvesterbetrachtungen eingeschlafen sein und erwachte erst, als in der Dämmerung Schwester Proba leise die Türe öffnete und fragte, ob ich nicht die übliche Tasse Milch trinken wolle.

Das alte Jahr verschlafen ist jedenfalls noch gescheiter, als beim Becherklang wachen und mit Hurra ins neue Jahr hinübergehen.

Ich erhob mich und trat ans Fenster. Draußen war die Nacht im Anzug, und das dunkle Dreisamtal erschien mir wie ein riesiger Sarg, in dem das alte Jahr begraben werden sollte. Die Wälder ringsum bildeten die Totengräber. Das Rauschen ihrer Blätter im starken Abendwind glich dem Wehklagen ums scheidende Jahr, während der Klosterbach und der Fluß die Tränen lieferten, um den großen Toten zu beweinen.

Meine Nachbarin, die Platane, sie allein schien freudig ihre Zweige zu schütteln, weil

Digitized by Google

sie wußte, was uns Menschen mit einem Jahre versinke.

Die schon in der Jugend in ihr wach gerufene Schadenfreude über der Menschen Los fand wieder besondere Befriedigung. Und als sie mich am Fenster erblickte, sprach sie: „Heute zeigt der Zeitengott euch Menschen wieder den Meister; er trägt ein gut Teil eurer Lebensfrist zu Grabe und erinnert euch Halbgötter, die ihr so geringschätzig auf andere Geschöpfe herabschaut, daß ihr nicht viel mehr seid als Eintagsfliegen."

„Ich, deine Nachbarin, habe hier schon viel mehr als hundert Sylvestertage erlebt und bin noch gesund und lebensfroh. Du hast noch nicht die Hälfte der Jahreswenden gesehen, die ich mitgemacht, und bist alt und krank und welk und elend."

„Ich könnte dir noch viel mehr sagen — mir zum Ruhm und dir zur Verdemütigung; aber ich will dich schonen, du bist heute schon geplagt genug durch deine eigenen Gedanken, und ich bin dir verpflichtet, weil du mein Leben zu Papier gebracht hast."

Digitized by Google

„Ja, ich will dir heute abend schon kurz das neue Jahr anwünschen, weil ich deine Freundin geworden bin.“

„Ich wünsche dir vor allem, daß die Väter und Vertreter der Stadt Freiburg dich von hier und aus meiner Nachbarschaft nicht vertreiben und dir das Asyl des Friedens und der Ruhe, das du in der Karthause gefunden, belassen bis an dein selig End', das nicht mehr ferne ist.“

„Ich wünsche dir sodann guten Mut, die Beschwerden des Alters und die Sorgen des Lebens mit christlicher Geduld zu tragen.“

„Ich wünsche dir schließlich im neuen Jahre mehr Selbstverleugnung, Demut und Schweigsamkeit, auf daß du nicht immer räsonnierst über deine Mitmenschen und über die Zeit, in der du lebst. Ändern kannst du ja doch nichts und weder die Zeit noch die Menschen anders machen als sie sind.“

„Dies meine Wünsche! Und nun laß mich lustig rauschen ins neue Jahr hinein. Und wenn du in der Mitternachtsstunde schon schläfst und der Gott der Zeiten über meinen Wipfel hinzieht,

Digitized by Google

um das neue Jahr zu segnen im Namen des Herrn Jesu Christ, dann will ich ihm auch dich und deine Seele empfehlen." —

In der Karthause am 1. Dezember 1899.

Heute habe ich die letzten Sätze des vorliegenden Tagebuchs für den Druck niedergeschrieben.

Das „Abendläuten" sollte das letzte Buch aus der Heimat an der Kinzig sein, und in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" habe ich den Entschluß ausgesprochen, mit dem neuen Jahrhundert meine altmodische Schreiberei aufzugeben, falls nicht Not mich zwänge, weiter zu schreiben.

Mit einem gewissen Schrecken merkte ich aber heute, daß das neue Jahrhundert nahe und damit die Zeit gekommen sei, meinen Entschluß auszuführen und einer alten Gewohnheit zu entsagen.

Die Schwester Proba, mit der ich darüber sprach, beruhigte mich, indem sie mir sagte, daß nach der einfachen Regel des Einmaleins und nach

Digitized by Google

der bewährten Methode des alten Rechenmeisters Adam Riese das neue Jahrhundert erst am 31. Dezember 1900 nachts zwölf Uhr beginne.

Ich schämte mich jetzt förmlich, so gedankenlos an die von oben kommandierte Jahrhundertwende geglaubt zu haben, und freute mich, noch ein weiteres Jahr Zeit zu haben zum Schriftstellern. Denn wenn auch nicht äußere Not mich dazu zwingen würde, so wäre wohl die geistige Bedrängnis um so größer gewesen, weil ich nicht mehr so laut und so öffentlich, wie bisher, sagen könnte, was in meinem Innern vorgeht.

Ich hätte also sehr wahrscheinlich meinen Vorsatz, nichts mehr zu schreiben, bald brechen müssen.

Auch der Aufruf, den ich in den Erinnerungen der Hausierkiste meines Großvaters an die „Damenwelt" erließ, durch eine Sammlung mich unabhängig und sorgenfrei zu machen, war in den Wind geblasen.

Zwei einzige weibliche Wesen reagierten auf meinen Appell. Die eine, eine ledige Jungfrau im Badischen, wollte mir gerne was schenken, weil sie an meine Armut glaubte, schilderte aber dabei

Digitized by Google

ihre eigene Not mit so beweglichen Worten, daß ich ihr selber zwanzig Mark verehrte.

Die andere, eine deutsche Erzieherin in Rußland, würde mir von Herzen gerne das im „Abendläuten“ phantasierte Häusle auf dem „Hülenfeld“ bauen — aber sie hat leider auch die Mittel nicht dazu.

Da nun niemand meiner Armut und Abhängigkeit aufhelfen will und mein unruhiger Geist mir auch keine Ruhe läßt, so muß ich wohl oder übel noch weiter schreiben, vielleicht noch ins rechte und echte neue Jahrhundert hinein.

Mein braver Vater sprach oft, wenn wir Kinder um ihn beim Mittagessen saßen: „Ihr Kinder, wenn man meint, man habe genug gegessen, muß man aufhören, dann ist das Essen gesund.“

Ich meine als oft auch, ich hätte genug geschriftstellert und sollte aufhören schon um meiner Mitmenschen willen, die nicht jedes Jahr „Hansjakob“ lesen wollen und das ewige Räsonnieren und Jammern des alten Einsiedlers anfangs genug gehört haben mögen.

Digitized by Google

Auch hätte ich sonst noch gewichtige Gründe, der Bücherschreiberei ein Ende zu machen.

Einmal sollte ich meinen „Schriftsteller-Genius", der allzeit nur ein verkrüppelter Waisenknabe war, nicht so lange plagen, bis er jeden Spiritus verloren hat und nur noch Dienste tut wie ein alter Droschkengaul, den man peitschen muß, wenn er ein wenig traben soll.

Peitschen muß ich meinen winzigen „Genius" bis jetzt allerdings nicht; er peitscht mich noch, d. h. er läßt mir oft keine Ruhe, bis sein „Fusel" auf dem Papier steht.

Läßt er mich aber einmal los, so will ich's ihm danken und mit Vergnügen die Feder niederlegen, die jetzt sehr oft in Bewegung gesetzt wird, um die „Zwangsvorstellungen", die er und meine Nervenkobolde mir eingeben, aus dem Kopf zu bringen. —

Einen weiteren gewichtigen Grund, der mich veranlassen könnte, die Schriftstellerei aufzustecken, will ich meinen Lesern und Leserinnen nicht vorenthalten.

Vor wenigen Tagen kam mir ein Erlaß des erzbischöflichen Ordinariats Freiburg zu mit dem

Digitized by Google

Betreff: „Das Verhalten des Pfarrers Hansjakob".

Ich staunte, da mir in meiner bald vierzigjährigen Dienstzeit noch nie ein Erlaß über mein Verhalten zugekommen war.

Ich staunte aber noch mehr, als ich weiter las und in dem Schreiben die schärfste Mißbilligung darüber ausgesprochen fand, daß ich wiederholt, besonders aber in meinem „Abendläuten" Verordnungen der Kirchenbehörde in mißliebiger und aufreizender Art besprochen hätte.

Man wolle es diesmal, so hieß es weiter, mit einer ernsten Verwarnung bewenden lassen, da mein „krankhafter Gesundheitszustand" die Behörde abhalte, sofort gegen mich einzuschreiten.

Es hat jede Oberbehörde das Recht, ihren Beamten Rügen zu erteilen. Drum ist auch das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg zweifellos befugt, dem Pfarrer Hansjakob die Meinung zu sagen, und dies um so mehr, als dessen freimütige Äußerungen vielfach gegen dasselbe mißbraucht wurden und manch einer, der gegen die Verordnungen sich verging, auf den unbotmäßigen Pfarrer und Schriftsteller sich berief.

Digitized by Google

Was mich aber an der mir erteilten Rüge ärgerte, war der Umstand, daß dieselbe ihren Ursprung einem jungen Mann, einem Laien, verdankt, der in dem erzbischöflichen Kollegium sitzt und kaum auf der Welt war, als der Pfarrer Hansjakob schon für die Sache der katholischen Kirche im Gefängnisse saß.

Zur Sache selbst möchte ich folgendes sagen:

Ich weiß als Katholik und Priester, daß ein katholischer Schriftsteller seine Grenzen hat, wenn es sich um Wahrheiten handelt, welche die katholische Kirche als göttliche Offenbarung hinstellt.

Es hat mich noch nie gelüstet, diese Grenzen zu überschreiten, um so weniger, als es keinen wärmeren Verteidiger des katholischen Lehrbegriffs geben kann, als den derzeitigen Pfarrer von St. Martin zu Freiburg.

Ich darf mich für diese Behauptung wohl auf meine gesprochenen und gedruckten Kanzelvorträge berufen.

Aber auch als Schriftsteller habe ich meinen katholischen Standpunkt und meine katholische Überzeugung nie verleugnet. Es haben dies be-

Digitized by Google

rufene Kritiker meiner Schriften, die andern Konfessionen angehören, wiederholt betont.

Daß aber ein katholischer Priester, der zugleich Schriftsteller ist und zwar ein Schriftsteller, der zu seinem eigenen Schaden so dumm und so ehrlich ist, nach rechts und links, nach oben und nach unten zu sagen, was und wie er denkt, daß ein solcher in seinen Schriften — nicht etwa auf der Kanzel — nicht einmal ein subjektives, persönliches Urteil aussprechen dürfe über Verordnungen, die von fehlbaren Vorgesetzten, oft von Laien ausgehen, über Verordnungen, die heute so und morgen anders sein können — das habe ich in Wahrheit nicht gewußt.

Hätte ich es aber vor vierzig Jahren gewußt, so wäre ich nie katholischer Priester geworden, denn zu solcher Unterwerfung und zu solchem Verzicht auf die eigene Meinung war ich in meinem ganzen Leben nie veranlagt.

Ich passe in der Richtung überhaupt nicht zu einem Beamten irgend welcher Art und wäre, wie ich aus eigener Erfahrung wissen kann, im Staatsdienst sicher auch nicht besser oder, richtiger gesagt, noch übler gefahren.

Digitized by Google

Drum wäre es, wie ich schon öfters erwähnt habe, besser gewesen, ich würde Bäcker in Hasle geworden sein, dann hätte ich unbeschrieen in meiner Art in den Wirtshäusern der Vaterstadt räsonnieren und kritisieren können, wie einst mein Großvater, der Eselsbeck! —

Wenn ich nicht zu den Armen dieser Welt gehörte, d. h. zu jenen Sterblichen, die einen Dienst versehen müssen, um leben zu können, würde ich auch mein Amt als Pfarrer schon lange niedergelegt haben. Ich hätte längst innere und äußere Gründe genug dazu.

Ich wurde im Kulturkampf vom Staate, in dessen Dienst ich als Lehrer stand, gemaßregelt und zweimal von staatlichen Gerichten zu Gefängnis verurteilt, und nun will mich in meinen alten Tagen ein junger Laie noch in Konflikt bringen mit der Kirche.

So wird mir in meinem Leben nichts erspart, was Bitterkeit heißt.

Doch eines könnte der schärfste Konflikt nie bewirken, das nämlich, daß ich mich von der katholischen Kirche trennte. Eher würde ich mir das größte Unrecht gefallen lassen. Denn diese

Digitized by Google

Kirche gilt mir, um mit dem berühmten Theologen Möhler zu reden, „allzeit als groß und rein und heilig, wenn auch das menschliche Material in ihr noch so oft fehlt und gefehlt hat."

Daß aber ein Erlaß, wie der vorgenannte, mir Mahnung und Anlaß genug wäre, die Schriftstellerei aufzugeben und stille und loyale Wege zu wandeln, ist leicht zu begreifen. —

So lägen also Gründe genug vor, meinen Entschluß, den ich in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" kund gemacht, auszuführen.

Probieren will ich es wenigstens. Gibt mein „unruhiger Geist" sich zufrieden und bleibt mein Soll und Haben im Gleichgewicht, so will ich im neuen Adam Rieseschen Jahrhundert zu schriftstellern aufhören.

Es wäre auch ohnedies für einen Menschen in meinem Alter angezeigt, sich auf den Tod vorzubereiten durch ernstere Gedanken, als sie vielfach in meinen Büchern zu finden sind. —

So weiß ich denn heute, am 1. Dezember 1899, nicht, ob ich noch einmal zu meinen Lesern komme oder nicht.

Ich gleiche demnach einem Manne, der nach

Digitized by Google

Amerika auszuwandern im Begriffe steht, und weil er nicht weiß, ob er wiederkehrt, ernstlichen Abschied nimmt von seinen Freunden und Bekannten.

Drum reiche auch ich heute all den lieben Lesern und Leserinnen meiner Bücher die Hand und danke ihnen für die Anhänglichkeit und für die Geduld, die sie seit vielen Jahren meiner armseligen Schreiberei entgegengebracht haben.

Und wenn dieses vorliegende Büchlein wirklich mein letztes sein und meine Leser und Leserinnen nichts Neues mehr von mir lesen und hören sollten, bis sie eines Tages erfahren, der Pfarrer Hansjakob sei gestorben, so mögen sie bei dieser Nachricht also sprechen: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Aber er war im Grunde genommen ein törichter, närrischer Mann; er ist meist gegen den Strom geschwommen, hat stets seine eigene Meinung und eine Haslacher Zunge gehabt; er hat allzeit geschrieben und geredet, wie es ihm ums Herz war; er konnte nicht schmeicheln und nicht kriechen. Solche Leute passen aber nicht in diese Welt. Möge es diesem kuriosen Heiligen drum in einer andern Welt besser ergehen.“ —

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Werke von Heinrich Hansjakob.

Abendläuten. Tagebuchblätter. Mit Illustrationen von C. Liebich. 3. Auflage. Geh. M. 4.20, eleg. geb. M. 5.40.

Aus dem Leben eines Vielgeprüften. Eine Erzählung. Steif broschiert M. —.50.

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Mit Illustrationen von W. Hasemann. 5. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant geb. M. 4.20.

Erzbauern. Erzählungen. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 3. Auflage. Geh. M. 5.—, elegant geb. M. 6.—. (Inhalt: Der Vogtsbur. — Der Benedikt auf dem Bühl. — Der Bur und der Bürle. — Die Buren am Wildsee.)

Letzte Fahrten. Erinnerungen. Mit Illustrationen von C. Liebich. 4. Auflage. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Meine Madonna. Eine Familienchronik. Mit Illustrationen von Hugo Engl. 3. Auflage. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.

Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung. Mit Illustrationen von C. Liebich. 3. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant geb. M. 5.—.

Waldleute. Erzählungen. Mit Illustrationen von W. Hasemann. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant geb. M. 5.—.

(Inhalt: Der Fürst vom Teufelstein. — Theodor, der Seifensieder. — Afra.)

Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Mit Illustrationen von C. Liebich. 2. Auflage. Geh. M. 4.20, elegant geb. M. 5.40.

Digitized by Google

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024941524
TB 5.963

Digitized by Google

Digitized by Google